

Weg nach Weimar

herausgeber: F. Lienhard

Band 3

Friedrich
der Grosse





Wege nach Weimar

Gesammelte Monatsblätter

von

F. Lienhard

WSW

Dritter Band

Friedrich der Große

Mit den Bildnissen:

Friedrich der Große, Tafelrunde in Sanssouci, Königin Luise,
Juno Ludovisi, Klopstock, Lessing, Winkelmann



102508
18/6/10.

Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer

1907



Inhalt

Leitartikelf

	Seite
Schillers Ehe	1
Klopstock und Rousseau	49, 97
Gedanken über Kant	145
Rousseau und Kant. Von Heinrich von Stein	153
Von Kant zu Schiller	193, 241

Lebensbild

Friedrich der GroÙe

1. Wahrer Adel	22
2. Gespr	60
3. Zwischen Rolin und Leuthen	115
4. Im Banne Voltaires	165
5. Der k	211
6. Der Dichter und Satiriker	247

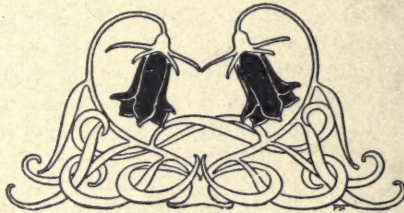
Dichterische Beitr

Tafelgespr	26
Gordons Heldentod	204
K	265
„An die Geduld“ (Vde Friedrichs des GroÙen, <i>ubertragen</i>)	35
„An meine Mutter“ (Vde Friedrichs des GroÙen, <i>ubertragen</i>)	144

Tagebuch

Dichten ist sehen? — H. v. Steins gesammelte Aufs	42
---	----

	Seite
Wertherstimmung und Antife — Gold auf blauem Grunde — Literatur und preußischer Adel — Eine neue Literaturgeschichte — Vom christlichen Idealismus — Geleitwort zur Wartburgtrilogie	84
Lessing — Nathans Opalring — Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen — Zu Weihnachten	137
Chamberlains Kant — Richard von Kralik — Ein Deserteur — Des Königs Kammerkonzert — Engels Literaturgeschichte — Goethebriefe	171
Winkelmann — Juno Ludovisi — Kant als Freund — Lebensburg	229
Kraliks Antwort — Literaturangaben — Ein Brief der Königin Luise — Richard-Wagner-Jahrbuch — Friedrichs Ende — Keiner verzage!	275
Stellen aus Friedrich und Kant (Schlußseiten) 48, 96, 144, 192, 240	
An die Leser	288





Tafelrunde Friedrich II. in Sanssouci
Von Ad. v. Menzel

Weg nach Weimar

Herausgeber: F. Linhard

II. Jahrg.

Oktober 1906

Heft I

Schillers Ehe

„Das Gerede über Schiller und Lotte gehört zu den Meisterwerken der pädagogischen Saarträuster und Perückenmacher; die vermeintlichen Bedürfnisse der höheren Töcherschule haben hier völlig über andere Bedürfnisse geseigt. Man brauchte einen idealen deutschen Dichter, der ein musterhaftes, sowohl poetisches als verständiges Eheblüdnis mit einem tabellosen Mädchen aus guter Familie einging; Schiller und die Lengefeld können uns dies wunderschöne, echt-deutsche, tief-sittliche, ideale Vorbild bieten, während es ewig zu beklagen bleibt, daß Goethe, bei aller sonstigen Größe, uns hierin so ganz im Stich läßt. Ja, wenn nur nicht die Urkunden über Schillers wie über Goethes Verhältnisse zu Frauen reichlich vorhanden wären! . . . In diesem Punkte war der große Idealist eben ein egoistischer Philister“ (!) . . .

„Zukunft“, 1906, Nr. 18, Dr. Wilhelm Vode, Herausgeber der „Stunden mit Goethe“.



ine hervorstechende Eigenschaft Schillers wird auch von nüchtern gestimmten Beurteilern (z. B. Lublinski) anerkannt: es ist in Schiller kein gehässig Nachtragen. Sein Temperament lodert auf, wenn er auf Widerstände stößt; aber der Drang nach innerer Freiheit und ausgleichender Harmonie ist allmächtig.

Demnach ist Leo Sambergers (im Schillerjahr verbreitetes) Bildnis des Dichters in wesentlichem Zuge verfehlt: Der moderne Maler hat dem Dichter der Geistesfreiheit und Seelengröße um Stirn und Nasenwurzel einen eigensinnigen, einen fast beschränkt hartnäckigen Zug angedichtet. Er glaubte wohl damit Schillers Energie

auszudrücken? Aber diese liegt verteilt über die Gesamtheit der eckigen Züge. Seine Vertrozung gerade im Mittelgrunde paßt nicht in Schillers Geisteswesen und findet sich auch auf keinem überlieferten Bildnis. Frei und groß strömt sein Stil und strömen seine Schriftzüge; das Endziel seiner ästhetischen Kultur war die „schöne Seele“, die freie Selbstbestimmung unter dem Sittengesetz. Das zieht sich durch sein Wirken von früh an; das ist schon im Programm der „Künstler“ oder in der „Theosophie des Julius“ ausgedrückt.

„Mein unermesslich Reich ist der Gedanke, und mein beflügeltes Werkzeug ist das Wort“ — dies beflügelte, nicht sich dumpf einbohrende Universalwesen macht ihn zum Gegenfüßler etwa eines Hebbel oder Kleist und bringt etwas Festspielhaftes in seine Dichtungen.

Er ist zunächst Süddeutscher, folglich ein ausgemachter „Pläneschmied“, wie man bei uns sagt. In Stuttgart gibt er die Anthologie heraus, in Mannheim die Thalia, in Jena die Horen und dann den Musenalmanach — immer ist er Anreger. Gleich im zweiten Schreiben an Körner äußert er, daß er über den Bau ihrer Freundschaft „tausend Ideen“ habe; seine Briefe an Körner, auch später aus Weimar, beweisen, wie der Rastlose voller Ideen steckt. Er war es, der den säumigen Körner mit freilich nicht viel Erfolg an die philosophische Arbeit drängte; und ebenso den eingesponnenen Goethe, der in einem der ersten Briefe an Schiller seine eigene Neigung zu „einer Art Dunkelheit und Zaudern“ beklagt und sich freut, durch Schiller zu einem emsigen und lebhafteren Gebrauch seiner Kräfte aufgemuntert zu werden. Und so entläßt sich Schillers Elektrizität in seinen Briefen gern in Schwärmereien und Verbrüderungs-Ideen: es ist nach strenger Arbeit das Zurückschnellen in die natürliche, warm-menschliche Gleichgewichtslage. Genau so, aus eben dieser Wesensart heraus, die wir bereits dem trockenen Reinwald und der mütterlichen Bauerbacher Freundin gegenüber hervorbrechen sehen, entläßt er sich gegenüber den Schwestern Lengefeld und macht mit ihnen vor der Heirat Lebenspläne, z. B. in Anknüpfung an einen Brief des Roadjutors Dalberg (Dez. 1789). Der Geistesverwandte Kants, der stärkste Dramatiker

der Deutschen liebte es, von seinem Arbeitstisch aus, seine Lebensgestaltung feldherrnhaft zu bestimmen, kraft jener Kantschen „inneren Macht, die keiner Macht der Erde weicht“.

Mit dieser Eigenschaft verbindet sich organisch das, was man Schillers „Überschwenglichkeit“ nennt. In seinem knöchigen, mageren Organismus war rasches Feuer; er war herzengut, aber der Ausdruck warmherzig paßt nicht genau: er war heißherzig. Wenn seine Werke bedächtige Naturen zumal einer materialistisch erkrankten Gegenwart kalt lassen, so liegt das an Schillers raschem Tempo: sie können mit ihm nicht Schritt halten. Sie gehen, Schiller fliegt. Wir sollten aber Spannweite genug besitzen, für jedes Klavierstück das ihm gemäße Tempo zu wählen.

Es kommt hinzu, daß wir uns in einem thüringischen, sächsischen und süddeutschen Milieu befinden; es kommt hinzu, daß jene Zeit vom Gefühlsreichtum des Erneuerers Klopstock kam, daß Werther-Siegwart-Stimmung des Hainbunds noch in der Luft schwang und daß Jean Paul bereits in Sicht war. Überhaupt war eine schöpferische Gefühls-Elektrizität in den Schöngeistern und genialischen Frauen jener Zeit. Und von Paris her wirkte noch jene Lüsterheit der Ara Louis XV. herüber, gegen die aber gerade die stolzeren Geister und die bürgerlich-moralische Richtung ankämpften, wobei auch die sittliche Arbeit der Freimaurerlogen und andererseits der pietistischen und christlichen Kreise — Richtung Klopstock-Herder — Achtung verdient.

Noch zwei wichtige Faktoren. In diese Zeitstimmung trat Schiller als Flüchtling ein. Die Angst vor Verfolgung, vor Schubarts Schicksal, ließ den Deserteur lange nicht los. Und zugleich traten materielle Sorgen und — damals schon — die Fieberkrankheit hinzu, die er sich übrigens dem Keim nach schon im feuchten Mannheim holte.

Unter solchen Verhältnissen mußte sich Schiller förmlich aus dem Nichts heraus seine Stellung schaffen, seine Menschen erwerben, seine Existenzmittel gewinnen, seine Dichtungen schreiben — für uns, von dem dringenden Bedürfnis beseelt, für die ganze Nation

arbeiten zu dürfen. Man nennt das Idealismus. Schiller fühlte sich vom Kern seines Wesens aus als ein Erzieher, Prediger, Lehrer, beseelt vom Drang, in das Ganze zu wirken. Das Wort Arbeit steht groß über seinem Leben, und zwar eine Arbeit, zu der er sich die Handwerksmittel erst erobern mußte, hierin verschieden von Goethes glücklicher Lebenslage. In der Stetigkeit der Arbeit sind sich beide gewachsen, der vielseitig beschauende Goethe, der mit der Natur Fühlung hatte, und der mehr historisch-philosophische, am Schreibtisch und in der Bibliothek mit dem Stoff ringende Schiller. Auch hierin war das Schrittmäß des kurz lebenden Schiller ein rascheres, oft etwas fiebernd; er war Angriffsnatur wie der große König, der in seinen gichtfreien Tagen mit verstärkter Elastizität nachholte, um was ihn etwa die Krankheit zu verkürzen gedachte.

Dabei strahlt aber aus dem in dieser Weise in die Arena gestellten Kämpfer eine außerordentlich heitere Geistigkeit. Schon ein Blick auf den Sprachschatz, in dem er lebt und webt, mußte verbieten, ihn in den Jargon der bürgerlichen Sphäre herab zu übersehen. Alle, die in seinen Umkreis traten, heben hervor, wie sehr er seine Umgebung adelte auch in den Kleinigkeiten des Tages. „Durch Schillers Leben, auch durch das gewöhnliche des Tages, zieht sich ein hoher sittlicher Ernst. Diesen Eindruck machte sein ganzes Wesen, wenn man ihm nahe war“ (Abeken). Goethe vor allem ist es, der diese Schiller'sche Verklärungskraft hervorgehoben hat; man lese nur alles nach, was Goethe über seinen Freund bekennt! Schiller war nicht sinnhaft und gegenständlich wie Goethe; ihn drängte seine Natur, hinter den Erscheinungen das geistige Gesetz zu suchen. Hierin steht der Dichter in einer Reihe mit Kant, Friedrich und Fichte. Also will auch sein Liebesleben von hier aus beurteilt werden.

Sollte man nicht annehmen dürfen, daß die lebenslange Freundschaft mit Geistern wie Goethe, Körner, Humboldt; Nachrufe wie sie Humboldt an Frau von Staël (Marbacher Schillerbuch) oder in seiner bekannten Abhandlung niedergelegt hat; Lottens Äußerungen in so vielen Briefen und Papieren (besonders auch der Wittve); Karoline in ihrem Leben Schillers usw. — sollte man nicht annehmen

dürfen, daß so viele gewichtige Zeugnisse, aus unmittelbarster Kenntnis der nächsten Nähe heraus geschrieben, einen Genius vor „Plattitüden“ sicherstellen müßten?

* *

Nach diesem Grundriß nähern wir uns dem Gegenstand. Wir sind ins 18. Jahrhundert eingetreten. Wir erkennen darin zwei scharfe Linien: eine Gefühlsstimmung (Klopstock) und eine Willens- und Vernunft-Richtung (Lessing, Kant, Friedrich). In den Klassikern läuft Beides zusammen.

Die sieben Bände Schillerbriefe (Jonas), sein Briefwechsel mit Körner, Lotte-Karoline, Goethe und Humboldt; bezüglich der Frau von Kalb Jean Pauls Briefe aus Weimar (an seinen Freund Otto) und die Briefe der Frau von Kalb an Jean Paul; diese Grundlage im Verein mit den einzelnen Monographien und Lebensbildern: — sie geben uns einen so sichern Boden, daß der Briefwechsel zwischen Wilhelm und Karoline v. Humboldt etwas wesentlich Neues über diese Welt nicht bringt, vielmehr unserer Prüfung bedarf. Das Neue dieses Briefwechsels (wozu Stauffers Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt und ihrem Freunde Rennenkampff hinzutritt): das Neue ist die reizende Anmut, die diese Plaudereien vor allen Brautbriefen jener Zeit auszeichnet. Es ist Poesie in Prosa. Das ist alles verklärt von Liebe, von Drang nach Schönheit und umfassender, spielend angeeigneter Bildung, durchflochten mit ein bißchen reichlich Klatsch, aber auch das nicht boshaft, alles in die weltumfassende Brautstimmung getaucht — kurz, ein prächtiges Buch! Und herrlich seelenjunge Menschen! (Der stattliche Band erschien bei Mittler, Berlin.)

Und eben diesen Briefwechsel benützt nun neuerdings das Mißwollen, um in fast nicht zu begreifender Weise auf einen Genius und Wohltäter der Nation und seine angebliche Doppel-Liebe loszuhacken. Ich habe selten etwas so Gewöhnliches über Schiller gelesen wie den Auffsatz, aus dem unser oben mitgeteiltes Motto entnommen ist.

Was nun diese Briefe auszeichnet: der allerliebste Sinn für das Detail, das neckisch-verliebte und doch seelenvolle Eingehen auf

das Rankenwerk des Lebens, das darf man natürlich bei Schiller nicht als Charakteristikum suchen. Bei diesem vergeistigenden Dichter ist auch in den schwärmerischen, verlangenden Briefen an Lotte und Karoline von Beulwitz eine Stimmung, die ins Allgemeine strebt. Doch ein Ton bildet das Grundmotiv: Sehnsucht nach Frieden. Man kann Schillers Ehe mit der Ehe eines Bach oder Luther vergleichen. Es tut unserer Auffassung von Bachs Idealismus keinen Abbruch, wenn wir lesen, daß Bach kurz nach dem Tode seiner ersten Gattin wiederum heiratete: seine glückliche zweite Frau Anna Magdalena lernte die „wichtigsten Regeln vom Generalbaß“, half ihm treulich, und er widmete ihr sein „Notenbüchlein“; und 20 Kinder entsprangen den beiden Ehen dieses großen und gesunden Tonmeisters und Christen. Von einem „Liebesleben“ im Sinne des feinkünstlerischen, jede bedeutend auf ihn wirkende Weiblichkeit gleich einer Blume in sich aufnehmenden Goethe kann hier keine Rede sein. Es ist ganz richtig: Goethe litt oft unter dem starken Eindruck einer schönen Erscheinung, das wissen wir noch vom Greis (Ulrike von Levetzow). Es muß das wohl mit Goethes Nerven- und Seelensystem, mit seiner zarten Sensibilität zusammenhängen; man darf das nicht bloß „Sinnlichkeit“ nennen im heutigen groben Wortbegriff. Christiane Vulpius als Erscheinung, als Pflanze, als Kunstwert fesselte und belebte den naturhaft empfänglichen Goethe. Dagegen Bach, Luther und Schiller, wesentlich ethische Willensnaturen — und mehr Sänger als Maler —, betrachteten auch die Ehe unter dem Gesichtspunkt des geistigen Gesezes: nämlich als ein ideales Zusammenarbeiten im Dienste des wohlkomponierten Ganzen.

Das halte man reinlich auseinander und sei gerecht nach beiden Seiten! Viele Kern- und Grundworte in Schillers geistiger Welt (z. B. das Suchen des „stilleren Selbst“, des „ruhenden Pols in der Erscheinungen Flucht“) gehen Hand in Hand mit diesem soziologischen und physiologischen Orange des ringenden Professors und Schriftstellers: endlich den festen Punkt zu finden, die Gattin, den Herd, den Platz, an dem sich seine Mission erfüllen ließ. Mit diesen reinen Augen lese man z. B. den bekannten Herzenerguß an Körner

(7. Jan. 1788): „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den inneren Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüt, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen . . . Ich bin bis jetzt ein isolierter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt . . . Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, das ihnen teurer war als ich, und damit kann sich mein Herz nicht behelfen“ . . . Diese ergreifende Sprache eines rastlos Umgetriebenen taucht schon in Mannheim auf (z. B. an Zumsteeg, 19. Jan. 84, und an Frau Henriette von Wolzogen, 7. Juni 84). Alle Anklammerungen Schillers seit seiner Desertion: an Körners, an die Bauerbacher Freundinnen, an die Lengefelds — sie tragen diesen Herzenston liebender Freundschaft und freundschaftlicher Liebe. „Wie unaussprechlich viel Seligkeiten versprech' ich mir bei Ihnen! . . . O meine Seele dürstet nach neuer Nahrung — nach besseren Menschen — nach Freundschaft, Anhänglichkeit und Liebe! Ich muß zu Ihnen, muß in ihrem näheren Umgang, in der innigsten Vertretung mit Ihnen mein eigenes Herz wieder genießen lernen und mein ganzes Dasein wieder in einen lebendigen Schwung bringen!“ So schreibt er nicht an die Schwestern Lengefeld, so entläßt er sich an Körners. Diesen Ton finden wir oft: Lebens-Elektrizität strömt nach angestrengter Stubenarbeit in diesen Formen wieder in seine lange unterdrückte Empfindung. Und wie er schon bei Körners — echt Schiller — den gesamten Kreis umfaßte, Minna, Dora, Huber und Körner (ein zwiefaches Brautpaar), so verschmolzen sich dem Dichter des weltumarmenden Liedes an die Freude aus der Ferne auch die Bauerbacher Damen (Mutter und Tochter) und die Geschwister Lengefeld. Fein und neidlos bemerkt einmal in dieser Beziehung Karoline, Lottens Schwester, die ja später als Karoline von Wolzogen (von Beulwitz getrennt, mit Wolzogen vermählt) ein grundlegendes Schillerbuch schrieb: „Schon hier (Nov. 1789) zeigte

sich die wohlthätige Kraft ihrer (Lottens) stillen, ruhigen Seele auf Schillers so oft wechselnde Vorstellung von den äußeren Verhältnissen, welches Schwanken jetzt noch durch leidenschaftliche Ungeduld gesteigert ward. Unsere nahe Reise nach Weimar beruhigte ihn, und ein Hauch der Liebe und Freude beschwichtigte überhaupt leicht alle widrigen Gefühle in ihm" (Schillers Leben¹⁾).

Dieses Genie trat nun in die thüringische Häuslichkeit der „chère mère“ in Rudolstadt. Drei Frauen bildeten hier ein theils schönggeistiges, theils zärtliches Fluidum. Die Mutter war nach den bitteren Ehe-Erfahrungen der jetzt im Hause lebenden Karoline (der Gatte war auf Reisen) etwas ängstlich geworden; eine korrekte Natur — sie hatte ein kleines Hofamt —, aber im übrigen gut, liebevoll-lächelnd von den Töchtern bevormundet, wie sich ja auch der ganze Verlobungsplan zunächst hinter ihrem Rücken zwischen Schiller und den verbündeten Schwestern anknüpfte. Dazu kam in der etwas nervenleidenden und starkgeistigen Karoline (Jean Paul macht eine drastische Bemerkung über ihre Körperfülle, worin sie Frau von Kalb gleich) jene gefährliche Unruhe, die sich in der unglücklich verheirateten und nur halbgetrennten Frau leicht ausbildet. Gewöhnlich war sie es, die das Gespräch leitete und überhaupt die Führung hatte; sie war schriftstellerisch begabt, schrieb klar und warm, ihr Roman „Agnes von Lilien“, in der ersten Hälfte anmutig, machte Aufsehen; eine Ruhe-Suchende war sie wie Schiller selbst. Und Schiller? Er kam von der unruhigen, gleichfalls nicht glücklich verheirateten Frau von Kalb. Er hätte also bei Karoline von Beulwitz nur eine Steigerung dessen gefunden, was er zu überwinden trachtete. So ist es psychologisch und aus den Dokumenten sicher, daß ihn sofort das ruhige, unauffällige Walten der kleinen Hausfrau Lotte instinktiv anzog. Ob Schiller seine Schwägerin bei den Begrüßungen leidenschaftlicher geküßt als Lotten (wie die phantasievolle Erfurterin bemerkt haben will), ob er in den — von beiden gelesenen — Briefen an Karoline ebenso

¹⁾ Man verwechsle im Folgenden die beiden Karolinen nicht: 1) die Erfurterin Karoline von Dacheröden, spätere v. Humboldt, 2) Lottens ältere Schwester, vermählt mit Beulwitz.

zärtliche Ausdrücke benützt wie an Lotte allein — das verschlägt nichts. Der Brieffschreiber versetzt sich unwillkürlich in das Wesen des Adressaten: Karoline war auf diesen Ton gestimmt, und — hinter und neben ihr sah er Lotte. Die wahrhaft beruhigende Wohltäterin war für diese unberuhigten Menschen die anfangs unterschätzte, immer mehr wachsende Lotte, deren harmonische Entfaltung auch die Bewunderung der Erfurterin endlich erzwang, obwohl der letzteren Partei-nahme für Karoline von Beulwitz offen am Tage liegt.

Das Innigkeitsverhältnis zwischen den zwei Schwestern und Schiller ist ein ähnliches wie in Erfurt zwischen Laroche, Wilhelm von Humboldt und Karoline von Dacheröden, wie letztere selbst bemerkt. Ja, die liebevolle Erfurterin war in dieser Beziehung noch unvorsichtiger und kam durch einen Professor Meckel derart in Klatsch, daß sogar die sanfte Lotte von „Ohrfeigen“ spricht, die jener verdiene. Doch fügt Lotte hinzu, bezeichnend für diesen Kreis: „Ich möchte es ihr doch recht fühlbar machen, wie wenig es einem gibt, viele Menschen an sich fesseln zu wollen“ (19. Sept. 89). Man muß die Briefe nachlesen, den ganzen zweiten Band des Briefwechsels Schiller-Lotte und Humboldt-Karolinens Briefe, um den Herzlichkeitston jener adligen Kreise und jungen Leuten, den etwas verliebten Kokoko-Ton, in seiner Ganzheit zu begreifen — und von da aus das einzelne richtig einzuschätzen. „Ich kann Dir gar nicht sagen, wie gut, wie menschenfreundlich und lieb M.“ [eben jener Meckel] „war, als er uns am Sonntag besuchte. Ich lege Dir einen Brief von ihm bei, Du mußt mir ihn aber gut aufheben, denn ich werde das Ding schon so klug einfädeln, daß er der Anfang von einer hübschen, interessanten Korrespondenz werden soll, an der ihr wie an allem, was mich freut, Anteil nehmen sollt“ — so naiv-schlau-offenherzig plaudert die Erfurter Karoline mit den Geschwistern Lengefeld. Und gleich dahinter aber: „Liebe, teure Karoline, wenn Du an unsren D.“ [Geheimchiffre für Wilhelm von Humboldt] „schreibst, so sag ihm alles, was Du weißt, das ewig für ihn in meinem Herzen ist.“ Und später sehr niedergeschlagen über diesen Meckel (9. Dez. 89 an Karo-

line von Beulwitz): „Die Erfahrung mit M. ist schmerzlich; wie sonderbar ist dieses gemischt; in dieser Geschichte ist noch etwas Verworrenes, das sie unerklärbar, und vor allem die Absicht, die er hatte, an mir schlecht zu handeln, unerklärbar macht. Die Zukunft, die so manches entschleierte, löst vielleicht auch dies. Es ist freilich schwer zu glauben, daß ein kluger Mann so leichtsinnig handeln könne, doch will ich das lieber denken als ein Gewebe von vorsäßlichen Bosheiten ahnen — mein Herz wendet sich davon weg — ach! ich liebte ihn so sorgenlos, meine Dankbarkeit löste sich so gern in die sanften Gefühle, die mir sein Wert einflößte — ich will darüber schweigen.“ Solcher Enttäuschungen mußte man aber bei der allgemeinen, leicht von einem zum andern überspringenden Entzündlichkeit dieser sehr jungen, sehr schöngestig-genialischen und doch so menschlichen Mädchen und Frauen gewärtig sein, bis dann die Ehe aussonderte, beruhigte und abgrenzte. Und selbst da noch behalten sich Wilhelm von Humboldt und Karoline von Dacheröden ausdrücklich Bewegungsfreiheit vor, wie in ihren Briefen deutlich zu lesen ist und auch von Karoline von Beulwitz an Schiller mitgeteilt wird. Das Freundschaftsbedürfnis dieser schöpferischen Seelen war von größerer Spannweite und von geistigerem Schwung als der Nüchtering von heute sich das vorstellen kann.

Reizend ist das Versteckspiel und das neckische Gewirr, je mehr die Entscheidung zwischen Schiller und Lotte öffentlich wird. Ob Frau von Stein, die von Schillers heimlicher Verlobung wußte, wohl zu Frau von Kalb davon gesprochen habe? (Nein, sie tun beide voreinander, als ob sie nichts wüßten.) Wird sich Frau von Kalb etwas merken lassen, wenn Lotte ihr einen Besuch macht? (Nein, sie ist sehr freundlich.) Darf man sich dem Koadjutor Dalberg anvertrauen? (Nein: „er soll indiscret sein“, warnt Karoline.) Einmal flammt in Schiller eine kleine Eifersucht auf Knebel empor, der sich um Lotte bemüht. Und dunkel schattet herein Frau von Steins tiefe Niedergeschlagenheit, die grade mitten in diesen Verlobungsstimmungen — seltsames Zusammentreffen! — den Bruch mit Goethe durchmachen mußte.

„Die Stein ist ein verständiges Weib, aber für die zartesten Herzensverhältnisse ist ihr jetzt der Sinn verschlossen, sie ist ohne Glauben daran“ — wie viel sagen diese wenigen Worte Karolines von Beulwitz an Schiller! Nach und nach freilich ging diese Stimmung, wie Karoline später berichtet, „in eine stille Trauer“ über, „und da schien sie mir wahrer und harmonischer als in der wider-natürlichen von Gleichgültigkeit und Verachtung“. Und Karoline fügt hinzu: „Die Stein sagt, daß die Kalb nicht unedel sei, aber neugierig und indistret und étourdie“. Nein, unedel ist in diesem Kreise niemand. Nur jung und unreif, nur nervös und suchend. „Ruhe ist alles, was Du brauchst“, schreibt daher Schiller bezeichnenderweise an Karoline von Beulwitz, „Deine Seele faßt noch mit zu viel Heftigkeit alles, wie ruhig könntest Du sein, wenn Du nur allein in der Wirklichkeit lebst!“ Schiller wußte in diesem Punkte Bescheid. Und Lotte wieder über Frau von Kalb: „Die Imhof hat mir erzählt, die Kalb wäre unzufrieden mit ihrem Manne aus Eifersucht, weil er ihr nicht immer treu wäre; die Kalb hätte es ihr so hingeworfen. Ich habe einiges von der Kalb gehört, was ich mir nicht so von ihr gedacht hätte; sie muß erstaunend heftig sein.“ Und dann echt Lotte: „Ich habe doch eigentlich die Ruhe im Charakter gern, bei jedem übertriebenen Gefühl und jeder zu heftigen Bewegung verliert doch die Seele an ihrer Würde. Es macht mir noch einmal so wohl, wenn ich die Menschen stark und fest in sich selbst sehe, wenn sie sich nicht so leicht von ihrem Gefühl hinreißen lassen.“

Ja, wie eine verkörperte Göttin herzlicher Ruhe, inniger Häuslichkeit und — der Gesundheit des Körpers und der Seele hebt sich Lotte von Lengefeld, würdig, Lotte Schiller zu heißen, von dieser unruhigen Umgebung ab. Sie steht unbedingt als die geschlossenste Weiblichkeit unter den bedeutenden weimarischen Damen. Wir hören ordentlich die gute, echt weibliche Stimme, den Herzenston ihrer innigen, schlichten Briefe. Sie hat am meisten Gemüt und gefunden Sinn. Wenn wir zwischen all diesen kleinen Berichten der vielen Briefe plötzlich über Frau von Kalb die Worte lesen:

„Sie kann jetzt fast gar nichts sehen, nicht lesen noch schreiben“ — und uns vergegenwärtigen, daß diese leicht erregbare Frau damals schon und viele Jahre noch mit Erblindung kämpfte und später völlig erblindete: dann urteilen wir sofort mild und groß. Und so sagt auch Lotte: „In manchem mag es auch Krankheit sein, daß sie größere Reizbarkeit haben und ihre Gefühle sie überwältigen“ (1. Sept. 89). An ihrer Schwester Karoline konnte sie dies beobachten; und nicht übersehen wollen wir, daß auch die Erfurter Karoline (4. Sept. 89) von heftigem Blutspucken berichtet. Über die Schwester schreibt Lotte an Schiller (30. Sept. 89): „Wenn Karoline nicht gleich mit uns lebt, so kann sie doch jeden Tag, wenn es ihr einfällt, kommen, es sind nur 8 Stunden; die ersten Jahre wird Beulwitz gewiß artiger, und wenn sie gesund ist, daher mehr eins mit sich, kann sie ihre Zeit auch angenehm verleben.“ Diese unbefangene Bemerkung ist auch noch aus einem anderen Grunde wichtig: die drei Verbündeten — Schiller, Lotte, Karoline — dachten nämlich eine Weile daran, mit Beulwitz zusammen (Karolinen's Gatten) zu leben, da sie von Schiller einen günstigen Einfluß auf ihn und seine Ehe mit Karoline hofften. Auch das steht deutlich in jenen „reichlichen Dokumenten“, die man nicht gelesen hat! Und auch das ist ein Zeichen vom Solidaritätsgefühl dieser schönen Seelen. (Vergl. Karoline v. Dacheröden an Humboldt, S. 348!)

Gleich als Schiller Karoline von Dacheröden kennen lernt, schreibt er: „Unsere Karoline habe ich bloß ahnen können. Ihr Geist überraschte mich, in ihr ist etwas Edles und Feines, das man idealisch nennen möchte. Wie wahr und wie tief sie fühlt, müßte ein längerer Umgang mich lehren; daß ich im voraus daran glaube, versteht sich, aber die Erscheinung ging mir zu flüchtig vorüber, und ihr ganzes Wesen hat einen gewissen Glanz, der mich blendet. Gewiß, sie ist ein ungewöhnliches Geschöpf, und wollte der Himmel, es würde wahr und sie wäre unser auf ewig!“ Unser! Und an die Schwestern — wie viele solche Stellen! „Ja eine schöne Harmonie soll unser Leben sein, und mit immer neuen Freuden sollen sich unsre Herzen überraschen. Unersehöpflich ist in ihren Gestalten die Liebe,

und die unfrige glüht in dem ewig schönen Feuer einer immer sich mehr veredelnden Seele. Des ist jetzt das einzige Glück meines Lebens, daß ihr mich in einem Herzen der Liebe tragt!" Von diesem Gesichtspunkt aus umfaßt er beide in unzähligen Stellen: Lottens Schwester war auch ihm eine Schwester, dem Heimatlosen, und sein stürmisch Friedensverlangen umschlang beide. Aber eine „eigentliche“ Liebe grade zu Karoline? Was heißt denn „eigentliche“? Daß Karolinens heftige Seele an ihm hing, am Geistspender dieses ganzen Kreises — ist das ein Wunder? Weit und breit ist nichts zu entdecken von dieser spezifischen Liebe grade zu Karoline. „Wie schön ist unser Verhältnis gestellt von dem Schicksal! Worte schildern diese zarten Beziehungen nicht, aber fein und scharf empfindet sie die Seele“ (Schiller an die Schwestern, 14. Nov.; der Brief beginnt: Seid mir gegrüßt, Feuerstes meiner Seele!). Und wieder (16. Nov., Montag, nachts [offenbar nach später Arbeit]): . . . „Meine Seele schlingt sich um Euch. Könnten meine Arme Euch umfassen! Könnte ich Euer schlagendes Herz an dem meinigen fühlen! In Euren Augen Eure liebevolle, mir entgegeneilende Seele begrüßen! Ach das selige, unaussprechliche Glück der Gegenwart, des lebendigen Besizes! Schlaft wohl, meine Lieben, Feuerste meiner Seele und mein einziges Leben! Es ist ein Uhr. Ihr werdet sanft schlafen, und Ihr habt meiner gedacht, ehe Ihr einschlieft. Morgen werde ich Eure lieben Briefe erhalten und Ihr einen von mir. Finde ich morgen noch einen schönen Augenblick, so grüße ich Euch noch. Gute Nacht, meine Lieben!“

Wer hier unrein-modern-plumpe Gedanken hereinträgt, der richtet sich selber. „In ihm ist Fülle des Lebens“, schreibt Karoline von Dacheröden mit Recht. Ich gestatte mir noch, an ein von den Literaturhistorikern leider selten angezogenes Beispiel zu erinnern: an Friedrichs des Großen leidenschaftliche Briefe an seine geliebte Schwester Wilhelmine, die Markgräfin von Bayreuth, grade in den arbeits- und schmerzsvollen Tagen nach der Niederlage von Kolin.¹⁾

¹⁾ Wir lernen das in den nächsten Seiten kennen.

So braust elementar das Liebesbedürfnis eines streng geistig arbeitenden, geistig gestimmten und doch menschlich zart und tief empfindenden Idealisten und Genies aus Bedrängnissen empor.

„Dein Glück, Deine Ruhe ist ja nur, was wir suchen“ — diese Worte Lottens (29. Sept. 84) treffen den Kern dessen, was eine verständnisgarte Gattin solchem Dichter sein konnte. Und an anderer Stelle: „Schön wird sich alles Verwirrte noch auflösen in unfrem Schicksal, und ruhige Tage werden noch jeden Kummer versüßen, den wir jetzt vielleicht noch zu tragen haben“ (19. Sept.). Und weiter: „Dein Glück, Deine Ruhe sind mir das Heiligste, was ich kenne“ (6. Sept.). Und rührend schlicht, ganz Lotte: „Lieber, ich kann so wenig sagen, wie lieb Du mir bist!“ (3. Okt.). Es ist in den Briefen Lottens eine oft ergreifende Innigkeit. Es war damals mehr Liebe in der Welt.

*

*

*

Wie ist denn nun aber die Idee, Schiller hätte „eigentlich“ Karoline geliebt, in ihrem ursprünglichen Reim entstanden? Wie gesagt: wir dürfen in aller Unbefangenheit zugeben (was aber nicht bewiesen ist), daß Schiller nicht gleich von vornherein bewußt Lotte von Karolinen absonderte; und wir dürfen ebenso unbefangen einräumen, daß ihn das stärkere Feuer der geistvollen Karoline manchmal mitgerissen haben mag. Und nun konnte es dem flüchtigen Beobachter, zumal wenn er Karolinen nach Ausdruck verlangendes Liebesbedürfnis in Betracht zog, vorkommen, als wären eigentlich die beiden genialischen Naturen — der Dichter und die Schriftstellerin — füreinander bestimmt. Das sicherte zu Lotte durch. Und hier enthüllt sich nun Lottens vornehme, schüchtern-gemütsstiefe Natur: sie beschließt, falls Schiller wirklich ihre genialische Schwester mehr liebe, freiwillig zu verzichten. Aber sie weiß zugleich, daß ihr dieser heroische Entschluß das Herz brechen würde. Man lese nun den bekannten Trostbrief, den Karoline von Dacheröden-Humboldt an sie schrieb (18. Nov. 89): „Ich habe in diesen Tagen viel über Euer Ver-

hältnis mit Schiller nachgedacht. Wenn es dauern sollte, meine Lotte, und Du fühltest, daß Du die Idee [man bemerke: „Idee“ und „Vorstellung“ nennt das Karoline!], „Schiller liebe Lina mehr als Dich, nicht als eine kranke Vorstellung hinwegräumen könntest, so wäre mein Rat, Dich mit Schiller darüber zu erklären. An der heiligen Wahrheit seines Herzens kannst Du nicht zweifeln. Es tüt mir zwar weh, wenn Schiller aus dem schönen Wahn, daß alles unter Euch harmonisch sei, gestört würde, aber dies steht doch in keinem Verhältnis mit der dauernden Unruhe seines Herzens, und er erführe nur etwas früher, was man ihm in die Länge doch nicht verbergen könnte. Meine Geliebte, ich fühle alles Quälende, das durch diese Vorstellung in Dein Leben verwebt ist . . . Es ist ein Gedanke, wert in Deinem schönen Herzen geboren zu sein, Schiller und Lina zusammen zu verbinden, aber, Lotte, es ist mir eine wahre Bemerkung im Menschenleben, daß wir an unsrer vollen Kraft verlieren, wenn wir über das Menschliche hinaus wollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube, Du könntest es vollbringen, ebenso gewiß bin ich auch, daß Du in dieser Handlung alle Kräfte deines Wesens erschöpftest — die Kräfte, meine Teure, die Dir auf Dein ganzes Leben gegeben — Du würdest Dich aufreiben, ohne es Dir vielleicht selbst gestehen zu wollen. Und Lina und Schiller, glaubst Du, daß sie glücklich sein könnten, durch solch ein Opfer? Ach Lotte, der bloße Gedanke wäre eine Beleidigung für ihr Herz. Nein, meine Geliebte, Du kannst Dich nicht meinen Bitten verschließen, eine andere Vorstellung der Sache aufzunehmen, da es Deiner und Linens Ruhe gilt.“ Jetzt kommt ein wichtiger Satz: „Was Dir die Stein gesagt hat“ [danach war es also die sonst sehr wohlwollende Frau von Stein, die diese „Vorstellung“ in Lotten durch irgend eine wohl harmlose Bemerkung erweckt hat!], „wundert mich sehr, daß es so tiefen Eindruck auf Dich hat machen können, da es Dir doch gewiß schon eine Erfahrung Deines Lebens sein muß, daß die meisten, selbst guten Menschen die Empfindungen anderer nach der Grenze der ihrigen bestimmen und alles verdammen, was über diese hinausreicht“ [wie wahr!].

„Sollte dies vielleicht nicht auch hier der Fall sein? Lina ist ein eigenes Wesen, und das ewig unwandelbare, ewig stete Gefühl der Liebe nuanciert sich so verschieden. Du liebst Schiller mit allen Kräften Deines Wesens — ihre Seele ist in ihn versunken, kann es anders sein? Schiller kann in der stillen Anhänglichkeit Deines Wesens, in Deinem sanften Hingeben keine Leere fühlen. Lina wird ja auch wahrscheinlich mit Euch leben, ich glaube nicht, daß etw. es sie an der Ausführung dieses Gedankens hindern könnte, sie müßte denn glauben, es sei etwas Drückendes gegen Dich darinnen“.

Das ist dieselbe Karoline von Humboldt, geb. v. Dacheröden, deren Briefwechsel mit Humboldt man nun gegen Lotte-Schiller ausspielen will! Entweder heuchelt sie hier, was undenkbar ist; oder sie ist in ihren Briefen an Humboldt selber noch unklar, wie wir gleich sehen werden. Und man beachte: sie, die reinste Seele, spricht hier selber von dem so ungeheuer „Anstößigen“, daß nämlich Karoline, der die gute Lotte so herzlich Glück verschaffen möchte, bei Schillers Leben könnte! Sie tröstet damit Lotte!¹⁾

Nachdem dann Schiller von dieser Angstphantasie seiner Braut erfahren und sich unzweideutig ausgesprochen hat: welches Aufatmen bei Lotte, welche Hingabe in den nun folgenden Briefen der ungehemmt glücklichen Braut! Ich kann mir nicht helfen: mich ergreift dieser zweite Band des Briefwechsels Schiller-Lotte manchmal fast zu Tränen. Es ist ein ungewöhnlich seelisches Schauspiel, zu beobachten, wie sich Schiller und seine seelenfeine Braut aus diesen Verschlingungen in die Klarheit und Harmonie gemeinsamen Wanderns emporsinden.

Und die Hochzeit selber? Die beiden Schwestern, die Mutter und Schiller „brachten den Abend still und ruhig miteinander in Gesprächen zu beim Thee“, schreibt Lotte unbefangen. Von irgendwelcher tragischen Stimmung bei Karolinen ist weit und breit nichts zu merken. Schillers Briefe aus der Ehe strahlen von ruhigem Glück.

¹⁾ Wie häßlich Bode über diese Herzenstrüffel spricht, das lese man an Ort und Stelle nach; ich habe keine Lust, meine Blätter damit zu verunzieren.

Und seine Schwägerin Karoline schreibt in „Schillers Leben“ über jene Tage, die auch die offizielle Verlobung des Brautpaars Humboldt-Dacheröden brachten (S. 183): „Es waren heitere Tage. In der engen Verbindung eines kleinen Kreises guter und geistvoller Menschen, wo jedes seine Originalität behauptet und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt, liegt wohl immer der reinste Lebensgenuß; und der daraus entstehende Kontrast mit der übrigen, fremden Welt, wo alles an Berechnung, Rücksicht und Beschränkung mahnt, erzeugt manche komische, wunderliche Situationen, die jenem Genuß eine eigene Würze geben. Das Glück jedes menschlichen Wesens war uns heilig; nichts als die Wahrheit galt; aber belästigt wollten wir sowenig als möglich durch fremde Existenzen sein, die nur Leerheit und Flachheit boten; und vielleicht achteten wir zuweilen der notwendigen Weltformen nicht genug, fehlten in der Art, sie von uns abzureißen, und jugendlicher Scherz geriet in Übermut.“

Jedes Wort ein Schlag ins Gesicht der eingangs gebrandmarkten Verkenmung! Es waren „heitere Tage“ — das übersehe man nicht und lege nicht schwerblütig-moralistisch-materialistischen Maßstab an diese genialen Menschen, die fliegen konnten! Und uns den Bürger Boß und seine Ernestine gegen Schillers angebliche (aus der Luft gegriffen!) nicht musterhafte Ehe auszuspielen oder schmachvoller Weise an des sinnlichen Bürgers Molly-Doris zu erinnern: das ist so elementare Verleumdung unseres Dichters, daß wir alle damit eine Blamage erlitten haben, die wir Wege suchen in eine adlige Auffassung des Verhältnisses von Mensch zu Mensch.

Auf die Briefstellen, die man ohne alle Rücksicht auf das sonstige Material aus dem Briefwechsel Wilhelm-Karoline herausklaubt, gehe ich nur kurz ein. Ich sagte schon: diese jungen Leute waren sich selber über die wahre Sachlage anfangs nicht klar und — berichtigen sich selber von Brief zu Brief. Es ist offensichtlich, daß sie beide tasten — und zwar deshalb, weil sie zunächst Lotte unterschätzen. „Lotte ist aus ihrer Sphäre herausgerissen. Sie war gemacht, in einem engen Kreis von Emp-

findungen zu leben, und sie wäre glücklich dabei gewesen und hätte nichts darüber gedacht (!). Man (?) hat ihr das Höhere gezeigt, und sie hat danach gestrebt, ohne das innere Vermögen zu haben, es zu genießen, das sich nie gibt. Ich bin sehr traurig um Karolinen" . . . So Karoline von Dacheröden an Humboldt; es sind gleichsam Tagebuchnotizen, worin sie, die offenbar zu Lottens Schwester neigt, sich zu erleichtern und zu klären sucht. „Eine Unerklärbarkeit bleibt mir Schiller“ usw. Und Humboldt ist in seiner Antwort noch ratloser. Dann, schon ruhiger (Karoline): „Über das Verhältnis zwischen Karoline, Schiller und Lotte bin ich ruhiger . . . Daß Lotte ihm nichts als Mittel (!) gewesen ist, um es möglich zu machen, mit Karoline zu leben, ist mir sehr klar“ — mir sehr klar! also vielmehr nicht klar, nämlich subjektive Empfindung ohne sachliches Material, weil immer wieder die stille Lotte von diesem lebhaften Kreise unterschätzt wird. „Aber die Indelikatesse, die ich ihm schuld gab, fällt weg, wenn sich Schillers Herz ganz entfaltet, wenn man seinen ernstesten Willen sieht, Lotte dennoch so glücklich zu machen, als sie es je sein kann.“ Abgesehen von den wiederum unterschätzenden sechs letzten Worten: welsch ein unklarer und in sich widerspruchsvoller Satz! Die Indelikatesse fällt weg? Welche „Indelikatesse“? Jene Gemeinheit? Denn so müßte man das nennen. Die Gemeinheit, einem Mädchen Liebe zu heucheln und „eigentlich“ die Schwester zu lieben?! Alles dies erklärt sich aus der fixen, unpsychologischen Idee dieser Kreise, das Genie Schiller müsse nun einmal die genialische Schriftstellerin lieben und nicht deren still zurücktretende Schwester. „Lottchen selbst ist mehr geworden“, heißt es dann zuletzt erstaunt. Nein, Lottchen war immer dieselbe: bloß habt ihr sie erkannt. Das tritt ganz besonders, und recht wehtuend, an einer Stelle hervor, die Bode mitten in einem Zitat unterschlägt: „Lotte muß durchaus nicht fühlen, daß sie Karolinen's einziger Zufluchtsort ist, sie wird nur schon zu sehr, fürchte ich, einen arroganten Ton gegen sie annehmen“ (14. Januar 1790). O weh! Das schreibt Karoline von Dacheröden über Lotte!

Hand in Hand mit dieser Unterschätzung Lottens geht eine

Parteinahme für deren ältere Schwester: man prüfe einmal die Stellen nach, die deren Schwärmerei für Dalberg behandeln! Dann die Stellen über den „Goldſchag“ Dalberg ſelber! Und wenn man hier ſchon lächelt, ſo lacht man laut auf bei der mitleidigen Äußerung des blutjungen Humboldt über den 8 Jahre älteren Schiller: „Er hat gewiß wenig Weiberkenntnis — Schiller iſt jugendlich (!), unerfahren (!)“ . . . Der wohlgezogene Humboldt ſchreibt das aus dem behaglichen Berliner Heim, nachdem er Schiller in Thüringen flüchtig kennen gelernt hat: ſchreibt das als Zweiundzwanzigjähriger über den dreißigjährigen Kämpfer! Und ſo können wir nur laut lachen über die ſpäteren Briefſtellen, wonach „Loſo“ den Dichter „herabgeſtimmt“ habe uſw. Dazwiſchen kommen immer wieder harmlos-heitere Plauderberichte von Beſuchen Schillers und „Lottgens“; und in einem wichtigen Briefe (22. Januar 91) wird denn doch auch Humboldt über die wechselnden Liebezneigungen der Karoline von Beulwitz ſehr ſtuſig. Man denke ſich die folgenden Worte Humboldts von Schiller geſchrieben: „Wie ich auch Lili bewundere und liebe, ich wäre nicht für ſie geſchaffen geweſen. Keiner von uns hätte dem andren das Höchſte gegeben. Oft entſchlüpfte ſie mir ſo ſchnell, und oft ſah ich ſie ſelbſt in den zärtlichſten, ergriffenſten Momenten doch nicht tief mit meinem Weſen beſchäftigt. Wo ſie liebt, da muß das anders ſein, aber auch da, glaub' ich, zaubert ſie ſich leicht ein Bild des Geliebten in die Seele, das nicht immer in jedem Zuge getreu iſt. Manchmal kam's mir ſo vor mit Schiller. Sie nimmt mehr den andren aus ihm ſelbſt heraus, als daß ſie tief in ihn eingeht und in ihm verweilt. So möcht' ich's ausdrücken, obgleich dieſe Wahrnehmungen eigentlich jedem Ausdruck entſchlüpfen“ uſw. Das ſtimmt ganz genau zu der kühlen Art, mit der Schiller ſelber Karoline, inſbeſondere in ihrem Verhältnis zu Dalberg, beurteilte (Briefw., S. 396) und was dann die bräutliche Karoline von Dacheröden (die gleichfalls gar warm für den „Goldſchag“ Dalberg eintritt) ſo ſehr verdrießt. Aber wir ſchließen uns Schiller und dem ſpäter ſo innig dem Dichter befreundeten Humboldt in der Beurteilung von Lottens Schweſter durchaus an. Was in aller Welt hätte denn den Dichter

hindern sollen, sie zu wählen, wenn er sie wirklich liebte? Hat das nicht kurz darauf Wolzogen getan, und zwar noch ehe die Scheidung — zum schweren Verdruß der Mutter in Rudolstadt (vgl. Brief vom 25. April 94) — in Ordnung war?

* *

So sehen wir auch im klassischen Weimar sterbliche Menschen! Irrende, liebende, leidende, büßende und — schaffende Menschen. Schiller entrang sich der weichlichen Atmosphäre und erschien der Erfurter Karoline, wie gesagt, ruhig und nicht mehr schwärmerisch, worüber sie bekümmert an ihren Bräutigam schrieb. Und der gute Humboldt im fernen Tegel, in reiferen Jahren ein so tief schauender Verehrer Schillers, schreibt die unreifen Worte zurück: „Was du mir von Schiller schreibst, hat mich tief geschmerzt (!) Daß man die schönsten Wesen hinwelken, die größten Menschen herabsinken sehen muß“ !! Diese Errungenschaft des „felsigten Schiller“, wie ihn Jean Paul nennt, ein „Sinken“?! Weil er nicht mehr schwärmt? Er, der fast ein Jahrzehnt älter ist und voll in seiner Mannesarbeit steht?! Auch das drückt Bode behaglich nach und setzt die bösen Worte hinzu: „Darf man laut sagen, daß Schiller eine große, echte Liebe überhaupt nicht erlebt hat, weil er das Herz dazu nicht hatte?“ Ja, lieber Herr Bode, das darf man laut sagen, wenn man sich blamieren will.

Noch wirft man dem Dichter (wiederum Bode) ein später taktloses Benehmen der Frau von Kalb gegenüber vor? Man lese die 8 Briefe an Frau von Kalb und die 144 Briefstellen über Frau von Kalb in den Schillerbriefen nach! Nicht ein Schatten von Unvornehmheit. Wohl entfahren ihm einige zornige Worte, als er von Quertreibereien der etwas hysterischen Frau gegen Lotte vernimmt (anonymer Brief, den man der Frau von Kalb zuschrieb), aber sein Grundzug ist und bleibt Sorge und Teilnahme. Die freundschaftlichen Beziehungen auch des Ehepaares zu Frau von Kalb sind bekannt.

Doch das wäre wohl ein Kapitel für sich. Und ein lehrreich Kapitel ist auch Jean Pauls Aufenthalt in Weimar: seine gefühl-

vollen Beziehungen zu Herder und einigen Frauen, die Zurückhaltung Goethes und Schillers, die ihren festeren Weg gingen, seine getreuen Berichte über den Weimarer Kleinkram, von dem wir ja nun auch ein gut Stück kennen gelernt haben — — alles ein anziehend Gegenstück zu Schillers erstem Aufenthalt im Dunstkreis dieser kleinen, genialen, klatschfrohen, schöpferischen Dichterstadt.

Daß aber unser Schiller vollends um der — Standeserhöhung willen geheiratet haben soll, das ist ein Schluß-Scherzo für sich. Man weiß, wie später der Dichter des Carlos, des Tell, der inneren und absoluten Freiheit über das Adelsdiplom gelassen hinwegging (was sogar Scherrs Bewunderung erregt). „Es war ein Einfall von unsrem Herzog, und da es geschehen ist, so kann ich es um der Lolo und der Kinder willen mir auch gefallen lassen“ . . .





Friedrich der Große

I.

Wahrer Adel

Ein Hoch der tapfern Kriegerkraft,
Die sterbebereit den Willen strafft:
Dem friederizianischen Gardetritt,
Von Bionville dem Todesritt!

Gut ist die Liebe — doch habe sie Acht!
Wenn sie verzärtelt und wenn sie verschimmelt
Oder verzückt in die Lüfte himmelt —
An die Gewehre! Besser die Schlacht!

Von Kind an empfand ich für Friedrich den Großen eine Vorliebe. Zunächst für den Schlachtenkönig, dann für friederizianische Energie überhaupt. Für jene Energie, die bewußte Beschränkung auf ein hohes Ziel bedeutet, in diesem Falle auf den Staat. Das Wort verlangt Vorsicht, sonst ließe sich sagen: für preussischen Idealismus.

Auch hier zeigt uns der moderne Tagesbetrieb, unterstützt von den Witzblättern, wesentlich die Karikatur. In unsrer Poesie ist diese Seite deutscher Kraft und Treue, von den Hohenzollerndramen Wildenbruchs oder ähnlichen Stücken (z. B. Pfordtens „1812“) ab-

gesehen, noch wenig zur Gestaltung gekommen. Breit überflutet uns das bürgerliche und satirische Stubendrama. Doch außerhalb dieser Literatur, im Offiziers- oder Beamtenstand, der schweigend seine Pflicht tut, steckt doch wohl mehr seelischer und sittlicher Wert, als uns diese Presse und Literatur zu erzählen oder zu gestalten weiß. Diese nationalen und menschlichen Geheimschätze liegen nicht auf der Oberfläche. Von der strammen Kinderzucht an bis zum Untergang der „Itis“ oder zum Todesritt auf den lothringischen Schlachtfeldern, ist hier ein Schatz von Energie angesammelt, vor dem der tiefer sehende Poet den Hut abziehen sollte.

Wahrer Adel und Erbadel deckt sich freilich nicht immer, das wissen wir. Wenn der Schäfer sich weigert, dem feindlichen Heere den Waldweg in den Rücken des eigenen Heeres zu zeigen und sich schweigend erschießen läßt, so beweist dieser Mann Adeln. Wenn der adlige Festungskommandant den Platz kampflös übergibt, obwohl keine dringende Notwendigkeit vorlag, so sind Seelensadel und Erbadel in einem bedauerlichen Mißverhältnis. Adeln ist Idealismus der Tat, d. h. selbstlose Opferfreudigkeit für das größere Ganze.

Unsere Wisblätter verzerren alles, was Militarismus heißt. Aber der gerechtere Blick entdeckt hier viel Willensentsagung, viel Entfagung, viel edlen Ernst und verhaltene Blut hinter wohlthätig strengen Formen. Der Kadett, dem unbedingte Ehrerbietung vor Vater und Mutter, Kaiser und Reich, Altar und Vorgesetztem in den Knochen sitzt, ist auf alle Fälle eine erfreulichere Erscheinung als der naseweise moderne Rüpel, der diese Wohlthat nie kennen gelernt hat. Geläuterter Willen ist das Zentrum des Menschen; Willensauflösung bedeutet Zerfetzung, bedeutet Ausgeliefertwerden an den Schwarm wechselnder Sinnesindrücke. Adeln bedeutet willensgeübt Auswahl halten und ganz genau und nur das wollen, was das Geistesgesetz will. Wir lieben zwar alles Schöne — gaukeln aber nicht von Schönheit zu Schönheit, denn etwas in uns steht höher als die Sinne. Oder vielmehr: das Beste geben wir in die Natur und nehmen es als die Seele der Natur verschönt von ihr zurück.

Adeln ist Ruhe und Maß in der Bewegung, freundlicher Gleich-

mut, maßvoller Rhythmus. In den Formen der Gesellschaft sind das zunächst nur Gebärden; für den aber, dessen Adel gewachsen und nicht bloß oder überhaupt nicht von außen ererbt ist, sind das Er-rungenschaften, die eine gefestigte Seele widerspiegeln. Unser Schiller hat diese Stimmung in seinen Aufsätzen prachtvoll zum Ausdruck gebracht.

Ich liebe diese Gehaltenheit unserer Offiziere und Beamten, obwohl ich ihre Schattenseite in dürrer Zeitaltern nicht übersehe. Die Formen sind in solchen Zeiten gewissermaßen schlaff herabhängende Segel: es ist kein füllender Windhauch drin, keine Seele. Ich liebe die Menschen, die ihre „gute Kinderstube“ in erwachsenen Jahren aus Ererbtem in Erworbenes umzugestalten vermögen und auf Formen achten, weil sie auch innerlich Abstand zu halten wissen, unbeschadet aller Herzlichkeit. Formlosigkeit — wozu wir Süddeutschen etwas neigen — ist leicht Willensschwäche und hat leicht Anbiederungen zur Folge, die für die feinere Entwicklung eine Fessel werden können. Wir dürfen, wenn wir ihre Formen vertieft auffassen, von den kühleren Norddeutschen lernen; erst aus norddeutsch-preussischer Willensstrenge und süddeutscher Seele entsteht eine ganze deutsche Seele.

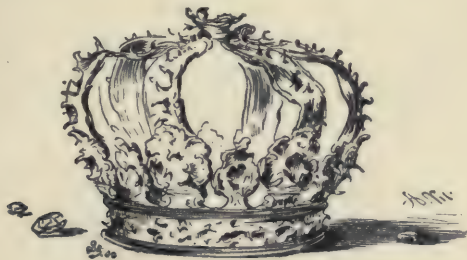
Friedrichs Schlachten mit ihren schweren Offiziersverlusten; Seydlitz'sches Kavalleristengenie, Blüchers unermüdliches Draufgänger-tum; Körner, Friesen, Lützows wilde, verwegene Jagd — von da aus betrachte man auch einmal wieder die Offiziersenergie, die uns durch den Simplizissimusunflat systematisch verzerrt wird. Ich möchte den Kanonendonner von Wörth, die wogende Flucht der Franzosen durch unser kleines Dorf, die unabsehbar wohlgeordnet durchmarschie-renden Deutschen mit ihrer tadellosen Disziplin — ich möchte dies alles unter meinen allerfrühesten Kindheitseindrücken nicht missen. Diese Poesie des todbereiten Heroismus fehlt in der modernen Literatur. Heroisch gestimmte Naturelle scheinen nicht aufzukommen.

Schiller hat eine epische Dichtung „Friedrich der Große“ ge-plant. Schillers eigener Lebenskampf ist ein heroisches Gedicht; auch in Beethovens Musik ist dieser Grundton. Und Friedrichs Ansprache bei Leuthen wie sein ganzer Kampf im siebenjährigen Kriege und nicht

minder seine arbeitsvolle Vereinsamung auch in Sanssouci — sie sind heroische Oden. Denn hinter dem allem steht der eiserne Wille, zu siegen oder zu fallen. Dies ist das Leitmotiv auch in Friedrichs französischen Gedichten. „Vivre et mourir en roi!“

Friedrich der Große hat diese Form des Adels auf den schlesisch-böhmischen Schlachtfeldern geschaffen. Vor ihm, unter seinem derben Vater, glich Brandenburg, wie man etwas scharf gesagt hat, einer „Bureaustube“; und König Friedrich Wilhelm I. war alles in allem ein „tüchtiger Subalternbeamter“. Mit Friedrichs raschem, vornehmgeistvollem Genie kam ein neues Element in das Hohenzollernhaus und schuf jene straffe, hagere Energie des Preußentums, die Deutschland einen erheblichen Schritt vorwärts gebracht hat. „Fähnrich, wenn er stirbt, so sterb' er tapfer!“ Diese Worte, im Vorübergehen, gleichsam en bagatelle, im Kugelregen der Schlacht einem bebenden Fähnrich zugerufen, sind für den König bezeichnend. Ihn beherrschte die Idee und ließ ihn die Materie unterordnen. Er war Idee: — die Materie aber behandelte er königlich als sein Material. Hierin liegt das idealistische Moment dieses echten Königtums.

Wir sprechen demnach von einem Zustand, nicht von einem Stand. Wir werden diesen Zustand in Friedrich verkörpert sehen: die Gespräche mit de Catt, die Briefe sollen uns zunächst den Menschen nahebringen; von da aus werden wir dann den Schriftsteller und Friedrichs Stellung in der Geisteskultur jenes Zeitalters kennen lernen.



Tafelgespräch in Sanssouci



Das folgende Gespräch, eine freie Erfindung, muß man sich zwischen 1750 und 1753, unter den nahenden Schatten des siebenjährigen Krieges gehalten denken. Infolge eines Pamphlets Voltaires gegen Maupertuis, nebst bösem Nachspiel, hatte sich Friedrichs Begeisterung für jenen geistvollen Schriftsteller bereits gekühlt. Man darf sich Menzels bekanntes Bild zu diesem Tafelgespräch vorstellen; nur sind etliche der dortigen Gäste um diese Zeit bereits gestorben: Graf Rothenburg und General v. Stille; ein anderer, Lord Marishal George Keith, geborener Schotte, Bruder des gleichnamigen Feldmarschalls, ist als preußischer Gesandter in Paris; der wichtige Maupertuis ist auf dem Menzel'schen Bilde nicht vorhanden: ihn denke man sich an der Stelle des Marquis d'Argens, der — bei Menzel — im Vordergrund mit Lametrie plaudert. Auch dieser ist zwar um dieselbe Zeit wie Rothenburg und Stille gestorben (1751) — infolge des übermäßigen Genusses von Trüffelpasteten, wie Voltaire boshaft behauptet — durfte aber hier nicht fehlen; denn es handelt sich hier um einen Extrait jener drei Voltaire-Jahre. Für Rothenburg und Stille traten Keith und Fouqué ein, beides Kämpfer im siebenjährigen Kriege; ersterer fiel bei Hochkirch, letzterer wurde bei Landeshut verwundet und gefangen.

Es sitzen um die Tafel: der König, rechts von ihm General de La Motte Fouqué, um jene Zeit Kommandant von Glas; links vom König Feldmarschall Keith; rechts von Fouqué Voltaire; rechts von Voltaire zwei andere Gäste, wovon der rechts sitzende (bei Menzel dem Zuschauer den Rücken zutehrend) Marquis d'Argens ist; dann

Maupertuis, Präsident der Königl. Akademie, im Gespräch mit dem Freigeist de la Mettrie; dann noch Graf Algarotti und ein andrer Gast.

Im Hintergrund des bekannten Speisesaals steht Dienerschaft. Die Haltung der Tafelrunde stimmt zu Anfang des Gespräches genau mit dem Menzel'schen Gemälde überein.

Jene Gespräche wurden natürlich französisch geführt; ich habe daher vermieden, des Königs Sprache, wie sonst üblich, durch Überladung mit französischen Wörtern zu kennzeichnen.

* * *

Friedrich. Nun, mein lieber Voltaire?

Voltaire (vorgeneigt). Sire, ich bitte um Sukkurs für Marquis d'Argens —

Marquis d'Argens (einfaltend). Auch ich, Sire, bitte um Hilfstruppen gegen —

Friedrich (lachend). Gegen unsren flinken, gottlosen Herrn von Voltaire? O, ich werde mich schön davor hüten!

Voltaire (vorgeneigt). Eilen Sie, Sire, eilen Sie dem Gasconner Adel mit einem Regiment Ihres weltberühmten Heeres zu Hilfe, ich bitte untertänigst, ich bitte für meinen Gegner, und bin also christlich. Meine eigenen Truppen meutern — meutern, Sire: sie weigern sich, auf ein so dürftig Häuflein Wis zu schießen. (Gelächter.)

Friedrich. O, Sie spielen unsrem kranken Freunde übel mit!

Voltaire. Krank? Ah, mein lieber Marquis, das hab' ich doch gleich vermutet!

Friedrich. Wissen Sie nicht, daß sich unser geschätzter Hypochonder den Schnupfen holte, als er in unbekleidetem Zustand auf die Welt kam? (Gelächter.)

Voltaire (zu d'Argens). Aber, mein Bester, warum waren Sie so unvorsichtig, sich dem —

Marquis d'Argens (rasch einfaltend) — sich dem Wind auszufehen, Herr von Voltaire? (Lachen.) Aus Liebe zum König von Preußen!

Friedrich. Aha, unser Marquis attackiert!

Voltaire (achselzuckend). O, o, mehr Beleidigung als Grazie, mehr Bär als Biene — mit einem Wort: echt Marquis d'Argens!

Marquis (fröstelnd). Im übrigen zieht es hier wirklich . . . (Der König winkt, die Flügeltür wird geschlossen; das Gespräch nimmt wieder gruppenweise seinen Fortgang. Diener gehen ab und zu.)

Reith. Der Marquis friert, und ich ersticke vor Hitze . . .

Friedrich. Sie kommen aus Schottland und aus dem Reich der Sarin, mein lieber Feldmarschall, unser frierender Freund aus der Provence . . . Im übrigen schmeckt mir diese Sauce schlecht . . . Der Kerl, mein Koch, wird salopp . . . Ich habe Ihrem Bruder, dem Lord Marishal, nach Fontainebleau geschrieben, ob er mir nicht einen Koch verschaffen kann, der mit Braten und Sauce zu hantieren versteht und womöglich etwas Philosophie im Leibe hat . . . Übrigens: Herr von Mauvertuis!

Fouqué (da Mauvertuis im erregten Gespräch mit de la Mettrie den Anruf überhört). Er ist vertieft, der Herr Präsident . . .

Friedrich. Verbissen mit dem lockren Lamettrie, Infanterie mit Pandurenvolf — — und schaut übrigens nur deshalb nicht her, um Ihr mokantes Lächeln nicht erdulden zu müssen, Herr von Voltaire.

Voltaire. Mokant? Sire, das Gefühl, daß ich heut' abend auf lange Zeit zum letztenmal in Ihrer Nähe sitze, erschüttert mich ernstlich. Mokant? Dann ist das eine üble Gewohnheit, die meine rebellische Miene angenommen hat, ohne daß mein Herz etwas davon weiß. Etwas wie der schlecht instruierte Claqueur, der im Trauerspiel lacht. Oder wie jener Prediger, dessen Gesichtsmuskeln seinen Empfindungen nicht mehr gehorchten: der arme Schelm grinste bei Leichenpredigten und schaute weinerlich, wenn er von den Wonnen des Paradieses sprach.

Friedrich (lachend). Ich fürchte sehr, in diesem Dilemma befindet sich ständig Ihre Zunge, mein lieber Meister Arouet: sie revoltiert beständig, sie hat ihr eigenes Reglement oder vielmehr gar keins, sie ist eine diabolisch-göttliche Souveränin für sich. Sie bindet sich daher nicht an Bagatellen wie etwa — Versprechungen und dergleichen lästige Dinge, selbst Königen gegenüber, sie schont nicht

Freund noch Feind. Unter uns: Ich wollte den infamen Streich, den der Dichter der entzückenden „Henriade“ und des erhabenen „Cäsar“ mir, Mauvertuis, uns allen gespielt hat, heut' abend nicht erwähnen — ich meine Ihr empörendes Pamphlet wider die Meriten unsres würdigen Herrn Präsidenten der Akademie —

Voltaire. Ah, Sire, nehmen Sie plötzlich diese närrische Welt moralisch? O, ich schätze die Tugend, indes — — ich denke, es ist ein Vorrecht von Genie und Esprit, die Welt zu belehren, wie man mit Geist über ihre Schwere lacht, auch über ihre Dogmen, Theorien, steife Würde und fast regelmäßig veraltete Moral. Und übrigens ist es mir zu Sinn, als hätte ein wahrhaft freier und philosophischer König über die Schrift „Doktor Akatia“ gelacht —

Friedrich. St! Sprechen Sie den Namen Ihres ruchlosen Nachwerks hier nicht aus! Ich will in meinem Refektorium keinen gallischen Hahnenkampf! Schon spitzt unser Mauvertuis die Ohren —

Voltaire. Ei — und hat er nicht eben gewagt, einen Anruf Eurer Majestät zu überhören? Sie wissen nun, Sire, wie man den Präsidenten der Berliner Akademie zum Aufhören bringt!

Mauvertuis (ernst, fast verdrossen, zu Lametrie). Lassen Sie uns Se. Majestät um Entscheidung bitten —

Lametrie (stisig). Hornissen? Wespen? Wir Literaten wären nur giftige, schädliche Insekten? O! (Zum König) Sire, ich behaupte, der Herr Präsident unterschätzt auf der Höhe seiner feierlichen Wissenschaft unsre leichte Aufklärungsarbeit. (Zu Mauvertuis) Wir erst haben Leben nach Europa gebracht, nie und nimmer Ihre akademische Verücktenweisheit, nicht Leibniz noch sonst ein Frachtwagen — wir, l'homme machine, überhaupt das Pamphlet, wie Sie das zu nennen belieben! Das stachelt, das brennt! Wir sind auf zweierlei Terrains zu Hause: erstens in der Philosophie und Wissenschaft, wie Sie — aber außerdem in der praktischen Gourmandise des Lebens! (Schürft schmägend ein Glas, das ein Diener einträgt.)

Mauvertuis (würdig, etwas steif, zum König). Sire, geruhen Sie, zu entscheiden. Ich nenne die Herren, die ihr Talent vergeuden mit boshaften oder gar vergifteten Pasquillen, kurz, mit Pamphlet-

schreiberei, womit sie uns, der ernsteren Wissenschaft, das Leben sauer machen und uns ebenso wie den christlichen Aberglauben dem Gelächter der Menge preisgeben — ich nenne sie die Wespen und Hornissen der Literatur, die man austräuchern sollte, weil sie dem arbeitenden Landmann lästig fallen.

La mettrie. Ihr königlicher Herr gibt Ihnen ein freieres Beispiel: — er zieht diese Wespen an seinen Hof!

Friedrich. Meine Herren, ich habe zwar die Türen schließen lassen, es geht aber hier ein verteuftelt scharfer Wind! Im übrigen (ernst) gebe ich dem Herrn Präsidenten meiner Akademie Recht: es ist eines echten philosophischen Kopfes unwürdig, seinen Ruhm dadurch zu erhöhen, daß er einen andren mit Esprit herabsetzt. Die Ränke der Schriftsteller sind die Schmach der Literatur. Man hat mir gesagt, daß sich der oder jener berühmte Schönggeist über die Verse des Königs von Preußen lustig gemacht habe — es sind mir sogar ein paar Briefe darüber in die Hände gespielt worden — — pah, meine Herren, ich weiß Könige, die sich mit miserableren Affären die Zeit vertreiben. Und — es ist mir längst keine Ehre mehr, mit dem Namen eines Poeten geziert zu werden, seit ich diese verfluchte Rasse näher kennen gelernt habe.

Voltaire (seufzt). Leider, Majestät! Wir sind hienieden im Reiche des Satanas — und Satanas hat keine Freude an der Tugend, wohl aber Freude am Genie. Verzeihen Sie, Sire, daß wir so gute Untertanen sind!

Friedrich. Für Ihre Werke verdienen Sie Statuen, Herr von Voltaire, für anderes — Ketten.

Voltaire (geschmeidetg). Aus Gold?

Marquis d'Argens. Am Fuß! Wie bei uns die Pa — —
(Trinkt.)

Friedrich (rasch, um den formlosen Ausfall zu verdecken). Wie Sie mit Ketten an Ihre imaginäre Krankheit gefesselt sind, mein weichtlicher Marquis. Und nebenbei auch mit Ketten der Treue an meinen Hof. Denn wenn Sie auch einmal nach Ihrer Provence durchbrennen, Sie kehren wenigstens wieder zurück. Aber unser Adler

Mrouet, dies Genie von Satans Gnaden, entfliegt uns nun in die Bäder von Plombières, da ich es verabsäumt habe, ihn für seine reichlichen Schandtaten beizeiten in Ketten zu legen.

Voltaire. Der freieste König Europas weiß zu gut, daß sich Vernunft nicht an Ketten legen läßt.

Friedrich. Ist sie echte Vernunft, so ist sie auch Moral, so setzt sie sich also selber in Ketten.

Voltaire. Vernunft? Geist? (Seufzt.) Leider sind wir freien Geister aus Vernunft auch hierin — unvernünftig. Wir setzen uns leider keine Schranken, da wir wissen, daß es dem Wesen des Wises, des Esprit, des Genies eigentümlich ist, absolut freie Bahn um sich zu sehen. Das ist ihre Natur, da läßt sich nichts ändern. Wer möchte sich in eine Rennbahn stürzen, wenn er ein Endziel sähe, nahe, greifbar, nicht der Mühe wert? Ziel? Schranke? Vorschrift? Befehl? Dogma? O, o! Ein Wis, der im Geleise laufen muß — Sire, darf man das Wis nennen? Die freie Vernunft ist König und Staat zugleich, hat unbedingtes Bewegungsrecht, Tempelrecht, Papstrecht — und ich hoffe zu erleben, daß man in der gescheitesten Nation Europas endlich einmal den Anfang damit mache, einen Tempel der aufgeklärten Vernunft zu errichten und die anderen Tempel — zu zermalmen.

Friedrich (nunmehr ganz ernst, während sich über die Tafel tiefe Stille verbreitet). Und wer ist in Ihrem freien Vernunftstaat König?

Voltaire. Der Vernünftigste. Nein, da es ein Freistaat wird wie Rom: die Vernünftigsten.

Friedrich. Wer bestimmt die Vernünftigsten?

Voltaire. Sire, soll ich mich im Zirkel drehen und abermals antworten: die Vernünftigsten? Schon seh' ich auf Eurer Majestät geistvollem Antlitz die sardonische Frage: Und wer bestimmt diese? Nun wohl, das sind — —

Friedrich. Das sind Illusionen, mein lieber Voltaire! Das sind Tiraden der Büchermenschen, die nicht mit der Realität der Dinge zu rechnen gelernt haben, die nicht wie wir Militärs von Kind an in eine harte, wohlthätige, eiserne Zucht genommen worden

sind! Sie mischen Vernunft, Genie, Wiß, Esprit — pêle-mêle! Vernunft? Wohlan, untersuchen wir einmal Ihren Staat! Ihr Staat der Vernunft, mein Herr Poet, ist ein Gemälde von Watteau oder Lancret, hängt an der Wand, schwebt in der Luft — erhaben über diese so wohlweislich unvernünftige, widerspruchsvolle, nie unter ein Gesetz zu bändigende Schelmen-, Narren- und Tugend-Welt. Ich möchte Ihnen, meine Herren von der Literatur, deren Esprit ich schätze, folgendes wünschen: Sie hätten einmal ein Jahr lang etwa 4000 Prozesse durchzuarbeiten; Sie wären ein Jahr hindurch Regimentschef und hätten für jede Patronentasche, für Durchführung jedes Punktes des Exerzier-Reglements exakt zu sorgen und ohne viel Werbegeld Ihre 1500 Mann vollzählig zu halten; Sie bereisten ein Jahr lang unsre östlichen Domänen und Vorwerke und beschäftigten sich mit Pachtanschlägen, Bodenausnützung, Glashütten, Sumpftrocknung und den Diffikultäten der Oderschiffahrt — obzwar ich ja manchem von Ihnen ein merkantilistisches Genie zutraue —; dazu die Quertreibereien der Diplomatie, Empfänge, Feste, Haushalt eines großen Heeres und eines ganzen Staates; dann erst die Erörterin Musik mit ihren technischen Feinheiten, und nebenher Geschichte, Philosophie und eine Anzahl schlechter Verse — — meine Herren, ich zähle Ihnen mein Material nur unvollkommen auf. Ich muß mit diesem Material kämpfen mein Leben lang —

Voltaire (rasch). Und haben durch diese Kraft und Ausdauer Ihres Geistes das Königtum der Vernunft glänzend bewiesen!

Friedrich (ebenso rasch). Nur weil Unvernunft die Minorität der Vernünftigen zu solcher Arbeit zwingt! Wären alle vernünftig, so würde sich die Arbeit teilen — Arbeit? So bedürft' es ja keiner Arbeit, um mit der Unvernunft zu bataillieren — kurz, Herr von Voltaire, so löst sich Ihr Vernunftstaat in Luft auf! (Beifall, besonders der Offiziere.)

Friedrich (steht auf, alle erheben sich; er gibt Voltaire verbindlich die Hand). Mein teurer Meister und Lehrer, ich fechte lieber mit einem Ihrer Feldmarschälle als mit Ihnen — besonders nicht über das subtilste Problem der menschlichen Gesellschaft, über die rechte Verteilung

von Vernunft und Nicht-Vernunft. Wir sind darin einig, meine Herren vom Korps der Aufklärung, es kommt alles in der Welt darauf an, daß der rechte Mann an rechter Stelle stehe. Hier ist der Punkt, worin leider auch oft die Vernunft fehlgreift, denn es gibt noch etwas, was selbst den Vernünftigsten zuzeiten unvernünftig macht: Neigung und Abneigung. Das Herz, meine Herren! Im übrigen, mein teurer Voltaire, sind Sie ein Genie — ich nur ein König. Als solcher habe ich Ketten und bin wie Prometheus an meinen Staat gebunden. Doch ich liebe meine Ketten, denn sie üben meine Kraft.

Voltaire (entzückt). Nur ein König? Der König! (Zu d'Argens) Friedrich der Einzige hat gesprochen, mein kostbarer Marquis — also Friedensschluß! (Sie entfernen sich plaudernd nach hinten.)

Friedrich (im Vordergrund, zu Keith und Fouqué, knapp und sachlich). Kurz und sans façon, meine Herren, Sie finden mich heut' abend in einer Attacks-Stimmung: ich habe nun sichere Dokumente: — — Brühl — das geheime Komplott wider Preußen besteht!

Fouqué. Sehr gut, so halten wir unser Pulver trocken!

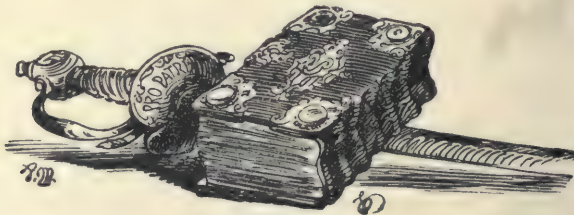
Keith. Es ist meines Wissens altpreußische Manier, nicht zu fragen: wieviel? sondern wo?

Friedrich. Ja, das Prévenir ist in der That die beste Partie. Zwar kann sich das noch hinziehen. Doch seh' ich, daß der Krieg zum drittenmal kommen muß. Entweder Preußen dokumentiert sich wirklich als ein Staat von Kraft und Nerv — oder die alten Staaten und despotischen Anschauungen teilen sich das Erbe des „Marquis von Brandenburg“. Ich batailliere für Geistesfreiheit und — nebenbei gegen drei gekränkte Weiber, besonders die Pompadour. Man hat ihr etliche bon mots von Sanssouci nach Paris kolportiert und auf den reinlichen Toiletentisch gelegt.

Fouqué. Erlauben mir Ew. Majestät: Wer hat kolportiert? Doch wohl nur diese Pariser Freunde, mit denen sich Ew. Majestät —

Friedrich. Freunde? Fouqué, Er ist ein bißchen Pietist und sollte diese ehemaligen Landsleute nicht Seines Königs Freunde nennen! An den Höfen der alten Könige waren Spasmacher — meine Hof-

narren haben nebenbei Genie. Und einer von ihnen dichtet wie Racine und schreibt eine brillante Prosa. Mein Lieber, ich muß mich ja wohl an Franzosen halten, da nun einmal die Deutschen für Literatur kein Genie haben. Freunde? Da ist der Marquis d'Argens, ja, der ist mir durch seine sämtlichen Erklärungen hindurch ehrlich treu. Aber die andren? Ein Gardist ohne Esprit, aber mit Disziplin, oder ein resolutes Höckerweib von Potsdam, das seine Kinder redlich in die Höhe füttert — mein Kompliment, sie stehen meiner Seele näher. Denn der Nerv der Welt heißt Tat, nicht Geschwätz. — Obwohl . . . Fouqué, es gibt anmutige Schwäzer! . . . Ein philosophischer Kopf beurteilt alles nach seiner Façon und mit den Mitteln, die für jeden Fall passen. Die höhere Moral, die Arbeit für das Ganze, wird dadurch nicht tangiert. Betrachten Sie sich als meine wertvollsten Teile, meine Herren Offiziers, wie auch ich mich als dienender Teil betrachte — doch lassen Sie mir auch diese Pariser Teilchen gelten! (Indem er mit den beiden Offizieren nach hinten geht) Sie sind übrigens an meiner Tafel ein seltener Gast geworden, mein lieber Fouqué! . . . Der Krieg wird diesen Soiréen ein Ende machen . . . Auch mein Winterfeldt muß her, und Zieten, und unser unverwüßlicher Cavalier Schwerin . . . (Steht stehen.) Wie viele meiner Freunde sind dahin! (Zählt an den Fingern auf.) Jordan, Keyserlingk, Rothenburg, Stille, Borcke, Leopold von Dessau, von der Goltz, Holstein-Beck, mein alter Lehrer Duvan — o Himmel, wie hält der Tod Generalmusterung! (Lehnt, sehr ernst) Und, meine Herren, mir ist manchmal, als wäre das alles erst die Duvertüre . . .



An die Geduld

Ode von Friedrich dem Großen



Und ob alles in ewigem Wechsel kreift:
Es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.
Schiller.

Friedrichs des Großen Energie und Elastizität stellt wieder eine besondere Welt dar, die wir nun zuerst menschlich und von da aus literarisch zu erfassen versuchen. Man darf für diese seelische und sprachliche Bestimmtheit Friedrichs und des Voltaire-Zeitalters nicht aus den Regionen Shakespeares und Homers den Maßstab nehmen. Denn dies Zeitalter ist durchtränkt von französischer Kultur und bedeutet dichterisch einen Nachhall des gallischen Klassizismus der *Ara Louis XIV.*

Die Ode, die ich hier als Probe friderizianischer Poesie übersetzte, ist in den glücklichen Rheinsberger Jahren (1736—1740) entstanden. Den äußeren Anlaß dazu gab ein schmerzhafter Sichtanfall, der Friedrichs Freund „Cäsarion“ (Reyserling) heimsuchte. Aber man merkt den Subjektivismus darin, den Nachhall persönlicher Kümernisse. „Mein Leben war bisher nur ein Gewebe von Kümernissen,“ schreibt einmal der Kronprinz in jenen Jahren an Voltaire (14. September 1738), „und die Schule der Trübsal macht vorsichtig, verschwiegen und mitfühlend.“ Und an anderer Stelle (15. April 1739): „Bei solchen Gelegenheiten müssen wir aus der Philosophie Hilfsquellen schöpfen, die imstande sind, die ersten Schmerzensausbrüche zu lindern und die stürmischen Aufwallungen zu besänftigen.“ Und

so heißt es denn auch bei Übersendung unsrer Ode an Voltaire (27. Februar 1738): „Unbei eine jüngst vollendete Ode, die weniger schlecht ist als ihre Vorgängerinnen. Cäsarion gab die Veranlassung dazu. Der arme Junge hat die Sicht im heftigsten Grade. Er schreibt mir dies mit Worten, die mir das Herz durchbohren. Ich kann nichts weiter für ihn tun, als ihm Geduld predigen, ein schwaches Mittel, wenn Sie wollen, gegen wirkliche Übel, aber immerhin ein Mittel, welches geeignet ist, das durch starke Schmerzen leicht hervorgerufene Aufbrausen des Geistes zu beruhigen.“

Man ersieht aus diesen Begleitumständen und aus dem raschen Schrittmaß dieser Verse, wie sich hier das Ungestim einer leidenschaftlichen Seele zu beruhigen, in Formen zu zwingen sucht. Es ist bedeutsam für den königlichen Dichter, daß er auch später grade in den heftigsten Katastrophen am meisten dichtete, z. B. nach Rolin. Und eine Ausgabe von Voltaires Werken („Edition de Kehl“, 1785 bis 1789) hebt in einer Bemerkung zu einem Gedicht, das der Kronprinz unter dem unmittelbaren Eindruck des väterlichen Krankenlagers niederschrieb, sehr richtig hervor: „On a déjà vu que le prince royal faisait des vers lorsqu'il était attaqué d'une crampe dans l'estomac; il en fait ici dans le moment où la mort prochaine de son père semblait exiger d'autres soins. On sait que, dans les circonstances les plus cruelles de la guerre de 1756, il envoya à M. de Voltaire des vers remplis de sentiments stoïques. Ce pouvoir de se distraire des grandes inquiétudes ou des grandes affaires, en se livrant à une occupation profonde, n'appartient qu'à des âmes très-fortes; et c'est pour elles une ressource nécessaire, sans laquelle elles ne pourraient peut-être résister à la violence de leurs passions.“¹⁾ Ich

¹⁾ Deutsch: „Man hat bereits bemerkt, daß der Kronprinz Verse machte, als ihn ein Magenkrampf quälte; er macht hier Verse in dem Augenblick, da der bevorstehende Tod seines Vaters andre Sorgen zu erfordern schien. Man weiß, daß er in den bittersten Notlagen des Krieges von 1756 [eigentlich 1757!] Verse voll stolischer Empfindungen an Herrn v. Voltaire sandte. Dieses Vermögen, sich von großen Anruhen oder Ereignissen durch Singabe an verinnerlichende Beschäftigung zu befreien, ist nur sehr starken Seelen eigen. Es ist dies für sie eine notwendige Zuflucht, ohne die sie vielleicht dem Ungestim ihrer Leidenschaften nicht widerstehen könnten.“

teile die Stelle absichtlich im Originaltext mit: denn hier trifft ein Franzose aufs Wort genau das pathologisch-subjektive Wesen jener königlichen Dichtung.

Dem Wesen nach ist Friedrich echter Dichter, Schriftsteller und Künstler, wenn auch vor allem Künstler der Tat. Er ist echt darum, weil er aus innerer Notwendigkeit schafft. Seine Gedichte sind Entlastungen, scharf unterschieden von der deutschen Bürgerlichkeit jener lahmen, langsamen Zeit. Friedrich hat Leidenschaft, Impuls und oft Anmut; er hat Gedanken, Einfälle, Bilder. Und doch liegt über dieser ganzen Poesie eine gewisse verengende Eintönigkeit. Durch die fremde Sprache und die zäh festgehaltenen französisch-nachklassischen Vorbilder hat der König die erste und beste Quelle aller Poesie sich selber abgeschnitten: die unmittelbare Natur. Alles ist filtriert durch diese fremden Formen. Und so kommt in des Königs Seele eine seltsame Doppelstimmung: dies impulsiv leidenschaftliche Genie ist zugleich ein scharf auf Formreinheit bedachter Arbeiter und Umarbeiter. Ja, grade dieses Feilen, Säubern, Korrigieren, Neubearbeiten ist dem rastlos Tätigen ein ebensolches Mittel der Beruhigung des Nerven- und Seelensystems wie das Dichten selber. So geht der Dichter in den Formalisten über und verschmilzt mit ihm zu einer eigenartigen, einsamen, von seinem brandenburgisch-deutschen Milieu völlig abgetrennten Person.

Unsre ratlose Ästhetik hat auch für dies komplizierte Gewebe leicht das bequeme Wort „Rhetorik“ zur Hand. Die Dichtungen und überhaupt die Arbeiten des königlichen Genies sind für die deutsche Literaturgeschichte leider nicht vorhanden. Sie könnten nur durch eine kongeniale Übersetzung gerettet oder überhaupt erst entdeckt werden; und zwar müßte dies in engem Zusammenhang mit Friedrichs Leben geschehen, ohne dessen Hinterwand dies Spalierobst nicht lebensfähig wäre. Das friderizianische Fluidum wird man dann auch in seinen Gedichten spüren. Aber wer möchte wohl jetzt noch eine so schwere und undankbare Aufgabe übernehmen? Schiller wäre der Mann dazu gewesen. Die mir bekannten Übersetzungen sind leider alle zu langsam und bringen die elektrische Stimmung nicht heraus, die um den König sprühte.

Wir kommen auf Friedrichs Verhältnis zur Literatur noch zurück. Mein Versuch nimmt von den 13 Strophen nur sieben heraus als Probe seines Tones. Der König hat die Ode im Jahre 1750 noch einmal umgearbeitet; ich halte mich an den Text von 1738, und zwar nach Mangolds Separatschrift: „Einige Gedichte Friedrichs des Großen in ursprünglicher Fassung“ (Berlin 1901).

Die erste Strophe dieser „Ode sur la patience“ sei im Original mitgeteilt:

„Fureur aveugle du carnage,
 Tyran destructeur des mortels!
 Ce n'est point la cruelle rage
 A qui j'érige des autels,
 C'est à la vertu bienfaisante,
 Vertu charitable et constante,
 Qui balance tous nos malheurs,
 O charitable Patience!
 Ma muse renonce au silence
 Pour mieux célébrer tes faveurs.“

* * *

Dir nicht, o Kriegszorn, o Tyrann,
 Der nur zerstört und nur zerbricht
 Und grausam-blind nur töten kann —
 Dir bau' ich diesen Altar nicht!
 Der andren Kraft, die auferbaut,
 Aus gütig-festen Augen schaut
 Und wiederum — o Kraft voll Huld —
 Das Unheil bringt ins Gleichgewicht:
 Dir singt die Muse dies Gedicht
 Nach langem Schweigen — dir, Geduld!

Ach, ohne dich, so gut und groß,
 Was wären wir auf trüber Welt?

Wir, deren unbeständig Los
 Wechfelt, wie's dem Geschick gefällt!
 Wie auf dem sturmerregten Meer,
 Wenn ungestüm darüber her
 Im Angewitter wogt die Flut —
 Wie die gejagte Barke dann
 Im Sturm saust ohne Steuermann,
 So fahren wir durch Schicksalswut.

So spielt mit uns des Lebens Meer,
 So sind wir Wurfball der Gefahr!
 Den Kurs, und geh' er kreuz und quer,
 Verfolgt das Unglück immerdar.
 Und aus den scharfen Schmerzen bricht
 Am Horizont der Tod in Sicht
 Und zieht uns graufend mit hinab.
 Du willst zurück? Da reißt sich auf
 Ein Abgrund unter deinem Lauf —
 Haß der Verleumder gräbt dein Grab!

Oft hat Verzweiflung zu der Wut —
 Qualkinder beide! — sich gesellt,
 Und haben beide dann als „Mut“
 Das Herz zerrüttet und vergällt —
 Göttin Geduld, ach, ohne dich
 Zerrissen wäre sicherlich
 Das letzte Band im Sturm der Qual!
 Doch deine Arme spenden Ruh';
 Den Kimmernissen bietest du
 Das feste Herz, die Stirn von Stahl.

Wie eine hart umdrohte Stadt,
 Umlagert rund und überall,
 Dennoch die zähe Hoffnung hat,
 Daß unbezwingbar Wand und Wall:

So weiß der Mann, gefahrumringt,
 Daß nur das eigne Innre bringt
 Die Ruhe und den starken Halt.¹⁾
 Das Unglück sichtet scharf und recht
 Den Helden — und wer nur als Knecht
 Des Helden Panzer umgeschnallt.

Männer, an deren Lichtgenie
 Ein Wolff und Newton sich entfacht:
 O Stoa, o Philosophie,
 Wir ehren eure Geistesmacht!
 Wir ehren eure Seelenkraft,
 Die unvergleichlich, unerschlaft,
 Sich nie vom Schmerz erschüttern läßt.
 Ein Ungeheuer, ein Tyrann —²⁾
 Er sehe, ob er wirren kann
 Ein starkes Herz! Das Herz bleibt fest.

Ob noch so grauenhaft die Pein —
 Die schärfste Pein besiege du!
 Weisheit kann dennoch Sieger sein
 Und läßt nicht Flucht noch Beben zu.
 Alles mag im Tartarus
 Bereiten, was sie soll und muß,
 Und züchtigen, soviel sie will:
 Wir fürchten ihre Flamme nicht!
 Nie soll uns Furcht das Angesicht
 Verzerren — — unser Herz bleibt still!

* * *

¹⁾ „L'homme dans un danger extrême
 Ne doit chercher que dans soi-même
 Sa tranquillité, son repos“ —

— ein Kant-Schillerscher Satz! In solchen Kernworten ist die Verbindung zu suchen
 zwischen der heroischen Poesie eines Corneille und Schillers oder Fichtes Wesen. L.

²⁾ Man erblickt hierin eine Anspielung auf Friedrichs Vater und das schwere
 Zerwürfniß der Rüstreiner Tage. L.

Wir werden den Begriff „Poesie“ Friedrich dem Großen gegenüber erweitern. Uns wird der sonore Rhythmus seiner Märsche und die Ausdauer seiner Nachtwachen eine klangvollere Sprache dünken als Hunderte von mittelmäßigen Gedichtbüchern. Friedrichs Leben hat Rhythmus; und in diesen Rhythmus fügt sich alles, was er schafft und umfaßt, einheitlich zu einem wirkungsvollen Ganzen, seien es auch nur die derben und deutlichen Marginalien zu so manchem Altentstück. Goethes Wort trifft in tieferem Sinne das Richtige (Dichtung und Wahrheit, 7. Buch): „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.“



Tagebuch

Wie in den Klüften der Sturmwind faust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und faust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt.

Schiller.

Dichten ist sehen? Ein Ibsenwort läuft jetzt um, knapp drei Worte, eine bequeme Ästhetik in der Westentasche. „Wir aßen zu Mittag, während wir auf den Postwagen warteten. Währenddem hat ich Ibsen um eine Begriffsbestimmung, was Dichten und Schriftstellern sei. Dichten ist sehen“, antwortete er lakonisch.“ So erzählt ein Freund Ibsens. Er fügt hinzu, später, in Rom, hätte ihm dies Wort immer in den Ohren geklungen, als er Gelegenheit hatte, Ibsens scharfes Beobachten wahrzunehmen: „Und ich meinte, ich verstehe die Worte nun tiefer; nicht nur mit dem äußeren Auge solle man sehen, auch mit dem inneren, geistigen“.

Die Leser erinnern sich, daß ich einmal ein ähnliches, aber eindringlicheres Wort von Richard Wagner mitgeteilt habe (Bd. I., S. 115): „Sehen, sehen, wirklich sehen — das ist es, woran allen es gebricht. Habt ihr Augen? Habt ihr Augen?“ — möchte man immer wieder dieser ewig nur schwäzenden und horchenden Welt zurufen, in welcher das Gaffen das Sehen vertritt. Wer je wirklich sah, weiß, woran er mit ihr ist“. Wagner schreibt das an H. v. Stein, dessen Fortschritt vom „philosophierenden Nachdenken zum dramatisierenden Klarseher“ er gleichzeitig preist. Wagner meint das Sehen der Seele, wie er später an einem Beispiel dartut. Derselbe Meister schrieb an anderer Stelle (31. Jan. 1883 aus Benedig): „Zu der Welt reden kann man nur, wenn man sie gar nicht sieht. Wer vermöchte z. B. zu einer Reichstagsversammlung zu reden, sobald er sie genau sähe?“ Man nehme nun hinzu, was Schiller und Goethe über diesen Gegenstand äußern, z. B. Schiller (Brief aus Bauerbach, 1783): „Der Dichter muß

weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen . . . Busenfreund sein. Der Anteil des Liebenden fängt tausend Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf.“ Oder Goethes bekanntes Hervorheben („Sprüche in Prosa“), daß sich „Natur und Idee nicht trennen“ läßt: „Wenn Künstler von Natur sprechen, subintelligieren sie immer die Idee“; oder: „Erst hört man von Natur und Nachahmung derselben, dann soll es eine schöne Natur geben; man soll wählen: doch wohl das Beste? und woran soll man's erkennen? nach welcher Norm soll man wählen? und wo ist denn die Norm? Doch wohl nicht auch in der Natur?“; ferner: „Suchet in euch, so werdet ihr alles finden, und erfreut euch, wenn da draußen, wie ihr es immer heißen möget, eine Natur liegt, die Ja und Amen zu allem sagt, was ihr in euch selbst gefunden habt“; endlich: „Es steht manches Schöne isoliert in der Welt, doch der Geist ist es, der Verknüpfungen zu entdecken und dadurch Kunstwerke hervorzubringen hat.“

Wer sich diese Hauptpunkte der feinen Frage rasch vergegenwärtigt und dazu — für ganze 20 Pfennige — Steins „Ästhetik der Klassiker“ (Leipzig, Reclam) zu Rate zieht, wenigstens die ersten Kapitel: der schämt sich, daß man die obige Tischbemerkung in ästhetischen Blättern ernst genommen sieht.

Dichten ist sehen? Sehr wahr. Dichten ist hören? Sehr wahr. Dichten ist empfinden? Auch wahr. Dichten ist reden? Wiederum eine Teilwahrheit. Dichten ist leidenschaftlich-dramatisch wollen? Auch nicht zu leugnen. Dichten ist das alles verknüpfen? Noch wahrer. So könnte ich fortfahren — immer wahr und immer schief. Denn Dichten ist ein geheimnisvolles Vielfältiges. Der Dichter überträgt die Ganzheit einer Stimmung, einer Gestalt, einer Situation mit Hilfe des dichterischen Wortes suggestiv in seinen Zuhörer.

Und „dichten“? Was heißt denn dies allgemeine Wort? Welche Gattung ist denn gemeint?

Ich breche ab. Wir werden darauf zurückkommen.

* * *

Heinrich von Steins gesammelte Aufsätze. Es ist mir eine große Freude, im heutigen Hefte — genau ein Jahr, nachdem unser erstes Heft, mit Steins Bildnis, in 10 000 Exemplaren ausgegangen — das Erscheinen von Steins endlich gesammelten Aufsätzen mitteilen zu

können. Die Cottasche Buchhandlung (Stuttgart) hat den Verlag übernommen; Prof. Friedrich Poske ist der Herausgeber und hat die Sammlung „Zur Kultur der Seele“ beauftragt. Auf weite Kreise werden diese ernsten und gehaltsschweren Arbeiten zwar nicht rechnen dürfen; aber dem tiefer dringenden Studium sind sie eine äußerst wertvolle Anregung, und für den Bayreuther Kreis bedeuten sie eine Festgabe. Auch die „Ästhetik der deutschen Klassiker“ hat darin Aufnahme gefunden.

Dies ernste Buch hat mehr als bloß ästhetische Bedeutung, und der Titel ist glücklich gewählt. Unser Ästhetiker ist ein Fortsetzer jener ethisch-ästhetischen Kultur, von der Goethe in seinen letzten Jahren häufig gesprochen; Stein ist der einzige Ästhetiker, der in dem Sinne, wie wir es in unsren „Wegen nach Weimar“ versuchen, den Weimarer Idealismus gedanklich und religiös-ethisch weiterentwickelt hat. „Stein schließt sich an die Reihe der großen Genien an, die bemüht gewesen sind, der Menschheit den Weg zu edlerer Kultur zu bahnen. Die platonische Frage: ‚Wie gelangt die Seele zum Guten?‘ und die christliche Mahnung: ‚Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes!‘ sind die leuchtenden Wahrzeichen auf diesem Wege. So ist auch Steins Streben von früher Jugend an auf die Erneuerung des inneren Lebens gerichtet, und in seinen letzten Jahren beschäftigte ihn nichts dringlicher als die Frage, ‚wer den erhabenen Gedanken der Heiligkeit und Seligkeit, den wir alle hegen, auf Erden verwirklicht habe‘. Je mehr aber angesichts des Lebens der Heiligen eine Umgestaltung der Gesinnung und des Gemüts sich ihm als möglich erweist, um so schmerzlicher ergreift und bekümmert ihn die Unheiligkeit des wirklichen Lebens der Menschen. Und ein Heilmittel erkennt er in den Schöpfungen echter Kunst. ‚Im Schönen ist das Seelenvolle der Menschheit ausgedrückt, demnach wird das Kunstwerk die Seele der Menschheit erziehen‘ . . . So führt Poske in der Einleitung aus. Es ist ein Stück unsres eigenen Programms.

Vor einer leicht irreführenden Wendung aber muß man warnen. Poske fährt nämlich fort: „So hat denn auch die Ästhetik Steins ihre eigentliche Wurzel im Ethischen, und nur von hier aus ist sein gesamtes ästhetisches Denken zu verstehen.“ Dies könnte irreführen. Denn der echte Klassizist strebt ein Ganzes an, den ganzen harmonischen Menschen, Seele und Sinne in Einklang. Stein mußte allerdings das Ethische betonen, weil die unheilige Zeit rund um ihn herum vor aufdringlicher Sinnen-Ästhetik (Zolaismus) diese geistige

Grundlage vernachlässigte. Stein befand sich hierbei in einer Kampfstellung, in einem Spannungsverhältnis gegenüber der materialistischen Zeit — und das eben hat ihn ja vor der Zeit aufgerieben.

* *

Der Weg zum Selbst. Man mache folgenden Versuch: Man nehme einen Kieselstein oder ein Pflanzenblatt in die Hand und versuche diesen geringen Gegenstand, ihn fest ins Auge fassend, etliche Minuten lang ohne Nebengedanken rein räumlich zu betrachten. Dieser Konzentrationsversuch wird manchem den Beweis erbringen, daß er sich sehr schwer sammeln kann. Auch beachte man einmal bei Gesprächen und Unterhaltungen: die allermeisten schweifen ab, verlieren den Faden, geraten in Nebensachen, enden in Trivialitäten. Hier, in dieser Unfähigkeit, die durcheinanderwogenden inneren Ströme auf einen Punkt zu zwingen, ohne Schaden für die Mannigfaltigkeit, liegt die Gefahr der Gegenwart. In dieser Zeitkrankheit liegen die andren Schwächen beschloffen. Um aus einem neuesten Buche zu zitieren: „Das ganze Treiben der inneren Tätigkeiten ist derartig, daß es, sich selbst überlassen, in das Chaos führt und uns zu Knechten macht. Es weist alles auf die Notwendigkeit hin, die innere Welt zu ordnen. Wir vermögen Baumeister unsrer Gefühlswelt zu werden; wir können aus den Bausteinen der Gefühle, Vorstellungen, Urteile und Willensregungen reingegliederte Tempel aufrichten. So ist es offenbar, daß in uns das „höhere Ich“, dieses „Selbst“, als eine tatsächliche Kraft vorhanden sein muß, die über die einzelnen Tätigkeiten zu herrschen vermag“ (Leizner, der Weg zum Selbst; Berlin, Emil Felber). Dies deckt sich fast wörtlich mit Grundanschauungen Kants. Und in oft sehr anschaulichen Gleichnissen prägte das schon die altindische und altgriechische Weisheit.

Besonders schön aber drückt Goethe, in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“, diese Erkenntnis aus: „Sie, mein Herr, Sie sind vernünftig und gut; Sie haben mich fühlen lassen, daß außer der Neigung noch etwas in uns ist, das ihr das Gleichgewicht halten kann; daß wir fähig sind, jedem gewohnten Gut zu entsagen und selbst unsere heißesten Wünsche von uns zu entfernen. Sie haben mich in diese Schule durch Irrtum und Hoffnung geführt; aber beide sind nicht mehr nötig, wenn wir uns erst mit dem guten und mächtigen Ich bekannt gemacht haben, das so still und ruhig in uns wohnt, und solange,

bis es die Herrschaft im Hause gewinnt, wenigstens durch zarte Erinnerungen seine Gegenwart unaufhörlich merken läßt.“ Ein Wort von prachtvoller Tiefe!

* * *

Wartburgtrilogie. Es sei mir gestattet, an dieser Stelle die Vollendung meiner Wartburgtrilogie persönlich mitzuteilen. Ich empfinde diese drei Kulturdramen (Seelenkultur und Kultur bedeutsamer historischer Epochen), die durch eine gemeinsame Idee verbunden sind, als einen Abschluß und Höhepunkt meines bisherigen literarischen Schaffens. Dieses umfaßt ungefähr ein Jahrzehnt: denn erst mit den „Wasgaufahrten“ (1895) und dem gleichzeitig entstandenen „Gottfried von Straßburg“ (1896) fand ich in unsren heimischen Sommerwäldern meinen eigenen Ton, in bewußtem Gegensatz zum literarischen Berlin. Den Wasgaufahrten entspricht nun das „Thüringer Tagebuch“ (1902 bis 1905) und dem „Gottfried“ nebst „Odilia“ der „Osterdingen“ (1903) und „Elisabeth“ (1905), die sich jetzt im „Luther auf der Wartburg“ zu vereinigen und auszugleichen trachten. [Der geplante Prolog wurde zurückgezogen: die Dichtung mag für sich selber sprechen.]

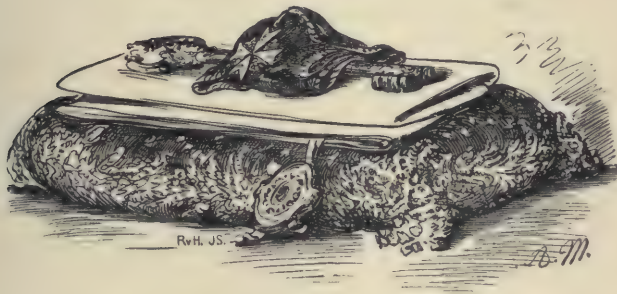
Noch einiges über meine anderen Werke. Die „Gedichte“ sind Tagebuchblätter aus jenem ringenden ersten Jahrzehnt, etwa 1891 bis 1901. Ein Grundton darin ist das Gefühl einer starken Vereinsamung, das sich auch im „Till Eulenspiegel“, im „Arthur“, im „Münchhausen“ und in den Prosabildern „Helden“ sehr bemerklich macht. In den „Neuen Idealen“ nebst der Programmschrift „Die Vorkherrschaft Berlins“ (1900) sammelten sich Zeitaufsätze aus journalistischen Berliner Jahren, etwa 1894 bis 1900; sie bringen den Gegensatz zum herrschenden Naturalismus in ihrer Art zum Ausdruck. Die „Schilbbürger“ (Mai 1900) sind ein in wenigen Tagen entstandenes Scherzpoem, ein Aufjubeln, ein närrischer Anfall mitten in jenem fortgesetzten Spannungszustand.

* * *

Drei Berge. Hans von Wolzogen veröffentlicht eine neue Sammlung von Aufsätzen („Von deutscher Kunst“, Berlin, Schwetschke, 4 Mk., geb. 5 Mk.) und darin seine schöne Betrachtung über Wilhelm Raabe. Sie fiel mir schon in einem alten Heft der „Bayreuther Blätter“ (1881) angenehm auf. Darin zitiert er ein Wort unsres alten, lieben Raabe, das allgemeinste Schätzung verdient:

„Die Berge sind den Göttern heilig. Hebe das Haupt und blicke auf aus der dumpfigen Luft, aus den schweren Nebeln, welche über der Gegenwart hängen, auf zu den drei deutschen Gipfeln, welche alle Alpen überragen: auf zum alten Brocken, auf welchem deutscher Geist dem bildlosen Wodan opferte, auf welchen deutscher Geist den Faust im ewigen Streben nach der Lösung der Rätsel der Menschheit führt; blicke auf zur Wartburg, wo das alte Geistesrüstzeug, die „gute Wehr und Waffen“ unsres Volkes, neu geschmiedet wurde; blicke auf zum Kyffhäuser, in welchem die große Zukunft der Stunde harret, wo die Raben nicht mehr fliegen werden, der Stunde, wo ein Volk geboren wird. Welch eine andere Nation kann solche Bergesgipfel aufweisen?“

Dies Wort ist vor 1870 geschrieben in Raabes Erzählung „Nach dem großen Kriege“. Aber meines Wissens sitzt Barbarossa noch heute im Kyffhäuser, mit Schmieden und vielen Wichtelmännchen: sie durchgluten und hämmern des neuen Reiches Seele.



Friedrich der Große über sein eigenes Dichten



Ich liebe die Poesie leidenschaftlich, doch ich habe zu viele Hindernisse zu überwinden, um etwas Erträgliches zu leisten. Ich bin Ausländer, habe keine so lebhaftes Phantasie, und alle guten Gedanken sind schon vor mir ausgesprochen worden.

(An Voltaire, 26. Dez. 1737.)

Ich besitze wenig Verdienst und wenig Wissen, aber viel guten Willen und einen unererschöpflichen Born der Achtung und Freundschaft gegen Menschen mit ausgezeichneten Vorzügen. Dabei bin ich der ganzen Beständigkeit fähig, welche wahre Freundschaft erfordert. Ich habe Einsicht genug, um Ihnen [Voltaire] alle verdiente Gerechtigkeit zu erweisen, aber zu wenig, um das Dichten schlechter Verse zu unterlassen.

Nichts kann so groß sein wie meine Dankbarkeit dafür, daß Sie sich die Mühe geben, meine Ode zu verbessern. Sie verpflichten mich dadurch innig, und ich vermag Ihre edelmütige Aufrichtigkeit nicht genug zu preisen.

Wenn es Ihre Freundschaft nicht mißbrauchen und Sie jener Augenblicke berauben hieße, die Sie so nutzbringend für das Wohl der Öffentlichkeit verwerten, dürfte ich Sie dann um die Mitteilung einiger Regeln bitten zur Unterscheidung der Worte, welche der Poesie zukommen, von denen, die der Prosa angehören? (Boileau) Despréaux berührt in seiner „Dichtkunst“ diesen Gegenstand nirgends, und ich wüßte nicht, daß ein anderer Schriftsteller ihn behandelt hätte.

(An Voltaire, 19. Nov. 1737.)

Fort und fort, wie Sie sehen, plagt mich der Dämon der Poesie.

(An Voltaire, Mai 1738.)

Alle Welt ist hier so aufgereggt, so stürmisch, so hastig, daß es fast nicht möglich ist, diesem epidemischen Übel zu entgehen; das einzige, was ich manchmal tun kann, besteht im Reimen von Dummheiten.

(An Voltaire, 15. April 1740.)





Nach dem von A. W. Böhm gestochenen Porträt, von Jens Juel gemalt



Klopstock und Rousseau

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht
 Auf die Fluren verstreut: schöner ein froh Gesicht,
 Das den großen Gedanken
 Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Klopstock.

C'est dans le cœur de l'homme qu'est la vie du
 spectacle de la nature.

Rousseau.

... ist doch der Kern der Natur
 Menschen im Herzen!

Goethe.

An einem heißen Sommertage des Jahres 1749 lag der damals 37jährige Jean Jacques Rousseau unter einem Baum an der Landstraße von Paris nach Vincennes. Er gedachte den ihm befreundeten Freigeist Diderot zu besuchen, der wegen einiger kühnen Äußerungen im Gefängnis saß. Unterwegs las er in einer Zeitung ein Preisausschreiben der Akademie von Dijon: ob der Fortschritt der Wissenschaften zugleich eine Veredlung der Sitten bedeute. Diese Frage schlug bei dem Gemüts-genie derart ein, daß er sich bewegt ins Gras warf und sofort einen Teil der Abhandlung niederschrieb. „Als ich dies las“, erzählt er in den Confessions, „sah ich eine andre Welt und wurde ein anderer Mensch. Mein Geist fühlte sich von der Fülle der Erleuchtungen geblendet. Eine Anzahl lebensvoller Gedanken dringen auf mich ein,

so gewaltig, so ineinander verschlungen, daß eine unsägliche Unruhe mich überfällt; der Kopf wirbelt mir wie einem Trunkenen. Mein Herz klopft, der Atem stockt; so sinke ich unter einem Baum an der Straße nieder und verbringe da die nächsten Minuten in solcher Erregung, daß ich, wieder zu mir kommend, die Spuren von Tränen fand, die ich vergossen hatte, ohne es zu fühlen. O, wenn ich jemals auch nur einen Teil von dem hätte niederschreiben können, was ich unter jenem Baume gesehen und empfunden habe! Wie deutlich würde ich alle Widersprüche des gesellschaftlichen Zustandes enthüllt haben! wie nachdrücklich würde ich die Mißbräulichkeit unserer Einrichtungen gezeigt haben! wie einfach würde ich bewiesen haben, daß der Mensch gut ist von Natur, und daß ausschließlich durch jene Institutionen die Menschen schlecht werden! Alles, was ich von dieser Fülle großer Wahrheiten festzuhalten vermochte, welche die unter jenem Baume zugebrachten Augenblicke erleuchteten, ist in meinen drei ersten Schriften verstreut.“

Dieser Damaskustag unter dem Baum bei Vincennes, während drüben der Begründer der Enzyklopädie, das vielseitigste Talent der Aufklärer, wegen seines Briefes über die geistige Blindheit im Gefängnis sitzt: dieser Tag bedeutet den Beginn einer neuen Epoche. Zugleich aber trennt er Rousseau von der bloßen Verstandesaufklärung. Er reicht seine Abhandlung ein: die Akademie von Dijon erkennt ihr den Preis zu (1750). Eine neue Macht — eine Gemütsmacht — war in die Literatur eingetreten.

Solche Vorgänge beweisen uns, daß das Geniale — also Führende — gewissermaßen wie ein elektrisches Aufblitzen in das Menschengeschlecht eindringt. Durch kein „Milieu“ also, und nicht aus dem Stoff erklärbar. Die Geistesgeschichte hat ihre besonderen Gesetze. Wenn „die Zeit erfüllet“ ist, so bricht von tief innen her, an einer bestimmten Stelle, in bestimmten dafür geeigneten Menschen, mit ursprünglicher Gewalt das Ideal zutage, das die Generation braucht, äußert sich in Werken und Handlungen, verkörpert sich in Persönlichkeiten. Dann schwingt die dadurch in Erscheinung getretene Kraft so lange wirksam weiter, bis die ihr — wie einem geschleuderten

Steine — mitgegebene Schwingung erschöpft ist. Eine Zeit der Mattheit folgt alsdann, andere Kräfte drängen sich vor, bis im geeigneten Zeitpunkt jener nämliche Geist wieder in neuen Formen Kraft gesammelt hat und wiederum an ganz anderer Stelle aufblüht.

Um welches Ideal handelt es sich in unserem Falle? Man weiß gemeinhin von Rousseau nur das Wort „Rückkehr zur Natur“. Dies Wort ist nur eine halbe Wahrheit; denn es fehlt das Beste, es fehlen die zwei Wörtchen „des Menschen“. Genauer also würden wir sagen: Rückkehr zu dem, was dem Menschen natürlich ist, im Unterschied vom Tier. Jene Zeit hat zunächst nur Teile von Rousseaus Idealen erfaßt; die schwerere Hälfte, die Richtung auf die Veredlung des eigenen Inneren: — diese unbequeme Forderung übersah man oder überließ sie einzelnen. Erst in Kant, Schiller und Goethe erfüllten sich diese bedeutenderen Erkenntnisse. In Frankreich aber raste die Revolution und berief sich in allen Greueln ganz besonders auf den „Contrat social“, und in Deutschland schwärmte man zunächst in Natur und Freundschaft. „Rousseaus Lehre“ aber — so stimmt auch Heinrich von Stein einer innerlicheren Auffassung bei — „bezieht sich darauf, was im Menschen das wahrhaft Natürliche sei. Demnach ist die allgemeiner werdende Naturf sentimentalität nicht Rousseaus Werk; diese hatte sich längst verbreitet, obwohl dann Rousseaus Schriften sie förderten, da ein Publikum zunächst in seinen Lieblingsbüchern nur das findet, was es schon weiß. Rousseaus eigene Richtung war ein aus der Wärme seines Naturgefühls entstehender idealer Anspruch an den Menschen; er lehrt das Natürliche als Gemütsideal“ (Entstehung der neueren Ästhetik, S. 260).

Rousseau deutet an, daß unter jenem Baume der Kerngehalt seiner drei ersten Schriften empfangen sei. Er meint jedenfalls seine drei Hauptschriften: den Roman „La nouvelle Heloise“ (1761), das Erziehungsbuch „Emile“ (1762) und die Staatslehren im „Contrat social“ (1762). Einige Hauptstellen aus dem Roman in Briefen (nach Richardsons Vorbild), der gleich bei Erscheinen durchschlagend gewirkt hat, mögen einen Begriff geben, was ungefähr in Rousseau lebendig war. Es war nicht durchaus neu; auch dies war vorbereitet,

besonders von England aus. Aber Rousseau war der verkörperte Prophet dieser neuen Gemütsideale. Der arme Jean Jacques ist am besten — wenigstens nach einer wichtigen Seite hin — mit unserem Winkelmann vergleichbar. Winkelmann sucht aus heißem Drang heraus Schönheit der Seele (das Wort „schöne Seele“ ist von Rousseau geprägt) und sieht diesen Zustand offenbart in den weißen Marmorgestalten der Antike. Auch er ist im Leben, wie später Jean Paul in seinen Anfängen, gar armselig gebettet gewesen und durch den Dolch eines Italieners gestorben. Rousseau ist voll von Irrungen und dumpfen Zuständen; seine Therese ist eine treue Waschfrau, die kaum lesen und schreiben kann; er kommt aus Disharmonien nur selten heraus — etwa in großen Einsamkeiten nur, wie einmal als solitaire auf einer Insel im Bieler See. Und dennoch und gerade darum dieser starke Drang nach idealer Schönheit! Dieses Verherrlichen edler Freundschaft, würdiger Staatsgemeinschaft! Dichterisch konnte das Rousseau sowenig wie der Ästhetiker Winkelmann gestalten; daher dies Gärrende im gleichwohl vom Ideal besessenen Halbdichter Rousseau. Weder Jean Jacques noch Jean Paul noch Johann Winkelmann — der übrigens in denselben Jahren seine entscheidende Schicksalswende erlebte — hatten, bei allem Sinn für Plastik, in sich selber plastische Kraft: Kraft zur künstlerischen Rundung und Straffung. Immer nur in Stellen, in dann allerdings glänzenden und hinreißenden Stellen, gelingt es ihnen, dem Zuhörer einen vollen und unmittelbaren künstlerischen Eindruck dessen zu geben, was als Ideal ihr ganzes Wesen und ihre ganze Stilistik durchglüht. Aber weil ein so tiefes und echtes Verständnis ihr Wesen durchglüht, so spürt das der Leser zwischen den Zeilen herausknistern; und deshalb ist ihre Gesamtwirkung dennoch dichterisch.

. . . „Lassen Sie uns daher in Büchern keine Grundsätze und Vorschriften suchen, die wir vielmehr besser in uns selber finden. Jene mögen die eiteln Zänkereien der Philosophen über Glückseligkeit und Tugend für sich behalten; wir wollen die Zeit, welche sie mit Untersuchungen vergeuden, wie man gut und glücklich sein müsse, damit nützen, uns selber gut und glücklich zu machen und uns lieber große

Beispiele zur Nachahmung, als eitle Systeme zur Befolgung vor die Seele stellen. Ich habe immer geglaubt, das Gute wäre nichts andres als das Schöne in Handlung; beide ständen in inniger Beziehung, beide hätten ihre gemeinsame Quelle in jener wohlgeordneten Natur. Aus dieser Idee ergibt sich, daß Geschmack und sittliches Gefühl aus gleicher Quelle sich vervollkommen.“ (12. Brief.)

„Außer Petrarca, Tasso, Metastasio und den Meistern des französischen Theaters besaßen wir uns nicht mit Dichtern und verliebten Romanen, ganz gegen das Herkommen in der Ihrem Geschlechte gewidmeten Lektüre. Was könnten wir von der Liebe in solchen Büchern lernen? Ach, Julie, unser Herz sagt uns mehr von ihr als jene, und nachgeahmte Büchersprache ist dem, der Leidenschaft aus sich selbst herausfühlt, gar frostig. Zudem entmarken dergleichen Lesereien die Seele, verweichlichen sie und rauben ihr die Schnellkraft. Wahre Liebe dagegen ist ein verzehrend Feuer, das allen Gefühlen seine Blut mitteilt und sie mit neuer, rüstiger Kraft belebt. Darum sagt man, die Liebe mache Helden.“ (12. Brief.)

„Nah an den Blumenhügeln, wo die Waise entspringt, liegt ein einsames Dörfchen, das bisweilen den Jägern zum Hinterhalte dient und nur Liebenden zur Zufluchtstätte dienen sollte. Um die Hauptwohnungen herum liegen in ziemlicher Entfernung voneinander einige Sennhütten zerstreut, die mit ihren Strohdächern Liebe und Freude, ländlicher Einfalt Freundinnen, leicht umhüllen. Die frischen, klugen Meierinnen wissen schon für andere verschwiegen zu sein. Die Bäche, welche die Wiesen durchschlängeln, sind mit Bäumchen und lieblichem Gebüsch umkränzt; dicke Forste bieten weiterhin noch ödere und düstere Ruhestätten dar. Kunst und Menschenhand zeigen hier nirgends ihre störende Geschäftigkeit; allenthalben sieht man nur die zarte Geschäftigkeit der allgemeinen Mutter. Hier, o Lieber, ist man unter ihrem heiligen Schirme, hier darf man nur auf ihre reinen Gesetze hören.“ (36. Brief.)

„Lachender dünkt mir die Flur, frischer und lebhafter das Grün, reiner die Luft, heiterer der Himmel; zarter und wollüstiger tönt mir der Gesang der Vögel; das Murmeln der Bäche wiegt mich in liebevollere Wehmut; die blühende Rebe duftet die lieblichsten Gerüche aus der Ferne her; ein geheimer Zauber verschönt alles, umgaukelt meine Sinne; die Erde, möchte man sagen, schmückt sich, deinem glücklichen Geliebten ein Brautbett zu bereiten, wert der Schönheit, die er anbetet,

wert der Flamme, die ihn verzehrt. O Julie, meiner Seele teure, köstliche Hälfte, laß uns eilen, diesen Schmuck des Frühlings durch die Gegenwart eines treulichliebenden Paares zu erhöhen, laß uns der Freude Gefühl an Orte hintragen, die nur ihr wesenlos Bild strahlen — laß uns die ganze Natur beseelen, sie ist tot ohne die Blüten der Liebe!“ (38. Brief.)

„Ich habe die Verzückungen der Mystiker getadelt; ich tadle sie noch, wenn sie uns von unsren Pflichten abziehen und uns, indem sie durch die Reize des inneren Schauens uns das tätige Leben vereckeln, zu dem Quietismus führen, dem Sie mich so nahe glauben und von dem ich ebensoweit entfernt zu sein glaube als Sie. Gott dienen, heißt nicht sein Leben auf den Knien in einem Betsale verbringen; es heißt, die Pflichten auf Erden erfüllen, die er uns auferlegt . . . Erst tue man, was man soll, und dann bete man, wenn man kann. Dies ist die Regel, welche ich zu befolgen trachte; ich ergebe mich der inneren Sammlung, welche Sie an mir rügen, nicht als einer Beschäftigung, sondern als einer Erholung; und ich sehe nicht, warum ich mir unter den Freuden, die im Bezirke meiner Kraft liegen, die innigste und unschuldigste von allen versagen sollte.“ (VI. Teil, 8. Brief.)

„Ewiger, höchster Geist, Quell des Lebens und der Seligkeit, Schöpfer, Erhalter, Vater der Menschen und König der Natur, allmächtiger, allgütiger Gott, an dem ich keinen Augenblick zweifelte und unter dessen Augen ich stets mit Freuden lebte! Ich weiß es, ich freue mich dessen, ich soll bald vor deinem Thron erscheinen. In wenigen Tagen wird meine Seele, ihrer Hülle ledig, dir würdiger die unsterbliche Huldbildung darbringen, die mein Glück während der Ewigkeit sein soll. Mein Leib lebt noch, aber mein sittliches Leben ist beendet. Leiden und Sterben ist alles, was ich noch zu vollbringen habe, das ist die Sache der Natur; aber ich — ich habe so zu leben getrachtet, daß ich nicht vor dem Tode zu bangen hätte; und jetzt, wo er naht, sehe ich ihn ohne Schrecken kommen. Wer im Schoße eines Vaters einschläft, ist nicht in Sorgen um das Erwachen“ . . . Diese Rede (Julians), anfangs mit ernstem und gesetztem Tone, dann mit stärkerem Akzent und gehobener Stimme gesprochen, machte auf alle Umstehenden, mich nicht ausgenommen, einen um so lebhafteren Eindruck, als die Augen der Sprechenden von überirdischem Feuer leuchteten; ein ungewohnter Glanz belebte ihre Farbe, sie schien strahlend; und verdient etwas auf der Welt den Namen

himmlisch, so war es ihr Angesicht, während sie sprach. Der Pfarrer, selbst überwältigt, entzückt über das, was er eben gehört hatte, rief aus, indem er Augen und Hände gen Himmel erhob: „Großer Gott, solcher Dienst ehrt dich. O nimm ihn huldreich an, denn Sterbliche bieten dir dergleichen selten!“ Und sich dem Bette nähernd, fuhr er fort: „Gnädige Frau, ich dachte Sie zu belehren und Sie belehren mich. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Sie haben den wahren Glauben: Den Glauben, der die Liebe zu Gott bewirkt . . . Ihr Tod, verehrte Frau, ist so schön wie Ihr Leben; Sie haben der Christenliebe gelebt, Sie sterben als Wärterin der Mutterliebe“ [Julie starb nach der Rettung ihres Kindes aus den Fluten des Genfer Sees]. „Ob Gott Sie uns wiedergebe, uns ein Vorbild zu sein, ob er sie zu sich rufe, Ihre Tugenden zu krönen: Möchten wir, so viel unsrer sind, leben und sterben wie Sie!“ (VI., 11. Brief.)

Diese Stellen offenbaren uns Rousseaus Seele. In ihm, kurz gesagt, taucht in entscheidender, befruchtender Weise der moderne Individualismus aus dem französischen Absolutismus empor. Das stellt ihn neben die Aufklärer, aber von einer positiven Seite her: jene reißen großenteils um, in ihm ist alles zum Erziehen und Aufbauen angelegt. Die Bausteine entnimmt er nicht den Archiven und Systemen, und weniger dem Verstand, als vielmehr der schöpferischen Kraft des Herzens und des Gewissens.

So setzt er das Werk des glühend-unruhigen Giordano Bruno fort; so weist er hinüber nach Kant. „Wir erleben in der Geschichte der Julie, daß es eine Macht des Gemütes gibt, welche dem Schicksal nicht nur gewachsen, sondern überlegen ist. Sind die äußeren Geschehnisse nicht zu wenden, so bleibt doch die bestimmende Gewalt einer wahren Empfindung ungebrochen“ — dieser Satz, den ich in Steins „Entstehung der neueren Ästhetik“ finde, führt mitten in Kant.

Nun ahnen wir, wieso Rousseau revolutionär wirken mußte. Ja, furchtbarer wirkte der gute Jean Jacques als die Verstandesaufklärer, denn er ist immer mit ganzem Gemüt bei seinem Gegenstand. Das Zeitalter, das von Ludwig XIV. kam, war staatlich und kirchlich geknechtet. Das Individuum war unentwickelt; Königtum, Kirche, Stände herrschten; die Seele des einzelnen Menschen, dieser

wahre Quell aller Kräfte, war verschüttet. Da brach das Prinzip der Renaissance und der Reformation, ehemals unterdrückt in der Bartholomäusnacht, mitten in Frankreich auf literarischem Wege durch: die unermessliche Macht des menschlichen Empfindens, Denkens, Wollens — die ganze Welt des schöpferischen Innern wurde entdeckt.

Die Verehrung großer Menschen — gegenüber der Befolgung abstrakter Gesetze — begann; die „schöne Seele“ Rousseaus entspricht Carlyles und Ruskins „großen Herzen“ und lebt, wie in Schiller-Goethe, so in Emersons aristokratischer Weltauffassung.

So kam es, daß Rousseau wohl am meisten in der französischen Revolution erwähnt wurde; in Schillers „Räubern“, in Goethes „Werther“, „Meister“, „Wahlverwandtschaften“¹⁾ wirkt Rousseau nach; wir vernehmen den Ton der „Neuen Heloise“ in Hölderlins „Hyperion“; er ist in Byron und Chateaubriand, in Lamartine, Frau von Staël, in Pestalozzi, in der ganzen Romantik nachwirkend.

Rousseau ist kein „Atheist“ in Nietzsches Pfeilscharfer Art; er neigt zu individualistischem, aber gemüthhaft vertieftem Christentum; und doch wurde sein „Emil“ sogleich nach Erscheinen verboten; und das „Glaubensbekenntnis des savoyischen Vikars“ hat man im Calvinistischen Genf ebenso unangenehm empfunden wie im Machtbereich der Jesuiten. Denn in dieser Stärkung, die Rousseau dem Subjektivismus erteilt, muß jede strengere staatliche und kirchliche Organisation mit Recht eine Gegenkraft erblicken, die nur dann wohlthätig ist, wenn sie sich mit ausgebildetem Pflichtgefühl, mit Sinn für Eingliederung in das Ganze besonnen paart.

* * *

Das Jahr 1750 ist eine merkwürdige Zeitwende. Rousseaus Erstlingschrift wird von der Akademie zu Dijon gekrönt. Klopstocks

¹⁾ Von vielem anderen, besonders der feinen Erziehungstendenz bei Goethe wie bei Rousseau, abgesehen: Der Zug, daß ein geliebtes weibliches Wesen nicht für tot gehalten wird, daß sie vielmehr wie lächelnd und lebend im Sarkophage liegt und daß an dieser Stätte geradezu Wunder geschehen — dieser Zug kehrt zweimal bei Goethe wieder, am Schluß der „Wahlverwandtschaften“ und in den „Lehrjahren“ (8. Buch, 9. Kap.). Rousseau hat dies in den Endkapiteln der „Neuen Heloise“ vorgebildet.

erste Oden und Messias-Gesänge waren erschienen und beschäftigten, entzückten das empfindende Deutschland. In denselben Jahren hat man, was wenig bekannt ist, durch einflussreiche Männer den aussichtslosen Versuch unternommen, Klopstock und Friedrich den Großen in ein persönliches Verhältnis zu bringen. Fügt man hinzu, daß am 10. Juli 1750 Voltaire in Potsdam einfuhr, daß drei Tage danach Klopstock zu seinem begeisterten Verehrer Bodmer in die Schweiz abreiste, wo ihn durch Minister Bernstorffs Vermittlung König Friedrichs von — Dänemark, nicht Preußen, ehrenvoller Ruf nebst Angebot eines Jahresgehaltes zur Vollendung des Messias nordwärts rief: so ist die Neckerei des Jahres vollkommen.

„Im Sommer 1750 — es war der Höhepunkt von Klopstocks Glanze — führte Gleim seinen Klopstock in einem vierspännigen Wagen zu Bachmann (einem Kaufmann und Literaturfreund) nach Magdeburg; dort wurde der Dichter von vielen ausgezeichneten Verehrern des ‚Messias‘ nach den damals noch geltenden freieren und herzlicheren Sitten mit Küßen belohnt, und bewohnte mit dem Oberhofprediger Sack aus Berlin, vielleicht schon damals dem einflussreichsten Mitgliede des Oberkonsistoriums, eins der kleinen Lusthäuser des Gartens (der damals ‚Glückliche Insel‘ genannt wurde, jetzt Walthers Garten). Es war sehr natürlich, daß hier der Oberhofprediger Friedrichs des Großen vor dem jungen geistlichen Dichter das Herz bedeutsam und weit öffnete. Berlin sei der eigentliche Ort für ihn, sagte Sack zu Klopstock, der zwar zum Predigtamte ohne Neigung war, aber doch nachmals im Norden die glänzenden kirchlichen Kreise der Cramer, Resewitz, Claudius und Stolberg um sich hervorzuzaubern verstand. Zwei Jahre wolle er Klopstock ohne Amt in Berlin unterbringen. Vielleicht hoffte der preußische Kirchenfürst dabei auf eine Vermittlung zugunsten Klopstocks von der Schweiz aus. Die Schweizer mußten in damaliger Zeit die deutsche Sprache fast wie eine fremde erlernen. Allein dies hinderte keineswegs, daß Friedrich der Große aus der Schweiz nicht bloß eine große Anzahl von Offizieren, sondern auch gern seine Gelehrten bezog. Auch der Ästhetiker Sulzer, früher Hauslehrer bei Bachmanns, war damals

auf der ‚Glücklichen Insel‘; mit ihm und Schultheiß sollte Klopstock zunächst nach der Schweiz zu Bodmer reisen. Entweder Bodmer in Zürich, der schon viel für das Verständnis Klopstocks getan hatte, oder einer seiner Freunde besorgte die französische Übersetzung eines Teiles vom „Messias“, damit sie Friedrich dem Großen vorgelegt würde. Sulzer (seit 1747 Professor in Berlin) sprach darüber mit Mauvertuis (dem Präsidenten der Berliner Akademie). Dieser meinte, das Gedicht habe zu wenig du feu et des images. Auch Voltaire legte Sulzer diese Übersetzung vor; der aber spottete sehr grob . . .“

Diese Mitteilungen, einer Schrift von Heinrich Pröhle entnommen (Friedrich der Große und die deutsche Literatur, Berlin, 1872), bilden einen Reiz für sich. Ein Freund Klopstocks, der mit einer ausdrücklich zu diesem Zweck veranstalteten französischen Übersetzung der ersten Gesänge des „Messias“ nicht zum preussischen König durchdringt, vielmehr im Vorhof an zwei Franzosen hängen bleibt: — ist es nicht ein tragikomisches Zeitstück? Es erhält später sein Gegenstück in der Ablehnung sowohl Winkelmanns als auch Lessings, denen der König einen unbedeutenden Franzosen vorzog.

Während also die berühmte Tafelrunde von Sanssouci ihr Geistfeuer sprühen läßt, fährt Klopstock mit Professor Sulzer und dem Theologen Schultheiß südwärts. War zu hoffen, daß doch noch durch den Einfluß der Schweizer Gelehrten irgendwie Beziehungen zum König hergestellt würden? Man konnte sich vielleicht schwer vorstellen, daß sich König Friedrich allein dem neuen deutschen Poesiefrühling entziehen wolle. Wie dem auch sei: die Reise des lebens- und naturfrohen Dichters glich an Empfänglichkeit den Reisen des jungen Goethe. Es ist ein bezaubernder Schimmer um Wesen und Äußerungen des damaligen — immer liebenden, immer naturfrohen und für Freundschaft innig begeisterten — Sängers des Messias. Er trug eine unglückliche Liebe zu „Fanny“ im Herzen; freilich mutet es uns sonderbar an, daß alle Welt darum wußte und mit ihm seufzte, ja Tränen vergoß, wenn in empfindenden Kreisen die Oden verlesen wurden. „Madame Sack besitzt meine Oden . . . Man hat mich,

alles hat mich, ich sollte insbesondere zwei davon selbst vorlesen . . . Gleim las sie endlich, und ich verbarg mich hinter den Reifröcken und Sonnenschirmen. Man fragte mich sehr viel. Vieles, ach, sehr vieles, viel, viel Wahres wollte man mir nicht glauben. Nur da glaubte man mir ganz, als ich sagte: „Und noch viel mehr als dies alles verdient Fanny!“ (Brief an Fanny, 10. Juli 1750.) Doch hinderte diese Liebe den Sänger der Messade nicht, unterwegs allen anmutigen Mädchen in die Augen zu schauen und in seinen Briefen davon Notiz zu nehmen, wie Goethe von seinen „Misels“ scherzt. Das sollte ihm in Zürich Verdruss schaffen.

(Schluß des Aufsatzes im nächsten Heft.)



Friedrich der Große

II.

Gespräche mit de Catt



or bemerkung. Es gibt ein Buch in unsrer Literatur, das in gewisser Hinsicht Eckermanns berühmtem Goethebuch vergleichbar ist: Friedrichs des Großen Gespräche mit seinem Vorleser Henri de Catt. Ja, es bildet dazu ein Gegenstück: dort ästhetische Anschauung, hier Nerv und Spannung.

Das Werk ist größerem Kreisen unbekannt. Seine Urschrift ist französisch, und Friedrich der Große wird ja nun einmal in deutscher Literatur leider nicht mitgezählt¹⁾. Aber eine besonnene deutsche Ausgabe sollte in keiner besseren Schulbibliothek fehlen. Der Held des Buches ist einer der genialsten deutschen Fürsten und reiht sich zeitlos den Genies aller Völker und Zeiten an. Und was Catts Denkwürdigkeiten von den mannigfachen ähnlichen Erinnerungen an Friedrich den Großen auszeichnet, das ist — von des Verfassers größerer Begabung abgesehen — der Umstand, daß sie in eine der gespanntesten Zeiten jenes königlichen Lebens fallen: in den Siebenjährigen Krieg.

Henri de Catt, geb. 1725 zu Morges am Genfer See, hielt sich im Sommer 1755 studienhalber zu Utrecht auf. Der König von Preußen, der unter angenommenem Namen, wie schon früher einmal nach Straß-

¹⁾ Die neueste deutsche Literaturgeschichte von Prof. Dr. Ed. Engel macht darin eine rühmliche Ausnahme (Leipzig und Wien, Verlag von Freytag & Tempel, 2 stattliche Bände). Der erste Band schließt mit einem schönen Kapitel über Friedrich den Großen.

burg (diesmal als „Erster Musikus des Königs von Polen“), in die Gegend gereist kam, lernte den jungen Mann auf einem Flußboot kennen.

Es ist bezeichnend, wie diese Begegnung zustande gekommen ist. Ausführlicher als in den Memoiren erzählt sie Catt in einem Briefe, dessen Bericht auch unsre unten folgende Auswahl eröffnet. In dem naïv-neugierigen und zugleich befehlsgewohnt zur Rede stellenden „Monsieur, qui êtes-vous?“, mit dem der König den jungen Schweizer einfach anredet, sehen wir sofort den ganzen König. In braunem Zivilrock nebst schwarzer Perücke, natürlich auf Kleid und Gesicht Spuren von Schnupftabak, das Auge sehr groß und blizend-blau, die Stimme wohlklingend weich, aber fest: so tritt der kleine Fremde mit etwas geneigtem Kopf, Hände auf dem Rücken, an den jungen Mann heran, faßt ihn neugierig ins Auge und fragt kurz und bestimmt: „Monsieur, qui êtes-vous?“ Catt ärgert sich und schweigt; wir Zuschauer lächeln. Des Königs lebhaft-wißbegierige Art liebte solche Ausfrage-Gespräche ebenso wie die geistvollen Wortgefechte der Tafelrunde. Und angriffslustig war er auch hierbei, nicht nur im Kriege.

Später erinnerte sich Friedrich jenes holländischen Sunitages. Er hat Catt zu sich. Am 13. März 1758 traf dieser im Hauptquartier zu Breslau ein.

Vom genannten Tage bis Ende Juli 1760 hat nun Catt ein knappes Tagebuch geführt, aus dem er dann später seine ausführlichen Denkwürdigkeiten kunstvoll ausgearbeitet hat. Das Tagebuch ist also gewissermaßen die Urschrift; es ist unmittelbar an Ort und Stelle entstanden. Da wir es noch besitzen, ist ein Vergleich der betreffenden Stellen in den Memoiren mit den ursprünglichen Notizen nicht nur möglich, sondern auch notwendig. Das letztere deshalb, weil Catt oft, mit unleugbarer schriftstellerischer Kunst, Auseinanderliegendes zusammengefaßt, Einzelheiten verlegt, leise verändert, aus Gelesenem und Gehörtem ergänzt hat usw. Und so ist denn auch in der folgenden Auswahl wiederholt das Tagebuch heran- und hereingezogen worden, um ein möglichst unmittelbares und wahrhaftiges Gesamtbild zu schaffen.

Wahrhaftig in tieferem Sinne ist Catts Zeichnung des Königs trotz alledem. Er hat — wie der Herausgeber Reinhold Koser mit Recht hervorhebt — „gewissermaßen Typen der Unterhaltungen des Königs geschaffen. Solche Typen der Plaudereien eines Meisters anmutiger und geistreicher Unterhaltungskunst, wie Friedrich es war, zu schaffen, dazu

bedurfte es in der That langjährigen täglichen Verkehrs, scharfer Auffassungsgabe und einer nicht gewöhnlichen Fähigkeit der Reproduktion“. Es ist nichts in diesem Buche, was der König nicht in irgend einer Weise gesprochen haben könnte.

Über zwanzig Jahre hat Catt seine nicht leichte Stellung innegehabt. Dann (1780) trübten sich seine Beziehungen zum König aus nicht recht aufgehellten Gründen. Etwa um die Zeit, als der König starb oder gestorben war, arbeitete dann Catt seine Memoiren aus, veröffentlichte sie aber nicht. Es liegt vielleicht, wie einige Stellen vertragen, eine leise Bitterkeit über dem Buche dieses an sich lauterem Charakters. Er selbst starb 1795. Die Memoiren nebst Zubehör gingen später in die R. Preuß. Archive über; und erst 1884 hat der Biograph Friedrichs des Großen, Reinhold Koser, nach dem verdienstvollen Preuß, dem Herausgeber von Friedrichs Werken, wohl der zuverlässigste Führer, den französischen Text der Memoiren und Tagebücher veröffentlicht (Leipzig, S. Hirzel). Ebendort erschien ein Jahr später eine unzulängliche Auswahl in guter Übersetzung und gleichzeitig eine etwas größere Ausgabe in weniger genauem Deutsch im Verlag von Grunow, Leipzig. Letzteres Werk ist im Buchhandel vergriffen.

Die folgende Auswahl ist fast durchweg eigene Übersetzung und geht nur an geringfügigen Stellen auf die Arbeit jener Vorgänger zurück. Die Auswahl wird genügen, um uns den königlichen Menschen mit seinen wechselnden Stimmungen von verschiedenen Seiten zu zeigen.

Wir lassen zunächst den Stoff auf uns wirken. Über des Königs Gesamtcharakter wird später noch zu sprechen sein, wobei wir noch manches heranziehen werden, was vorderhand besser übergangen wird.

Übrigens werde ich in den „Büchern der Weisheit und Schönheit“ eine Auswahl von Schriften Friedrichs des Großen veröffentlichen und dabei auch Catt berücksichtigen.

* * *

Im Jahre 1755 hatte ich auf dem Lande zwischen Amsterdam und Utrecht einen Besuch gemacht. Ich rief, um nach Utrecht zurückzukehren, die Barke an, die dort in der Nähe vorüberfuhr. Die Kajüte war an einen Passagier vermietet. So blieb ich denn mit den andren Reisenden bei schönstem Wetter in frischer Luft.

Nach einiger Zeit trat aus der Kajüte ein Mann in zimmetbraunem Anzug mit goldnen Knöpfen; er trug eine schwarze Perücke; Gesicht und Kleid waren ziemlich mit Schnupftabak bestreut. Der Unbekannte faßte mich scharf ins Auge und fragte dann ohne weiteres:

„Mein Herr, wer sind Sie?“

Dieser Kavalierton eines Fremden gefiel mir nicht, zumal der Fragesteller seinem Äußeren nach nichts von Bedeutung war, und so verweigerte ich denn die Auskunft. Er schwieg. Doch etwas später sprach er in höflicherem Ton:

„Mein Herr, kommen Sie zu mir in die Kajüte. Sie sind dort besser aufgehoben als hier zwischen den Rauchern.“

Dieser freundliche Ton besänftigte mich; etwas Eigenartiges in dieser Persönlichkeit machte mich neugierig. Ich trat ein, und wir plauderten.

„Sehen Sie,“ begann er, „der Mann, der dort am Ufer in seinem Garten raucht, ist ganz gewiß nicht glücklich.“

„Das weiß ich nicht,“ erwiderte ich, „doch kann man, denk' ich, ohne die Lebenslage und Sinnesart eines Menschen zu kennen, unmöglich beurteilen, ob er glücklich oder unglücklich ist.“

Der Fremdling gab mir recht und begann von der holländischen Regierung zu sprechen. Er beurteilte sie scharf, jedenfalls, um mich zum Reden zu veranlassen. Das tat ich denn auch und gab ihm ziemlich freimütig zu verstehen, daß er mir nichts davon zu verstehen scheine.

„Sie haben recht,“ versetzte er, „man soll nur über Dinge sprechen, die man gut begreift.“

Darauf machte er sich über die Religion her, zählte mit großer Beredsamkeit alles Unheil auf, das die scholastische Philosophie in der Welt angerichtet habe, und versuchte den Beweis, daß es eine Erschaffung nicht geben könne. Ich setzte mich über den letzten Punkt zur Wehre.

„Aber“, meinte er, „wie kann man denn etwas aus nichts erschaffen?“

„Davon ist hier nicht die Rede“, erwiderte ich. „Es kommt

darauf an, ob ein Wesen wie Gott etwas aus nichts erschaffen kann.“

Er schien verlegen und antwortete:

„Aber die Welt ist ewig.“

Und ich darauf: „Aber Sie geraten ja in einen Zirkelschluß, wie wollen Sie wieder herauskommen?“

„Mit beiden Beinen“, versetzte er lachend und sprach von etwas anderem.

„Welches ist Ihrer Meinung nach die beste Regierungsform?“

„Die Monarchie, denk' ich, wenn der König gerecht und aufgeklärt ist.“

„Sehr wohl, doch wo sind solche Könige?“

Und nun fing er an, auf die Fürsten Ausfälle zu machen, die schwerlich jemanden auf den Gedanken gebracht hätten, daß er selber einer wäre. Er schloß mit der Bemerkung, daß er sie bedaure, besonders, weil sie die Wonne der Freundschaft nicht kannten, und zitierte den Vers:

„O Freundschaft, Wonne großer Herzen,
Freundschaft, den Kön'gen, den erlauchten Andantbaren,
Zu ihrem eig'nen Unglück — unbekannt!“

„Ich habe“, erwiderte ich, „nicht die Ehre, Könige zu kennen, aber nach meiner Kenntnis der Geschichte darf ich wohl annehmen, daß Sie im allgemeinen recht haben.“

„O ja, ja, ich habe schon recht! Ich kenne diese Herren!“

Man sprach dann von Literatur. Der Fremde äußerte sich mit viel Bewunderung und Begeisterung über Racine. Dabei ereignete sich übrigens ein scherzhafter Zwischenfall: mein Unbekannter versuchte während der Unterhaltung ein Kajütenfenster herunterzulassen, kam aber nicht damit zustande.

„Sie verstehen nichts davon“, sagte ich, „lassen Sie mich machen!“

Nun versuchte ich meinerseits das Fenster herunterzulassen, war aber auch nicht geschickter.

„Mein Herr,“ versetzte er, „erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Sie auch nichts davon verstehen.“

„Es ist wahr, und ich bitte um Verzeihung, es war vorlaut von mir, Ihnen Ungeschicklichkeit vorzuwerfen.“

„Sind Sie in Deutschland gewesen?“ fragte er dann.

„Nein, aber ich hätte Lust, hinzureisen. Ich wäre recht neugierig, Preußen und seinen König zu sehen, von dem man so viel erzählt.“

Ich ging auf die Taten des Königs über, doch der Fremde unterbrach mich sogleich und sagte:

„Ach was, lassen wir die Könige! Was gehn uns diese Wesen an! Wir wollen uns den Rest der Reise mit angenehmeren Dingen erheitern!“

Und er sprach von der besten der möglichen Welten [Leibniz-Wolffsche Philosophie]; er stellte die Behauptung auf, daß es in der Welt mehr Übel als Gutes gebe. Ich hielt ihm die Gegenstange, und dieser Meinungskampf unterhielt uns bis zum Schluß der Fahrt.

Beim Abschied bat er:

„Darf ich nun hoffen, daß Sie mir Ihren Namen sagen? Ich war entzückt, Ihre Bekanntschaft zu machen. Vielleicht sehen wir uns niemals wieder.“

Ich erwiderte dies Kompliment pflichtschuldigst und bat ihn, mein gelegentliches Widersprechen entschuldigen zu wollen.

Ich nannte ihm meinen Namen, und wir verabschiedeten uns.

Am andern Morgen erfuhr ich, daß der „Erste Musikus des Königs von Polen“, der sich so gebildet, so selbstgewiß, so lebhaft, so angriffslustig unterhalten hatte, der König von Preußen war.

[Nach sechs Wochen erhielt Catt eine Einladung aus Potsdam, konnte ihr aber krankheits halber nicht folgen. Im Jahre 1758, nach der Einnahme von Breslau, wurde die Einladung wiederholt, Catt folgte und traf am 13. März in Breslau ein.]

* * *

13. März 1758.

Ich begab mich auf das Schloß und wurde dem Könige von von seinem Adjutanten, Herrn von Oppen, gemeldet, der sich sofort zurückzog. Ich war ergriffen, als ich den Fürsten wieder sah. Wie hatte er sich verändert, seit ich ihn auf der Barke in seinem zimmetbraunen Rocke und mit seiner dicken, runden Perücke gesehen hatte!

„Ah, guten Abend,“ begann er, „guten Abend, ich bin erfreut Sie wiederzusehen; würden Sie mich erkannt haben?“

„Ja, Majestät.“

„Und woran?“

„An den Augen.“

„Aber ich bin recht mager geworden.“

„Allerdings, wunderbar aber ist es, daß sich Majestät bei so viel Strapazen immer noch so aufrecht halten.“

„Die sind ganz schrecklich, und das Leben, das ich führe, ist ein wahres Hundeleben. Aber Sie müssen müde sein, setzen Sie sich, dann werde ich Ihnen sagen, was ich mit Ihnen beabsichtige. Ich wünsche, daß Sie in meiner Nähe bleiben, und daß Sie mir, solange dieser elende Krieg noch dauert, Gesellschaft leisten; ich verlange nur eines von Ihnen, nämlich, daß Sie mit der Zuverlässigkeit, die den Grundzug Ihres Charakters bildet, mir ergeben sind. Ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich genaue Erkundigungen über Sie eingezogen habe; man hat mir Günstiges über Sie berichtet; rechtfertigen Sie also die gute Meinung, die man mir gegeben hat und die ich von Ihnen hege. Mir ist es unter den jetzigen Umständen besonders wichtig, zuverlässige Leute um mich zu haben, ich habe so oft in meiner Nähe untreue und undankbare Menschen, so daß ich wahrlich anfangs, des Menschengeschlechts müde zu werden, und auch wirklich schon müde geworden wäre, wenn ich nicht um einiger Braven willen die Bosheit derer, die mir schlechte Streiche spielten, verzeihen würde. Gehen Sie morgen zu Eichel [Kabinettssekretär], er wird Ihnen sagen, was ich für Sie tun will . . . Ich will Sie nicht länger aufhalten, Sie werden müde sein. Gute Nacht!“

*

*

*

29. März 1758.

Am 29. März trat ich um 9 Uhr an und blieb bis viertel nach elf. Der König gab mir eine Ode, die er soeben über den Rückzug der Franzosen gedichtet hatte. Es gab sehr interessante Stellen darin. Auch zeigte er mir noch andere Gedichte. Eine pindarische Ode, über die jetzige Lage war schön; ein Gedicht in Alexandrinern, an die Markgräfin von Bayreuth gerichtet, hatte manches Ergreifende; andere galten dem „Zufall“, der Prinzessin Amalia, den „Zermalmern“.

Nach dieser Lektüre sprachen wir von Holland. Ich erinnerte Se. Majestät an die holländische Reise, wir lachten herzlich darüber.

„Sagen Sie mir aufrichtig: Wofür haben Sie mich denn eigentlich gehalten?“

„Für einen französischen Adligen, sehr unterrichtet, sehr lebhaft, sehr absprechend.“

„Unterichtet bin ich ziemlich, lebhaft sehr, vielleicht zu sehr, aber absprechend? Das ist sicher nicht mein Fehler. Dieser selbstgewisse Ton, der Sie verlezt hat, war bei mir nur angenommen.“

„Und gerade dieser Ton hätte mich auf die Spur bringen können.“

„Er war also sehr auffällig, dieser Ton?“

„Sehr auffällig.“

„Wieso denn?“

„Indem Ew. Majestät von den Großen der Erde, von den Fürsten, den Königen, Ihren teuren Brüdern, und von den Regierungen sprachen, die Ew. Majestät nicht besonders gut zu kennen behaupteten, indem Sie die Fürsten tabelten, die kein Interesse für Wissenschaften haben, entschlüpften Ew. Majestät die Worte: ‚Für meine Person —‘“

„Wie, Sie haben dieses: ‚Für meine Person‘ bemerkt?“

„Gewiß, denn Ew. Majestät hielten inne und beendeten Ihren Satz erst einen Augenblick später; ‚für meine Person“, sagten Ew. Majestät, „sind solche Fürsten so gut wie nicht vorhanden, das sind meine Leute nicht“ . . . —

Der König ist noch oft auf jene Gespräche an Bord der holländischen Barke zurückgekommen; sie hatten ihn außerordentlich ergötzt.

* * *

16. April 1758.

Während seines Aufenthaltes im Kloster von Grüßau bis zur Einnahme von Schweidnitz las der König „Die Analyse“ von Bacon, dann Cäsar, Tacitus und einige Bände Plutarch. Jeden Abend sprach er mir von dem, was er tagsüber gelesen hatte.

„Durch diese Unterhaltungen über meine Lektüre präge ich mir das Gelesene ein. Das gibt mir Klarheit der Gedanken und Leichtigkeit des Ausdrucks.“

Er überarbeitete wohl dreimal seine beiden letzten Oden, damit sie wertvoll genug würden, wie er sagte, dem Patriarchen von Vélices [Voltaire's Schloß] vorgelegt zu werden.

Dazwischen las mir der König Tragödien von Racine vor, seinem Lieblingstragiker. Eines Tages, als er mit lauter Stimme und lebhaften Bewegungen Abschnitte daraus deklamierte, die er auswendig konnte — und er konnte viel auswendig — glaubte ein neuer Lakai, der Französisch verstand und grade die Wache hatte, er würde gerufen: erschien also mehrmals und unterbrach den König, der ihn in deklamatorischem Ton zu allen Teufeln jagte.

„Wahrhaftig, Herr,“ sagte mir draußen der Lakai, „ich hatte da einen schönen Schrecken, ich glaubte wahrhaftig, der Monarch hätte den Verstand verloren. Wenn das so fortgeht, das nimmt kein gutes Ende“ . . .

Sooft er mir eine Tragödie vorlas, schickte er die Bedingung voran, daß er auf jeden Akt eine Prise Tabak nehmen dürfe.

„Ich kann das Schnupfen nicht lassen, es ist nun einmal meine Gewohnheit. Dabei mache ich mir Gesicht und Anzug schmutzig. Wie das widerlich ist! Geben Sie's nur zu, mein Teurer, ich bin fast schon so salopp wie unser guter Marquis d'Urgens!“

Als er eines Tages „Iphigenie in Tauris“ von de La Touche las, bemerkte er: „Sie werden mir beistimmen, daß Vers und Ge-

sprachsführung nicht an Racine heranreichen, und daß ich recht habe, nur selten zu diesen neueren Tragödien zu greifen . . . Ich will Ihnen Racine lesen.“

Er nahm „Phädra“.

Mitten im dritten Akt meldete man die Kapitulation von Schweidnitz. „Alha, das ist eine Neuigkeit, die meine Tragödie aufwiegt!“ Er fragte den Adjutanten aus, erkundigte sich nach den Verwundeten und schien unter dem Bericht zu leiden. Als sich der Adjutant zurückgezogen, beglückwünschte ich den König. „Ja, das ist eine gute Nachricht“, sagte er und sprach noch einiges darüber. „Und doch ist es schrecklich, so viel tapfere Leute in die andre Welt zu befördern. Und für was? Für einige elende Morgen Land und ein paar Hütten! . . . Ich will die Geschichte dieses Krieges schreiben. Sehen Sie, hier liegen meine Notizen. Die Kriege von 1740 und von 1744 habe ich schon beschrieben. Ich werde Ihnen beide Bücher vorlesen, wenn wir das Glück haben, unsre Penaten wiederzusehen. Ich schreibe für meine Familie und für die Nachwelt: sie sollen mir mein unwiderrufliches Urtheil sprechen. Was mich betrifft, mein Lieber: ich beurteile mich selber alle Tage mit der größten Strenge, denn ich weiß wohl, wir Don Quixotes machen manchmal schreckliche Fehler. Diese Fehler gestehe ich offen ein, und dieses Geständnis wird die Erzählung meiner wirklich guten Taten glaubhafter machen. Wenigstens sind meine Absichten immer rein gewesen, und ich habe mich stets davor in acht genommen, meinen Verstand von meinem Herzen und mein Herz von meinem Verstande regieren zu lassen.“

Der König kam dann ins Nachdenken, ging zu einer Karte, betrachtete, sann und entfernte sich plötzlich. „Adieu, ich muß noch schreiben lassen“ . . .

* * *

16. Mai 1758.

[Tagebuch: 22. Juni 1759.]

Die heutige Sitzung wurde ziemlich seltsam. Beim Eintritt sah ich den König rechnen.

„Ah guten Tag, mein Lieber, raten Sie, was ich rechne.“

„Ihre Schätze“ —

„Ach, die habe ich nicht mehr; das wenige von dem, was ich einmal hatte, ist bald aufgebraucht. Nun, raten Sie es?“

„Sie berechnen vielleicht, wieviel Geld Sie während dieses Krieges verausgabt haben.“

„Das weiß ich nur zu genau, das brauche ich nicht erst zu berechnen. Nun, nur Mut, raten Sie nur!“

„Majestät können so vielerlei berechnen, daß es für mich zu schwierig würde, just das zu treffen, was Sie jetzt berechnen.“

„Sie raten es also nicht. Ich berechnete, wieviel Minuten ich gelebt habe, und sitze nun schon seit einer Stunde über diesem Exempel. Was für eine Summe! Und wieviel verlorene Augenblicke! Diese Zeit, die entflieht, um nimmer zu rasten, diese Zeit, welche Tage, Stunden und Minuten mit sich fortreißt, wird von uns gleichgültig hingegenommen und oft gar nicht in Anschlag gebracht. Und dabei ruft uns die Natur bei jeder Gelegenheit zu: Ihr Sterblichen, gebraucht die Zeit; vergeßt nie den Wert des Augenblicks, auf dem sich die Unermeßlichkeit der Zeiten aufbaut,¹⁾ und hütet euch, durch nichtiges Treiben die eilige Flucht eurer Tage noch zu beschleunigen.“

* * *

19. Mai 1758.

Der heutige Tag brachte nur eine ganz kurze Sitzung.

„Ich bin recht müde,“ sagte Se. Majestät, „und ich fühle, daß ich nachgerade alt werde. Heute nachmittag war ich bei Olmütz, um den Truppen, die ich für die Belagerung bestimmt habe, ihre Stellungen anzuweisen“ . . .

Der König fürchtet, meinem Eindruck nach, daß diese Belagerung nicht leicht werden würde. Er zeigte mir auf der Karte die Orte, von denen er sprach.

„Was für ein Leben, mein Lieber, was für ein Leben! Was für ein Hundeleben! Wann werden meine Soupers von Potsdam

¹⁾ Fast wörtlich ein Leitgedanke Goethes. 2.

wiederkehren, wo wir, unsrer fünf oder sechs Freunde, viel Dummheiten schwätzen — vergessen am nächsten Morgen! Mauvertuis verdarb sie mitunter, jene Abendtafel, durch seine kleinliche Eifersucht. Haben Sie ihn gekannt?“

„Nein, Sire.“

„Nun, das griesgrämigste Gesicht, das ich je gesehen habe, dabei bis zur Brutalität ehrlich und nie zum Nachgeben geneigt. Er ist eine Million Meilen von Voltaires Liebenswürdigkeit entfernt; was aber das Herz anbelangt, so trennt ein Jahrhundert den Lappländer Mauvertuis von dem Affen Voltaire. Wenn mich der Lappländer und der Affe hören könnten — was für Epigramme würden auf mich herabregnen! Voltaire hat die Schwäche, sich für leidlich hübsch zu halten, und Mauvertuis vergleicht sich dem himmlischen Vater, weil er die Pole abgeplattet hat.¹⁾ Keine üble Medifance, wie? Ich täte besser dran, zu schweigen und Ihnen gute Nacht zu wünschen.“

* * *

25. Mai 1759.

Freitag. Ich kam um 7^{1/2} zum König. Man sprach vom Tanzen.

„Schon in ganz jungen Jahren hatte ich glücklicherweise eine entschiedene Neigung, zu lernen, meinen Geist auszubilden und ihn für meine zukünftige Tätigkeit geschickt zu machen . . . Sie können sich keine Vorstellung machen von meiner Arbeitskraft in Rheinsberg, ich brachte Tag und Nacht über Studien zu. Freilich fühle ich jetzt, daß ich Werke hätte lesen sollen, die für meine Stellung nutzbringender wären. Aber ich war der Meinung, daß mich eine Beschäftigung mit Poesie, Literatur und Philosophie zu allem tüchtig machen würde, und habe mich ja wohl trotz alledem nicht so sehr getäuscht. Übrigens habe ich bei allem Studium die Übungen nicht versäumt, die dem Körper Kraft, Geschicklichkeit und Anmut verleihen. Ich habe tanzen gelernt — und tanze für einen Mann meines Standes gar nicht übel. Im Notfall kann ich sogar Entrechats tanzen.“

¹⁾ Anspielung auf die wissenschaftliche Tätigkeit des Präsidenten der Akademie. L.

Und wirklich: der König macht fünf oder sechs Sprünge und gerät dabei ordentlich außer Aitem. Er ruht ein paar Augenblicke, hüpfst dann wieder, und bittet mich sogar, einige Menuettschritte mitzutanzten und ihm die Hand zu reichen: er verbesserte mich dabei und zeigte mir, wie man die Hand richtig reicht.

„Was wäre das für ein possierlich Schauspiel für den Feldmarschall Daun und den Prinzen Karl“ — meinte er danach —, „wenn sie den Sieger von Leuthen in einer Bauernstube tanzen und Herrn Catt belehren sähen, wie man mit mehr Kunst und Anmut die Hand reicht!“

Er lachte laut bei diesem Einfall, und ich mußte gleichfalls über das eben gesehene Schauspiel lachen.

„Bin ich nicht recht närrisch, mein Lieber? Was werden Sie von mir denken?“

„Daß Majestät in Ihrer jetzigen Lage sehr gut daran tun, jede Gelegenheit zu einer kleinen Zerstreuung festzuhalten.“

„Ja, non semper tendit arca Apollo¹⁾ — Sie sehen, daß ich noch ein bißchen Latein kann... Doch nun genug, gehn wir zu Bett! Gute Nacht!“

* * *

1. Juni 1758.

Der König unterhielt mich lange über die Oper zu Berlin und Potsdam. Während dieses Gespräches suchten wir beide einen Namen, ohne daß wir darauf kommen konnten. Ich verabschiedete mich mit der Bemerkung, daß ich den Namen suchen würde, und daß es mich wohl, wenn ich ihn nicht fände, um den Schlaf bringen könnte.

Raum war ich zu Bett gegangen, so kam vom König ein Page mit einem Blatt Papier, auf dem der fragliche Namen verzeichnet stand.

[Zu dieser liebenswürdigen Aufmerksamkeit des Königs, worin sich außerdem sein Sinn für das Einzelne und eine kleine Pedanterie be-

¹⁾ *Friederizianisches Latein!* Bekanntlich heißt es: *neque semper arcum tendit Apollo* (nicht immer spannt Apollo den Bogen). L.

kundet, finden sich übrigens Seitenstücke, z. B. in des späteren Vorlesers Dantals Erinnerungen, wenige Wochen vor Friedrichs Tod: „Da sich der König durchaus nicht auf den Namen besinnen konnte, sagte er in sehr übler Laune: ‚Gehen Sie und suchen Sie nach!‘ Ich ging, aber kaum war ich am Brandenburger Thor, so kam einer seiner Läufer hinter mir her und rief mich zurück. Obgleich er grade Audienz zu erteilen hatte, mußte ich doch vorher zu ihm hineinkommen. Dann sagte er in ganz ruhigem Tone: ‚Mein Gott, es ist Quintilian.‘“ L.]

* * *

4. Juni 1758.

Der König sprach gerade von Berlin, als der Lakai ihm ein Paket aus Berlin hereinbrachte.

„Mach das Paket auf,“ befahl der König, „wir werden gleich sehen, was es ist.“ — Man öffnet es.

„Es sind Manschetten, mein Lieber, schöne Manschetten aus der Potsdamer Fabrik. Wer zum Teufel schickt mir Sachen, die ich nicht bestellt habe? — Und wie lang sie sind! Aus einem Paare lassen sich zwei machen.“

Raum gesagt, nimmt er die Schere und schneidet das erste Paar mitten durch, dann das zweite, das dritte, und so weiter bis zum sechsten.

„Jetzt hätte ich also zwölf Paar Manschetten! Sehen Sie, welch kluger Haushalter ich bin und wie ich aus allem Vorteil zu ziehen und alles zu vervielfachen weiß. Was brauche ich so lange Manschetten? Ich kann weder lange noch schöne Manschetten brauchen, denn wie Sie vielleicht schon bemerkt haben werden, habe ich die üble Angewohnheit, meine Federn an den Manschetten auszuwischen. Trüge ich schöne Manschetten, so wäre das lange nicht so bequem. Ich gebe zu, daß es eigentlich nicht sehr schön ist, so mit den Sachen umzugehen, aber es kommt nicht so genau darauf an. Sehen Sie meine Stiefel an: Sie werden nicht behaupten, daß sie aus dem besten Leder gemacht sind, aber sie sind bequem, und das ist genug. Sehen Sie meinen Rock an: ich hatte ihn in Schmirz etwas zerrissen, und er ist mit weißem Zwirn ausgebessert worden. Mein

Hut ist ebenso wie mein übriger Anzug alt und abgeschabt, aber solche Sachen sind mir sehr viel angenehmer als neues Zeug. Aufwand, Repräsentation und Eitelkeit ist nichts für mich. Sie müssen mich nehmen, wie ich bin.“

*
*
*

Der König, der sich seit Ausbruch seines hämorrhoidarischen Leidens [„ces hémorrhoides font un des tourments de ma vie“, sagte er Cate] wieder eine Zeitlang so leicht und munter gefühlt hatte, erkrankte wieder: er hatte zu viel Makkaroni gegessen. Er bekam eine ziemlich heftige und schmerzhaftes Kolik, so daß man zu den üblichen Mitteln, Lavements, Pulvern, greifen mußte. . . . Weder diesen noch den folgenden Tag wurde ich zum König gerufen. Seine Kolik beunruhigte mich, ich zog oft bei dem Arzt Erkundigungen ein, wie es damit stände und ob keine ernstlichen Folgen daraus erwachsen könnten.

„Durchaus nicht, beruhigen Sie sich nur. Es ist nicht die letzte, trotz hundert Erfahrungen, die der König mit diesen verfluchten Makkaroni gemacht hat. Er kann nicht davon lassen. Wenn er wenigstens mäßig davon aße, so ginge die Sache noch, aber er isst sehr viel davon. Wenn Sie ihn wieder sehen, so wird er Ihnen sagen, daß er an einer heftigen Kolik zu leiden gehabt, die durch irgend eine unbekannte Ursache entstanden sei: denn er esse so wenig! Nehmen Sie sich ja in acht, ihn merken zu lassen, daß Sie wissen, wie sich die Sache verhält: er würde sogleich argwöhnen, daß ich Ihnen Mitteilungen gemacht habe, und es mir niemals vergeben. Sonst können Sie ganz ruhig sein. Heute abend oder morgen früh spielt er schon wieder Flöte, und vielleicht in demselben Augenblicke, wo er behauptet, noch große Schmerzen zu haben.“

Der Leibarzt hatte recht. Als ich um drei Uhr zum König befohlen worden, sprach ich ihm meine Teilnahme aus.

„Ja, mein Lieber, ich habe die schlimmste Kolik gehabt, die man sich denken kann. Es ging wirklich über den Spaß. Noch heute weiß ich nicht, wodurch ich sie mir zugezogen habe.“

[Über diese Schwäche des Königs, unbelehrbar die unverdaulichsten

Speisen zu essen und dann die Ärzte zu beschuldigen, werden wir später — bei Friedrichs Tod — den bekannten Arzt und Schriftsteller Zimmermann, in dessen Denkwürdigkeiten, Klagen hören. L.]

* * *

12.—20. August 1758.

(Eilmärsche nach Zornsdorf.)

Auf diesem ganzen Zuge las der König im Laufe des Morgens nach Erledigung seiner militärischen Geschäfte für sich allein die drei Bände von Ciceros Tusculanen, und allabendlich um fünf Uhr, wo ich regelmäßig zu ihm befohlen wurde, las er mir „De Natura Deorum“ vor. Er schaltete oft Bemerkungen ein, die ich bei anderer Gelegenheit wiedergeben werde; was mich aber, offen gestanden, überraschte, war, daß er trotz des häufigen Anlasses, den er dazu hatte, und obgleich ihn der Stoff seiner Lektüre eigentlich von selbst darauf führen mußte, nie mit mir von Religion sprach, wie es doch sonst seine Gewohnheit war. Das einzige, was er zu mir sagte, als einmal von der vorzüglichen Ordnung die Rede war, die allenthalben in dem Weltall hervorleuchte, war folgender Ausruf:

„Oh, mein Freund, wer das Vorhandensein eines höheren Wesens nicht zugibt, das dieses Weltall erhält, muß seinen gesunden Menschenverstand verloren haben. Diese Fülle bewundernswerter Endzwecke, diese Fülle von Mitteln, sie zu erreichen, offenbaren uns mit augenscheinlicher Gewißheit das Walten einer höheren Vernunft, welche diese Endzwecke ausgedacht und die Mittel zu ihrer Verwirklichung in Anwendung gebracht hat. Man findet Vernunft bei den Menschen, folglich muß man eine höhere Vernunft voraussetzen, von der das Teilchen Geist, dessen die Menschen sich erfreuen, auf sie übergegangen ist. Sind Sie nicht meiner Ansicht?“

„Gewiß, Majestät; ich müßte allen Verstand verloren haben, wenn ich es nicht wäre; ja ich wollte für die Ansicht sogar den Beweis führen.“

„Ich möchte hier lieber“, erwiderte er, „von moralischer Evidenz reden.“

* * *

18. Aug. 1758.

Zu Krossen, während der König grade Ciceros „Natur der Götter“ las, brachte man ihm einen Brief, worin ausführlich über die durch die Kosaken begangenen Greuel und das verbrannte Küstrin berichtet war. Das Blut stieg ihm zu Kopfe.

„Fühlen Sie meine Stirn,“ sagte er, „wie sie brennt, Sie sehen, ich habe Mühe, das Ungestim dieser ersten Erregung niederzuhalten. Diese Canaillen! Sind denn solche Brandstiftungen erlaubt?! Ich fürchte nichts für mich, mein Entschluß steht fest, aber für meine armen Leute“ . . .

[Der König hatte einige Tage zuvor (17. Aug.) davon gesprochen, wie sehr er sich vor einem Entschlußfassen in der „ersten Erregung“ immer und grundsätzlich hüten müsse: „Ich pflege mich um 7 Uhr zu erheben und während des Ankleidens, bis etwa 8 $\frac{1}{2}$, die Brieffschaften zu lesen. Dann reite oder gehe ich aus, bis etwa 11 Uhr; währenddem habe ich dann Zeit, meine Entschlüsse reifen zu lassen und jenem ersten Augenblick aus dem Wege zu gehen, der bei mir sehr lebhaft zu sein pflegt; denn ich gestehe Ihnen, ich bin sehr ‚viv‘ im ersten Augenblick. Um 11 diktire ich dann bis Mittag.“ Von diesem impulsiven Zorn den Russen gegenüber spricht hier der König: eine Woche später wird er in der mörderischen Schlacht bei Zorndorf über die Russen herfallen. L.]

* * *

24. Aug. 1758.

(Abend vor Zorndorf.)

Da wir spät ins Quartier gekommen waren und am Vorabend einer Schlacht standen, so glaubte ich nicht mehr zum König gerufen zu werden, zumal ich schon vor dem Abmarsch bei ihm gewesen war. Aber gegen 8 Uhr rief man mich doch noch. Ich traf den König in der kleinen Stube einer Mühle; er schrieb gerade. Ich glaubte, der König wäre mit Anordnungen für die Schlacht beschäftigt: doch nein, er schrieb Verse.

„Verse, Majestät? Und morgen wollen Ew. Majestät eine Schlacht liefern?“

„Nun, was ist da weiter dabei? Kann ich mich nicht an diesem

Abend mit Dichten zerstreuen und vielleicht ziemlich schlechte Verse machen? Ich habe mich den ganzen Tag der Hauptsache gewidmet, habe alles nach allen Seiten überlegt, mein Plan ist fertig, mein Entschluß gefaßt."

Ich blieb bei dem König bis gegen 11 Uhr.

"Nun, Sie werden ja morgen sehen. Finden Sie mich nicht ruhig? Eine Schlacht ist etwas Schreckliches. Ich habe meine Anordnungen so getroffen, daß ich nicht viel Leute verlieren werde, und daß der Feind weichen muß. Aber Sie werden es vielleicht sehen: ein Nichts kann alles umwerfen, und man wird dann dem Feldherrn aufbürden, was doch gar nicht sein Fehler war. Gute Nacht! Schlafen Sie wohl!"

Ich zog mich zurück, ganz entzückt von diesem Fürsten. In einer Scheune warf ich mich auf ein Bund Stroh und schlief zwei Stunden.

Als ich gegen Morgen ins Quartier des Königs kam, trank er schon Kaffee. Ich fragte den Lakai, der in der Nacht die Wache gehabt, ob Se. Majestät sich ein wenig ausgeruht hätte.

"Ausgeruht? Der König schlief so fest, daß ich Mühe hatte, ihn wach zu bringen."

* * *

[An Stelle des betreffenden Abschnittes in den „Memoiren“, der nach Schlachtberichten ausgearbeitet ist, folge nun ein Brief, den Catt unter dem frischen Eindruck der Schlacht an einen Schweizer Verwandten geschrieben hat.]

Tamsel, nahe beim Schlachtfeld,

29. Aug. 1758.

Lieber Herr Better!

. . . Nunmehr habe ich alles gesehen, was der Krieg bietet. Welche schrecklichen Schauspiele! Schrecklich sind sie, das muß ich gestehen. Aber sie müssen sein, und darum muß man sie sehen, und zwar mit dem Auge des Philosophen, welches uns ermöglicht, daraus Vorteil zu ziehen. Was für ein Leben hier, mit dem verglichen, das ich in Holland geführt! Immer auf den Beinen, immer auf dem

Marsche und zu Pferde; auf der Diele oder auf der harten Erde schlafend, mitunter zwölf Stunden im Sattel! Sie wissen von unserem Rückzuge; er wird den König unsterblich machen, der übrigens schon lange ein Unrecht auf Unsterblichkeit besitzt. Ich darf Ihnen mit gutem Gewissen versichern, daß die Österreicher jedesmal, wenn sie uns auf diesem Rückzuge haben angreifen wollen, geschlagen worden sind; ich habe das alles mit eigenen Augen gesehen; ich bin dem König nicht von der Seite gewichen, weder in der Vorhut, noch beim Nachtrabe. Ja ich bin in so unmittelbarer Nähe der Husaren geblieben, daß ich ihre Attacken habe sehen und hören können. Demnach kann ich behaupten, daß der größte Teil dessen, was ich nachher in den Zeitungen gelesen habe, falsch ist.

Am 9. August in Grössau bei Landsbut angekommen, ruhte sich der König bis zum folgenden Tage aus. Am 10., um 5 Uhr abends, brach er auf und ließ mich zurück. Ich erfahre den Ausbruch, lasse meine Sachen auf die Pferde packen, besteige mein Reitpferd, hole den König gegen 7 Uhr abends ein und bitte ihn um die Gnade, ihm auf seinem Zuge hierher folgen zu dürfen.

„Ich bin Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit verbunden“, sagte dieser große und gütige Fürst zu mir; „Sie machen mir wirklich Freude, Sie machen mir Freude; ich fürchtete für ihre Gesundheit.“

Kann man verbindlicher sein? Und wem stünde mehr an, sich eine vornehme Miene aufzusetzen?

Am 11. wird aufgebrochen, und, ein wahres Wunder, schon am 20. kommen wir mit allen Truppen samt schwerem Geschütz in Frankfurt an. Diese Marsche sind verblüffend. Niemals das leiseste Murren, die geringste Unzufriedenheit in der Truppe, und doch haben wir nur einen einzigen Rasttag gehabt. Am 21. nahm mich Se. Majestät mit, es ging auf Rekognoszierung; ich sah die Herren Kalmücken, ein barbarisches, grausames Volk. Nun ging es nach Küstrin. Welch ein Schauspiel! Die schönste Stadt in Asche gelegt, nicht ein Haus verschont. Am 23. überschritten wir die Oder bei Güstebiese ohne jede Schwierigkeit. Am 24. hat mich der König zu sich.

„Jetzt sollen Sie neue Szenen schauen; Sie müssen Obacht auf

sich geben; ich weiß noch nicht, wo Sie bleiben sollen, kommen Sie aber heute abend, dann werde ich Ihnen sagen, was Sie zu tun haben.“

Wir brechen auf, der König nimmt in einer Mühle Quartier. Ich sehe ihn um 8 Uhr. Er hatte die Güte, mir seine Anordnungen auseinanderzusehen, bezeichnete mir meinen Standpunkt und plauderte bis 11 Uhr mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit, als ob gar keine Schlacht stattfinden sollte. Ich werfe mich auf eine Streu. Um 3 Uhr früh war ich im Sattel und blieb es bis zum nächsten Tage um 7 Uhr abends. Von der Mühle aus geht der Marsch am 25. an; eine Meile wird marschirt, und man stößt auf den Feind, der sich mit dem linken Flügel an ein Dorf anlehnte und mit dem rechten, in vier Linien formiert, an Gräben. Das Geschützfeuer beginnt um 9 $\frac{1}{4}$ Uhr. Ich gehöre zum rechten Flügel, der nicht zum Angriff bestimmt war. Das Feuer ist schrecklich; um etwas zu sehen, reite ich vor; es kommt zum Kleingewehrfeuer. Ich sehe meinen Weg fort, um näher heranzukommen, und schlage mich zu diesem Zwecke in ein Dorf hinein, das ganz in Flammen stand. Die Russen, diese Barbaren, hatten im Laufe des Gefechts ihrer sechs angesteckt. Welche Greuel! Ich reite durch das brennende Dorf. Das Unglück will, daß die Reiterei den Anritt zur Attacke macht. Ich sehe mich wie eingekleilt; ich reite mit verhängten Zügeln, komme glücklich heraus und erreiche das Fußvolk auf dem linken Flügel. Mein Diener verliert sich; aus Furcht, oder weil er von den Kosaken verfolgt war, hatte sich der Sammermensch in ein Dorf geflüchtet; sechs Stunden lang bekam ich ihn nicht zu Gesicht.

Nun ist das Kleingewehrfeuer fürchterlich, unsere Leute gehen zu hitzig vor, sie werden von der Reiterei zersprengt, es kommt zum Angriff mit blanker Waffe, zum Gegenstoß — —

Unsre Reiterei hat Wunder getan, sie kam so zur Zeit über beide Flügel und über das Mitteltreffen, daß sie das ganze Heer aufrollte und über den Haufen warf. Der General Seydlitz befehligte sie, ein Mann von 32 Jahren. Da erhielt ich einen Stoß an der rechten Seite, den Anprall einer Kugel, die mich vom Pferde ge-

schleudert hätte, wenn ich mich nicht fest gehalten hätte. Ich reite weiter; ich stand glücklich vor einem Munitionskarren, als eine sechszündige Kugel herüberschlägt und mir vor den Füßen niederfällt. Der König, dieser große König, der, eine Standarte in der Hand, im dichtesten Kugelregen erschien, um seine Truppen wieder heranzuholen, der sie bis zu dreien Malen wieder heranzuholte, erkundigte sich dringlich, wo ich wäre. Ist es möglich, die Aufmerksamkeit noch zu überbieten? Ich sah mir das Schlachtfeld an. Welch trauervoller Anblick! Um 7 Uhr zieht man sich zurück, der König läßt mich rufen.

„Nun gelt, ein wüster Lärm! Hatte ich es Ihnen nicht gleich gesagt? Wo werden Sie schlafen?“

Ich legte mich auf den bloßen Boden, in meinen Überrock gewickelt. Zu beiden Seiten hatte ich Tote, und ein gräßlich verwundeter Russe klagte die ganze Nacht und hinderte mich am Schlafen. Was für ein Bett! Am folgenden Tage sah ich mir wieder das Schlachtfeld an. Gebe Gott, daß ich nicht mehr ähnliche Greuel zu sehen bekomme! Mehr als 20000 Russen haben ins Gras beißen müssen. Wir haben an Toten und Verwundeten 1200 Mann. [Eine Null mehr wäre richtiger!] Die Russen schlugen sich wie Verzweifelte. Wir haben 6 Generale von ihnen: Browne, der soeben gestorben ist, Soltytow, Manteuffel, Eschernyschew und andere. 25 Standarten, 103 Geschütze, 3000 Gefangene. Obgleich bereits in den Staub gestreckt, schossen diese Leute noch, man säbelte sie also einfach nieder. Am schrecklichsten ist in einem Gehölz gewüflet worden, wo wohl zweihundert Frauen lagen, die von den Russen gemordet worden waren. Lieber Better, dies ist die blutigste Schlacht gewesen, die je geschlagen wurde.

Ein Adjutant des Königs, Herr von Oppen mit Namen, ist den Heldentod gestorben; er hat 41 Wunden erhalten. Tausend Grüße an die ganze Familie. Ich küsse die liebe Mutter, die Schwestern. Sobald Se. Majestät etwas ruhiger und weniger überladen ist, werde ich um Erlaubnis bitten, Euch zu umarmen.

Catt.

Der König befindet sich wohl. Guter Gott, wie ist er dem Feuer ausgefetzt gewesen! Man hat mehrmals mit dem Gewehr nach ihm geschossen. Gott erhalte ihn uns!

* *

17. Oktober 1758.

Ich war am Vormittag beim König. Er war traurig und hatte Tränen in den Augen.

„Lesen Sie diesen Brief, mein Lieber! Bin ich nicht sehr unglücklich?“

Der Marquis von Abhémar, Oberhofmeister am Hofe der Markgräfin von Bayreuth, teilte dem König mit, daß diese Fürstin [Wilhelmine, Friedrichs Liebtingsschwester] sehr krank und so schwach sei, daß man für ihr Leben fürchte.

„Ach, mein Lieber, das ist ein Vorbereitungsbrief, sicherlich ist meine liebe Schwester nicht mehr am Leben. Ich bekam den Unglücksbrief bei der Rückkehr aus dem Lager und mußte, um das Leid vollzumachen, mein Gesicht verstellen, damit meine Gäste nichts von meiner Traurigkeit bemerkten. Denn fast alle meine Leute erschrecken, wenn sie in meinem Gesicht Schatten bemerken, sie bilden sich dann gleich ein, daß es politisch verzweifelt um uns stehe.“

Er zitierte dann einige Verse aus Racines „Iphigenie“ . . .

Und er weinte viel. „Reden Sie, mein Lieber, sicherlich ist sie nicht mehr am Leben. Reden Sie mir nicht zu Gefallen!“

„Majestät, dieses große Unglück ist möglich, ja, nach diesem Briefe habe ich allen Grund zur Annahme, daß Sie Ihre ganze Philosophie und jene Seelenstärke nötig haben, durch die Sie sich so hoch über andere Menschen erheben.“

„Man braucht mehr als Festigkeit, um Verluste solcher Art auszuhalten, mein Lieber. Ich habe Festigkeit genug, das ganze Unglück vom 14. Oktober [Niederlage von Hochkirch; übrigens auch, wie sich bald herausstellen wird: Todestag der Markgräfin von Bayreuth] wieder gutzumachen. Lassen Sie nur erst meinen Bruder kommen, und Sie werden sehen,

daß Daun keinen Vorteil aus seinem Handstreich ziehen soll. Aber wie soll ich denn diesen Verlust wieder gutmachen! Wer soll mir eine solche Schwester ersetzen — diese wertvolle, diese anbetungswürdige Schwester, die mich so geliebt hat, von meiner frühesten Kindheit an!“ . . .

[Als die Todesnachricht eingetroffen war, schrieb Catt einen Trostbrief an den König.]

* * *

18. Oktober 1758.

Se. Majestät ließ mich rufen. Als ich eintrat, kam er auf mich zu und umarmte mich, seine Tränen benetzten meine Wangen. Das ergriff mich sehr, er bemerkte meine Bewegung und sagte:

„Ich danke Ihnen für Ihren Brief, aber ach, nichts kann mir in diesem schmerzlichen Augenblick helfen. Verdammten Sie meine Tränen nicht! Kann man mit mehr Recht weinen?“ . . .

18. Oktober.

Ich war nach dem Mittagessen dort. Der König war voll schmerzlicher Unruhe; seine Schwester kam ihm nicht aus dem Sinn. Er aß nichts. Er trank nur, so sehr war er erhitzt . . .

19. Oktober.

Ich war beim König. Immer sehr traurig . . .

20. Oktober.

Ich war um 2 Uhr dort. „Ach, wie ich voll Kummer bin! Ich habe die Zeit nicht, den Verlust dieser Schwester zu beweinen. Man muß sich aufrecht halten.“ Prinz Heinrich kam an, was allgemeine Freude verursachte.

21. Oktober.

Um 5¹/₄ früh gerufen. Majestät war sehr traurig. „Ich habe mit meinem Bruder gestern sehr geweint. Sehen Sie, mein Lieber, der Verlust einer Schlacht erschüttert weder Kapitän noch Krieger;

aber der Tod einer Schwester ist unerseßlich. Und wieviel süßer dies Gefühl als die Freundschaft!"

Der König ritt um 8 Uhr aus, um die österreichische Stellung zu beobachten.

Am Abend war ich wieder dort. Majestät war wohl. „Nun bin ich wieder bei Kraft. Wir werden sehen, wie das alles enden wird.“



Tagebuch

Wertherstimmung und Antike. Johannes Schlaf hat uns in neuester Zeit mehrfach schon zum Aufhorchen gezwungen, was mir um so verwunderlicher ist, da er bekanntlich von der äußersten Linken der Literatur kommt, während ich selbst von der Rechten ausgeh. Soeben legt er uns eine seiner sensitiv-feinspürenden Untersuchungen unter dem Titel „Christus und Sophie“ vor (Wien und Leipzig, Akademischer Verlag), kündigt eine „Kritik der Eineschen Kunsttheorie“ an (ebendort) und gab kurz zuvor eine kleine Studie über „Novalis und Sophie von Kühn“ heraus (München, Bonsels). Sätze wie diese: „Wie tief muß der Ausdruck dieses Gesichtes [der früh verstorbenen Sophie] grade Novalis sich eingepreßt haben, der so viel Vorahnung hatte von Zuständen kommender Kulturvollendungen, die sicher ungleich weniger darin bestehen, daß irgend eine Kunst oder Dichtung oder Wissenschaft zu einer neuen, vollkommenen Blüte gelangt, als viel mehr ein neues, reines Menschentum, das als reinstes Ziel aller Religion in Klarheit tritt“ — lassen uns aufmerken, wenn wir auch der Physio-Psychologie, in die uns der Verfasser hineinführt, recht bänglich und kopfschüttelnd gegenüberstehen. Für ihn handelt es sich im Christentum, seinem Urgehalt nach, um Herausbildung von wahrhaft unbefangenen, wahrhaft edelfreien Elitemenschen, gleichsam um eine neue Rasse. Auch hier stimme ich, dem Ziel nach, lebhaft bei. Mit „Moral und Unmoral“ kommt man da nicht vom Fleck: es handelt sich in der Tat um eine Umbildung und Neubildung. Aber ich fürchte, Schlaf bringt noch zu viel Physiologie mit; und statt das Unerforschliche bestehen zu lassen, ist in ihm der Drang mächtig, moderne Täuschworte wie „Unterbewußtsein“, „dunklere und höhere Zusammenhänge der Grundeinheit“ und ähnliches just da einzusetzen, wo eigentlich das X stehen müßte. Wir fürchten uns geradezu vor einem etwaigen — selbst nur etwaigen — Geisterreich, grade die deutsche Wissenschaft. Aus Angst vor etwaiger Stärkung der „Reaktion“

bemüht man sich hartnäckig, bis ins äußerste den wissenschaftlichen Jargon durchzuführen und nur ja im „Diesseits“ — das heißt in der Materie — zu bleiben. Das „Milieu“ als Erklärung hat an Zauber verloren: nunmehr ist die „Autosuggestion“ an der Reihe. Wann wird die Welt nach allen Seiten offen werden?

Doch uns fesselt für diesmal folgender Satz: „Grade die ‚Wertherromantik‘, oder wollen wir gleich sagen, diese beständige subtile Selbstanalyse und Selbstbespiegelung der Romantiker ist eines ihrer wichtigsten und bedeutsamsten Merkmale, mit dem sie sich in einer sehr beachtenswerten Weise von der vorausgegangenen Klassik ablösen; und mit der sie die lebendige Entwicklung der deutschen Seele und Moderne von einem Notkompromiß resolut befreien, als welchen die Klassik, was endlich ins Auge zu fassen recht nottut, sich bei Lichte besehen in so mancher Hinsicht darstellt. Wir dürfen allerdings, angesichts Goethes, für diesen Kompromiß Gott danken; aber nichtsdestoweniger bleibt er ein Notkompromiß von Gnaden günstiger äußerer Entwicklungsbedingungen und — der Antike. Zudem ist sehr zu bedenken, wie außerordentlich viel Kokoko Goethe und die übrige Klassik noch einschließt; und ein wie großer Teil Aufklärungszufriedenheit und ‚Moralin‘ ihr noch anhaftet. Damit mußte aufgeräumt werden, wenn es vorwärts gehen sollte.“

Dazu wäre vielerlei zu bemerken. Erstens ist nicht aufgeräumt worden mit dem, was die Hauptsache ist, und kann nicht damit aufgeräumt werden: mit dem bedeutenden Menschentum jener oder sonst irgendwelcher geschlossenen Persönlichkeiten. In der quirlenden Bewegung des ruhelos umgetriebenen Menschengeschlechts stehen immer wieder Menschen, die ihren Gleichgewichtspunkt in sich selber haben. Sie nennen wir groß, frei und schön. Was sie von uns unterscheidet, ist ihr Zustand: ihre Begabung nämlich, selber Mittelpunkt zu werden. In diesen Zustand zu gelangen, sich vor der kreisenden Wellenbewegung zu behaupten, sich — nach Pestalozzis Wort — „zur inneren Ruhe zu erziehen“, sein Geistwesen statuenscön und marmorblank zu formen: — dies ist das Problem der Klassik. Es muß immer wieder neu durchgekämpft werden; denn jede neue Epoche bringt neue Unruhe.

Also gibt es durch das ganze Weltall hindurch nur ein Problem: entweder mitgerissen werden oder seinen Standort finden in etwas, das jenseits des Wechsels steht. Die diesen Standort weitbin wirksam

finden, sie nennen wir auf dem Gebiete der Kunst — nach dem albernen, aber nun einmal eingebürgerten Ausdruck — die Klassiker. Wir mögen sie auch „Helden“, „große Männer“, „Persönlichkeiten“ oder sonstwie nennen; der Ausdruck tut nichts zur Sache.

Kann es zweifelhaft sein, wer mehr von „Moralin“ (Nietzsches Ausdruck) gequält war: Nietzsche oder die Klassiker? Und Kokoko oder Nichtkokoko — hat das mit dieser Hauptsache, diesem tieferen seelischen Zustand, etwas zu tun? Es ist doch wohl nur Gewand, mehr nicht. Die Antike aber: sie ist für uns gleichfalls von Glas geworden, denn wir schauen auch durch sie hindurch in den bleibenden Seelenzustand.

Was die Romantiker anbelangt, so hat Joel in seinem Buche „Nietzsche und die Romantik“ mit Recht Verbindungslinien gezogen zwischen Nietzsches Anlage und der ähnlichen Bestimmtheit der Frühromantiker. Da ließen sich noch manche überraschende Vergleiche ziehen, wenn wir überall genügend durch die Kulturformen hindurchschauen könnten! Doch praktischer ist für uns: selber zu handeln. Denn die gesuchte vornehme Geisergemeinschaft steht gleichsam schweigend um uns her und ist jede Stunde bereit, uns das Tor in ihren Hain zu öffnen, sobald wir den gleichen Zustand wie sie erreicht haben. Eher können wir sie in ihrem wahren Wesen weder sehen noch hören.

Nietzsche — darüber täuschen uns ganze Archive von Nietzsche-literatur nicht hinweg — hat diesen Zustand wohl vom Nebo aus geschaut und ihn mit der Wendung „Übermensch“ gekennzeichnet, hat ihn aber nicht selber in Stil und Werk verkörpert und ausgereift. Darum ist die Zeit, die auch er aufstacheln geholfen, noch immer auf der Suche nach jenem Lebensstil, nach jener sichtbaren Erscheinung, worin eine Ausgeglichenheit aller Kräfte wohlthuend spürbar wäre.

Im ehemaligen Naturalisten Johannes Schlaf, der einst so vorwiegend von der technischen Seite her begonnen hat, scheint dies wesentlich menschliche, jenseits des Literatentums liegende Problem auch bereits zu arbeiten. Mich freut es immer — da es selten genug geschieht — einem von der Linken auf demselben Pfade zu begegnen.

* * *

Gold auf blauem Grunde. Eine fein abgetönte Anthologie lyrischer Gedichte — das Erstlingswerk des neuen Verlages W. Lange-wiesche-Brandt, Düsseldorf — erfordert einige Worte. „Die Ernte

aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik“ (gesammelt von W. Vesper, geschmückt von Käthe Waentig), so heißt das Buch und erweckt die Farbenvorstellung Blau und Gold: blauer Himmel, goldenes Ährenfeld. Eine kräftig-zarte, sommerstarke Stimmung, ein Hauch von Glück und Sättigung, von schöner Paarung zwischen edlem Geschmack und weicher Seele: so mutet mich diese vortreffliche Sammlung an. Das Werk entzückt auch als buchhändlerische Leistung und ist außerordentlich billig (480 Seiten; 1,80 Mk.). Was der echt lyrisch empfindende Vesper in einem Vorspruch voll stiller Schönheit sagt, das gilt von dieser ganzen Richtung:

„Eine stille Freude machte heut mich froh:
 Eine Blume leuchtete, ein Licht floß irgendwo.
 Und plötzlich war ich mir bewußt
 Des reichen Schatzes aller Lust,
 Der unverbraucht auf Erden liegt allenden.
 Mir war, ich trüge Gold in vollen Händen
 Und ging und sagt' es jedem, der begegnet.
 Und jeder kam und nahm und war gesegnet.“

Doch kann man die Ankündigung im zierlichen Vorwort-Viereck nicht ernst nehmen: „Dies Buch will ohne Rücksicht auf Berühmtheit und Tagesmode das Reife, Bleibende, Weiterführende der deutschen Lyrik von den ältesten Zeiten an bis in die neueste Gegenwart hinein zeigen“... Vesper ist, wie ich dem soeben erscheinenden neuen Jahrgang der „Freude“ (Verlag von Karl Robert Langewiesche, Bruder des oben Genannten) entnehme, „Anfang der achtziger Jahre im Barmen geboren“. Kann ein so junger Mann überhaupt die Lyrik dieser acht Jahrhunderte, im Zusammenhang mit der ganzen Entwicklung, gelesen und verarbeitet haben? Hat er Lebenserfahrung genug, um wirklich über Reifes, Bleibendes, Weiterführendes mitzusprechen? Und er will uns gar hierin Führer und Bestimmer sein? Nein, das nehmen wir nicht ernst, nehmen es aber auch nicht weiter übel. Eine Durchsicht der Anthologie verbietet vollends jeden ernsthaften Maßstab in dieser Hinsicht. Wir bemerken, daß etliche Dichter, und zwar von der Seite her, von der sie mit Vespers Grundstimmung einen harmonischen Klang ergeben, mit Geschmack und Neigung ausgewählt sind, z. B. etliche unbekannte Lyriker des Volksliedes, etliche Romantiker, dann Mörike, Eichendorff,

Eliencron, Dehmel. Letzterem steht Vesper besonders nahe; er bringt von ihm achtzehn Gedichte; und Dehmels Ton, ohne Dehmels dumpfe Erotik, hat auf Vespers Diktion eingewirkt. Die spärlichen Modernen, die daneben aufgenommen sind — unter anderem Hoffmannsthals sonornichtsfagende „Ballade des äußeren Lebens“ —, kommen dagegen nicht auf. So liegt denn auch in dieser, und grade in dieser subjektiven Sammlung eine liebenswürdige, ihrer gar nicht bewußte Vergewaltigung vor.

Eine leise Gefahr, die ich schon einmal an anderer Stelle angedeutet habe, kann auch hier dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen: nennen wir diese Gefahr kurz und deutlich Ziererei. Die Ausstattung, die Druck-Anordnung, die sänftiglichen Vorreden der Verleger, die Schreibweise der Gedichte, der Buchzierat — ach, es ist alles so inniglich auserlesen, daß ich, von Friedrich dem Großen kommend, etliche Male durch die Stube laufen und den Kopf straffen muß, um nicht vor diesen Büchern im „Genießen“ gänzlich zu erweichen. Überhaupt die Worte „Kunstgenuß“, „Kunsterziehung“, „Kunst dem Volke“, Kunst dem Kinde“, „Kunst, Kunst, Kunst“ — wo bleibt bei alledem das natürlich und strack gewachsene Menschentum?! Man nehme ein Gedicht — in dem Jahrbuch „Die Freude“ — wie das folgende:

Wehrlos

Nicht bange sein, Du, komm, nicht traurig sein.
Ich weiß, es ist so schwer, macht so gemein:
Mißtrauen lernen müssen.

Komm, laß mich deine lieben Hände küssen.
Vertrauen ist doch unsre schönste Torheit, Du.

Lächelnd über der Klugen erhabnen Grinsen hinsehn
und der Dummen arme Bosheit verstehn
und dennoch wie Kinder furchtlos dem Leben
rasch beide Hände geben.

Wissend, klug, du. Und dennoch,
dennoch nicht bange sein.

Hier ist ein edelernster und zarter Grundgedanke sprachlich und inhaltlich hart an die Grenze der Tuerei geraten: das „Du“ ist von

Dehmel schon genügend mißbraucht, es soll das Eindringliche verstärken; das „wissend, klug, Du“, und daß „Vertrauen die schönste Torheit“ sei, und das „erhabene Grinsen der Klugen“ und die „arme Bosheit der Dummen“ — dieser Geistes-Hochmut entstammt nach Ausdruck und Wesen den Revieren eines verbitterten Genies: Nietsches. Hüte man sich, dergleichen schöngeformt ins Bürgerliche zu übersetzen! Ich fürchte, das „Reife, Bleibende, Weiterführende“ dieser an sich edlen und warmen Geschmacksrichtung läuft schließlich in jene Sackgasse aus, in der bereits das formalistische Jung-Wien sitzt.

Auch in dieser Sammlung fehlt wieder das innig-einfache, wenn nicht schlechtin schönste Gedichte von Matthias Claudius, das der Wandsbeker Bote auf den Tod seiner Tochter Christiane — zwanzigjährig am Nervenfieber gestorben — gedichtet hat, nein, man möchte hier lieber sagen: unter Herzweh und mit Tränen im Auge vor sich hingefagt hat:

Christiane

Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art,
Das tät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart.

Ich wußte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand,
Trat abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ich's fand.

Und blieb dann lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür.

Das Sternlein ist verschwunden;
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr.

Literatur und preußischer Adel. Es fehlt dem preußischen Adel eine großzügig-publizistische Kraft: ein Mann, der diese für Literatur, Kunst und Theater fast völlig verlorenen Kreise etwa so zur Teilnahme zwänge, wie „Veremundus“ (Karl Nuth) den lebendigeren Teil der gebildeten deutschen Katholiken zu interessieren und um seine Zeitschrift „Hochland“ zu sammeln vermocht hat. Der Mann, der es fertig brächte, diese zähflüssige Masse aus ihren einseitigen Standes-Interessen oder aus ihrer landwirtschaftlichen Gesichtspunkten oder aus ihrer kirchlich begrenzten Frömmigkeit zu lösen und für wahre, allseitige Kultur zu begeistern, unter taktvoller Wahrung des vielen Tüchtigen, was unverbraucht dort wartet: der verdiente einen ganz besonders gebiegen-goldigen Eichkranz.

Die Zeiten der bloß-literarischen Programme und Habereien sind vorüber; das Menschliche, das Dichterische rückt immer wärmer und näher an unsre Herzen heran; ein Beseelen und Aufbauen ist wichtiger als die Rechthaberei derer von der Junft. Und nun werden wir, bei diesem für das Tüchtige gelübten Blick, auch wieder in der Geschichte, im Überlieferten und Ererbten, Kräfte entdecken und nutzbar machen. Und da wäre doch wohl die Stunde gekommen, wo sich auch die Söhne und Töchter jener alten Schlösser und Besitzungen wieder beteiligen müßten: wenn auch nur durch warme Teilnahme.

Es wird sich dann aus allen Ständen und Klassen ein neuer Adel bilden: die Adelsgemeinschaft großer Herzen. Wie tut uns das not! Wie wird es die Arbeit beflügeln und den Schritt elastisch machen, wenn wieder mehr Unbefangenheit, mit einem feinen Schimmer von Takt und Liebe, in diese Zeit des Mißtrauens und Unbelaßens eindringt! Nur so wird die soziale Frage an der Wurzel erfaßt; und auch die sonstigen Spaltungen verlieren ihre eigentliche Schärfe.

* * *

Eine neue Literaturgeschichte. Prof. Dr. Eduard Engel, bereits rühmlich bekannt durch seine englische und französische Literaturgeschichte, überrascht uns nun auch mit einer deutschen (2 Bde., geb. 12 Mk. Leipzig, Freytag & Tempel). Ein lebensvolles Werk, in fremdwörterfreiem Deutsch geschrieben, voll persönlicher Wärme! Ein Blick in die neuesten Kapitel macht uns zwar stußig: da stehen nebeneinander

Wilhelm Bölsche und Heinrich Sohnrey; da steh' ich selbst (um zwei Jahre gealtert) eingekleidet zwischen einem Marx Müller und Rudolf Havel; da ist Lulu von Strauß plötzlich katholisch geworden; Wachler und sein Bergtheater fehlen natürlich, während so und so viele modische Narrheiten verzeichnet sind, weil in Folge größerer räumlicher Nähe unter falschem Gesichtswinkel gesehen; da wird über den immerhin heroisch gestimmten Bleibtreu mit zwei verächtlichen Worten hinweggegangen; da wird mir neben — man rate! — neben Grotthuß die „Heimatkunst“ aufgeladen, während Bartels (dessen Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert immer noch wichtig ist) seinen Sieb kriegt; in einem Winkel stehen (statt bei Wildenbruch) Lauff und von der Pfordten, als Anhängel zum Unterhaltungsdrama, auf derselben Seite mit dem elsfässischen Mundart-Possendichter Stoskopf; Chamberlain wird als modisch neben Nordau gestellt und spöttisch-kurz abgetan: — — alle diese und ähnliche Einzelheiten gehen aus einem inneren Fehler hervor: Engel hat für die Gegenwart keine bedeutende Gesichtspunkte. Diese Fülle von Personen ist zu äußerlich eingeordnet; Leitgedanken höherer Art fehlen.

Von meinem eigenen Wesen hat Engel, den ich herzlich schätze, keine Ahnung. Daß es sich in meiner Tätigkeit, die mich deutlich von den naturalistischen Strömungen trennt, um die Herausarbeitung der völlig verschütteten idealistischen Linie handelt, in Anknüpfung an H. v. Stein-Bayreuth-Weimar: das sollte doch nachgerade klar sein.

Neben dem angedeuteten Grundfehler, der nur den zweiten Teil des zweiten Bandes betrifft, hat das Werk glänzende Vorzüge. Engel schreibt so lebhaft, klar und mit leidenschaftlicher Anteilnahme, daß sich auch schwerere Kapitel spielend lesen. Die sämtlichen Einleitungskapitel, das Nibelungenlied, die Gottsched-Klopstock-Lessingzeit, Grillparzer, Kleist usw. — fesselnd alles, soweit ich das stattliche Werk lesen konnte. Auch die Nebengebiete (Philosophie, Geschichtswissenschaft usw.) sind herangezogen; häufige kleine Proben beleben den Stil; das Werk ist mit zahlreichen Bildnissen geziert.

Über Raumverteilung, Neigung und Abneigung — aus denen der frisch-natürliche Verfasser keinen Hehl macht — z. B. für Sudermann, gegen Hauptmann, ließe sich wohl manches sagen. Doch mögen das andere besorgen! Nur eins sei noch angemerkt: ich wundere mich, warum

dieser Kenner der europäischen Literatur nicht planmäßig dies Buch zu einer vergleichenden Literaturgeschichte erweitert hat; ich vermisse das Nachweisen der gemeinsam-europäischen Linien. Und vermisse, um ein letztes zu sagen, jene gehaltsschwere Knappheit, die Weitläufiges von wichtigen Leitgedanken aus „ins Enge bringt“.

* * *

Vom christlichen Idealismus. (An Rich. von Kralik.) In der Vierteljahrszeitschrift „Die Kultur“, dem Organ der österreichischen Leogefellschaft (7. Jahrg.; 2. Heft) erwähnen Sie mit Beifall einige schöne Worte des Konvertiten Joh. Jörgensen. Die Worte lauten: „Je katholischer ein Mensch lebt, desto mehr fühlt er sich in innigem, tiefen, wesentlichen Frieden mit Gott, mit sich, mit der ganzen Schöpfung. Dem Lichte entgegen, dem Leben entgegen, weil der Liebe entgegen — das ist die Formel der katholischen Religiosität.“ Wenn diese Herzensworte die Formel Ihres Glaubens sind, so begrüße ich — der Protestant — Sie und Jörgensen hiemit als Glaubensgenossen.

Aber Sie schlagen leider sofort nach diesem Zitat eine Dissonanz an. Sie erteilen diesen „Wegen nach Weimar“ einen Seitenhieb: Sie betonen, im Anschluß an eine katholische Zeitschrift, das „Unzulängliche des Verfassers als Dichterdanker“; und Sie zitieren beistimmend das Urteil jener Zeitschrift: „Die in Lienhard den christlichen Idealisten glauben sehen zu können, ja zu müssen, wird dies sein Programm über ihre Täuschung endgültig aufklären.“ Mit andern Worten: Sie, der gereifte Mann, sprechen öffentlich einem Nebenmenschen den Idealismus und das Christentum ab. Das sind nun zwar Worte, auf die ich als Worte kein Gewicht lege, da sich viele in diese Kleider hüllen; die mich aber um der Sache willen nötigen, Sie um genauere Auskunft zu bitten. Denn wir stehen uns in vielem nahe.

Lassen Sie mich versuchsweise darlegen, ohne alle Bibelzitate, was ich etwa unter „christlichem Idealismus“ in Tat und Wahrheit verstehe.

Nach einer syrischen Legende zog eines Tages Jesus mit seinen Jüngern an einem toten, verwesenden Hund vorüber. Alle wandten entsetzt den Kopf: „Wie häßlich ist dieses Tier!“ Jesus warf nur einen flüchtigen Blick hinüber und sagte ruhig: „Was für ein schönes Gebiß hat dieser Hund!“

Zu dieser Legende gibt es ein Gegenstück im Koran. Als Gott

den Menschen geschaffen hatte, waren alle Engel voll Bewunderung; nur einer stand höhnisch abseits. Gefragt, warum er Bewunderung versage, antwortete er: „Ich weiß ja doch, daß Du ihn aus gemeiner Erde gemacht hast.“ Dieser Eine war Satan; ob seines „bösen Blickes“ wurde er aus dem Himmel verbannt.

Es gibt einen Blick für das Häßliche, wie es einen Blick für das Gute gibt. Der Blick für das Häßliche, der „böse Blick“, der das Verstimmende überall herausfindet und durch die Aussprache dieses Verstimmenden auch andre mit Verstimmung ansteckt, ist besonders heute und überhaupt immer sehr verbreitet. Ich sehe nun das Wesen des christlichen Idealismus gerade darin, dieser gemeinenschlichen Schlappeit den aufbauenden Blick entgegenzusetzen, den Blick für das Gute, das Schöne, das Hohe, das Stolze — und suche zugleich den Mut zu dieser edleren Eigenschaft zu beleben. Was diesen höheren und reineren Zustand, zu dem man durch Entwicklung und Arbeit an sich selbst gelangt, stärkt, das heiße ich willkommen, ob uns Franz von Assisi hilft oder Friedrich Schiller. Ein Abgrenzen gibt es da kaum; denn alles Geschaffene dient der Gesamtheit: soweit ich mir diese und andre Lebenserscheinungen aneignen kann, soweit ich den Lebensgehalt der Großen menschlich verarbeite und damit meine eigene Seele aufbaue, so weit sind sie mein eigen. Das gilt nicht nur von den Großen, den sichtbarsten Beispielen, das kann von jedem Kinde gelten, das mir über die Straße läuft — das galt für Jesus sogar vom toten Hund. Diese Kraft des Seelen-Aufbauens hat uns Christus, der Lebensbringer, offenbart. Wer diese Wärme in sich entfaltet und schöpferisch zu betätigen sucht, der ist Kind der schöpferischen Gottheit, der ist Idealist.

Wenn nun Sie dieser seelischen Verfassung, die ich hier zu kennzeichnen versuchte, den Ehrennamen „christlicher Idealismus“ verweigern, so tun Sie das jedenfalls aus einem überlegenen Zustande und aus einer tieferen Einsicht. Ich wäre Ihnen dankbar — ganz unbefangen gesagt — wenn Sie mir und meinen Lesern Ihre Auffassung kurz und lichtvoll dartun wollten. Nur soviel noch: ist Ihnen, dem reichbelesenen Manne, aus meinen „Wasgaufahrten“ das Gespräch mit einem Katholiken bekannt? Und halten Sie etwa den Idealismus, der aus den protestantisch-deutschen Formen erwuchs, für nicht christlich?

Gleitwort zur Wartburgtrilogie

Das hier folgende Gedicht war als Prolog zu meiner soeben erschienenen dramatischen Dichtung „Wartburg“ geplant. Doch bestimmte mich die etwas persönliche Färbung und eine gewisse Weichheit des Tones, die mir zu dem Ganzen nicht passen will, diesen Vorpruch zurückzuziehen. Hier, in dem kleineren und trauteren Kreise dieser Blätter, mag das Gedicht als Gruß an die Leser seine Stelle finden.

Das Wartburgturmkreuz glüht im Abendlicht:
 Ein Kreuz, um das der Himmel Rosen flücht.
 Und wie einst Walthar von der Vogelweide
 Auf einem Stein saß, Hand an Wange schmiegend,
 Sein Seelenleid mit Saitenklang besiegend:
 So saß der Säng' dieses Lieds in Leide
 Und zog in Kämpfen durch die Niederungen
 Und fuhr mit Lust auf halberhellten Wegen,
 Der Lichtflut jener Flammenburg entgegen —
 Bis er zuletzt dies Wartburglied gesungen.

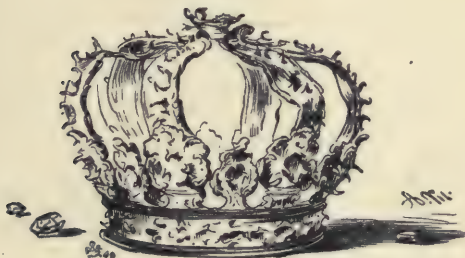
So sei euch allen Lieb' und Leid ein Segen,
 Die ihr von gleicher Wanderkraft durchdrungen,
 Und auf den Höhen sei euch Gottesfrieden!
 Nehmt an, wir wären Säng', die verwegen
 Zum Wettkampf ziehn — und wem kein Kranz beschieden,
 Den findet doch zuletzt die Rindeshand:
 Den Tapsren, der sich selber überwand —
 Gralsritter, der das Herzenskleinod fand!

In Klingsors Dämmerturme beginnt die ernste Fahrt:
 Dort reckt sich Osterdingens vergessne Ritterart;
 Ihr seht ihn trugend werben, ihr seht ihn schmachbefleckt —
 Bis er vom Volk der Tiefen den Pfad ins Höhenland entdeckt.

Und von den Wartburghöhn schwebt niederwärts
 Die hehre Heilige zum Volk der Tiefen;
 Es ist ein Singen in der Fürstin Herz:
 Sie hört die Bettler, die um Hilfe riefen.
 Sie muß hinab, wo Osterdingen war,
 Doch bringt sie nun des Lichtes Fülle mit,
 Es blühen Rosen unter ihrem Tritt,
 Und was einst sündig war, wird rein und klar.

Und dann: — zur festen Burg, in sichern Port,
 Kommt Junker Jörg, trugstark wie Ofterdingen;
 Sein Wehr und Waffen ist das Gotteswort,
 Aus tiefer Not lernt er auf Wartburg singen.
 Und Herrenstolz und Herzlichkeit zu Kleinen
 Als Ritter-Sänger-Priester zu vereinen —
 Wird es dem freudenstarken Mann gelingen?
 Verfähnt er Sängerbürg und Burg der Frommen? —
 Am Turmkreuz ist ein Rosenglanz entglommen,
 Da geht zuletzt am Berg das jüngste Paar:
 „Die Liebe ist die größte unter ihnen“ . . .
 Sie halten ihr Gesicht der Zukunft dar
 Und wollen still und stark „in Freiheit dienen“.

So grüßt sich Himmelslicht und Herzensstrahl.
 Und in die hohe Dämmerung verhaucht
 Das Lied, das aus der Dämmerung getaucht.
 So rundet sich der Kranz, so glüht der Gral.



Erhabenheit



Wenn was ist das, was selbst den Wilden ein Gegenstand der größten Bewunderung ist? Ein Mensch, der nicht erschrickt, der sich nicht fürchtet, also der Gefahr nicht weicht, zugleich aber mit völliger Überlegenheit rüstig zu Werke geht.

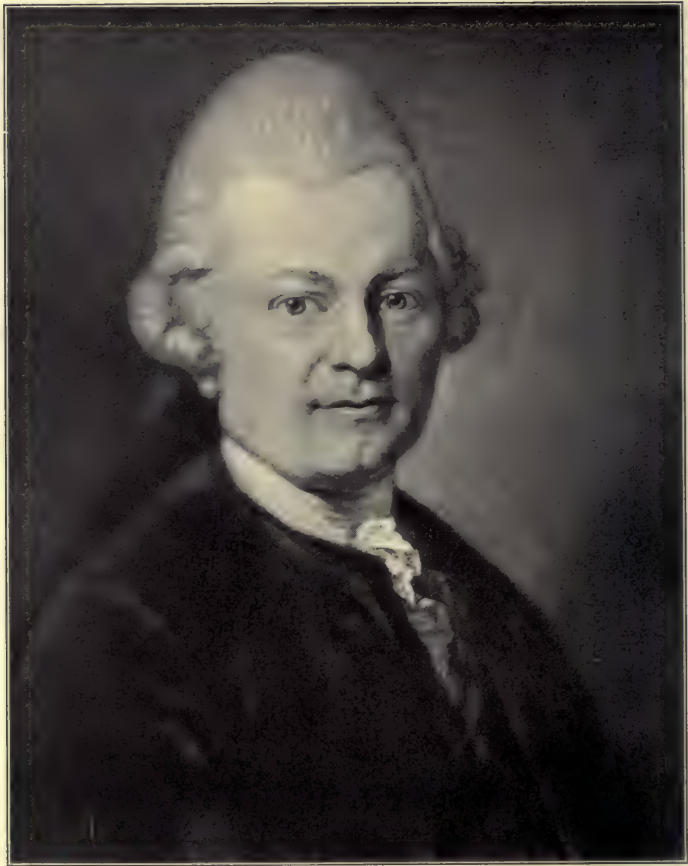
Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heiligachtung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volkes, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehr Gefahren es ausgesetzt war und sich mutig darunter hat behaupten können: dahingegen ein langer Friede den bloßen Handlungsgeist, mit ihm aber den niedrigen Eigennutz, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart zu erniedrigen pflegt.

In der Religion scheint Niederwerfen, Anbetung mit niederhängendem Haupte, mit zerknirschten, angstvollen Gebärden und Stimmen, das einzigwirkliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu sein, welches daher auch die meisten Völker angenommen haben und noch beobachten. Allein diese Gemütsstimmung ist bei weitem nicht mit der Idee der Erhabenheit einer Religion und ihres Gegenstandes an sich und notwendig verbunden. Der Mensch, der sich wirklich fürchtet, weil er dazu in sich Ursache findet, indem er sich bewußt ist, mit seiner verwerflichen Gesinnung wider eine Macht zu verstoßen, deren Wille unwiderstehlich und zugleich gerecht ist, ist in gar keiner Gemütsverfassung, um die göttliche Größe zu bewundern, wozu eine Stimmung zur ruhigen Kontemplation und zwangsfreies Urteil erforderlich ist.

Kant

(„Kritik der Urteilskraft“)





G. E. Lessing
Nach dem Gemälde von Anton Graff

Weg nach Weimar

Herausgeber: F. Lienhard

II. Jahrg.

Dezember 1906

Heft 3

Klopstock und Rousseau

(Schluß)



an kann sich dem Eindruck nicht verschließen, daß sich Klopstock höchstens bis zu Metas Tode (1758) dichterisch entwickelt hat. Es blieb in ihm und um ihn Jünglingsstimmung; darin lag seine Wirkung, darin lag seine Grenze. Der Schritt zum Vollmann, der Schritt zum Vollgenie war ihm nicht vergönnt. Er entfesselte Schwärmerei und Empfindung, er weckte Tränen und Gebete; das war sein edler Lohn:

„Ich sang den Menschen menschlich den Ewigen,
Den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt
Mein großer Lohn mir: eine goldne
Heilige Schale voll Christentränen.“

Aber weder seine nationalen „Bardiete“ noch seine kirchlichen Bemühungen (geistliche Lieder), noch die späteren Gesänge des Messias oder seine sprachlichen Studien drangen Richtung erzwingend in die Literatur ein; sie blieben in einer bestimmt umgrenzten, etwas theologischen Gemeinde; sie beeinflussten nicht die Gesamt-Entwicklung. Warum?

Wie ihn die kalt-verständige Fanny im Stich gelassen und einen Eisenacher Kaufmann vorgezogen, so fand im Freundeskreise von Klop-

stocks groß angelegter Natur doch wohl mehr das Gemüthafte und das Moralische Verständnis und Widerhall. Man beachte diesen Punkt! Es ist die Gefahr der Mehrzahl der Deutschen, daß Moral und Geschmack sich nicht decken. Klopstock hungert nach Austausch, nach kongenialer Freundschaft; und obwohl Klagen wegen langer Nichtbeantwortung von Briefen damals häufig sind: leise teilt sich einem doch der Eindruck mit, daß Klopstock der Gebende und nur wenig der Empfangende war. Es ergab sich keine genügende Reibung.

So hören wir unsren Dichter (ich möchte das freilich nicht tragisch betonen) nach Menschen rufen. „Um des Himmels willen, Gleim, sind Sie denn auch wie Schmidt und seine noch härtere Schwester? Es ist Ihnen möglich, es ist Ihnen ohne alles Bedenken möglich, gar nicht an mich zu schreiben? Es kommt mir vor, als wenn ich in Amerika wohnte, so lange habe ich keine Briefe von Ihnen. Das hätte ich von Ihnen nicht gedacht, wahrhaftig nicht von Ihnen. Sie sind mir allezeit zärtlicher vorgekommen. O, wie stolz bin ich, wenn man auf das schwermutvollste Unglück stolz sein kann, daß ich euch alle so sehr in der Freundschaft und Liebe übertreffe! Ich schreibe diesen Brief so ganz heiß, heiß hin“ (1751) . . . Daran liegt es: in Klopstock war noch etwas mehr als anatreontische Lebensverklärung, in Klopstock war Feuer und Energie. Wie unbedeutend sind die Briefwechsel jener Zeit neben Schillers und Goethes ergebnisreichem Gedankenaustausch! Klopstock rüttelt an seinen Freunden, sie möchten doch ein bißchen genialer sein; was er in Fanny suchte, was er in den Freunden suchte, war schwerlich bloß Liebe: er brauchte Kongenialität.

Die Hamburgerin Meta Moller gab ihm das auf wenige Jahre. Doch im übrigen ging Klopstocks Sehnsucht nach national-religiöser Erneuerung allein auf die Suche. In einem späteren Brief an Gleim blüht etwas wie Spott durch; er erzählt von seinen altgermanischen (heute nicht mehr ernst zu nehmenden) Studien: „Ich könnte Ihnen, lieber Gleim, allerhand, was mit der Hermannschlacht Verbindung hat, erzählen; aber ich unterlasse es, gewiß nicht aus Mangel an Freundschaft, sondern aus anderen Ursachen, die recht gut sind . . .

Und nun eine kleine, nicht übliche (!) Nachricht von meinen weidmännischen Lustwandlungen in den Wäldern unsrer alten Sprachen, nach getaner Arbeit nämlich. Macpherson, der Retter des Bardens Ossian — Ossian war deutscher Abkunft, weil er Kaledonier war (!) — wird mir, und wie ich hoffe nun bald, die eisgrauen Melodien zu einigen lyrischen Stellen des großen Dichters schicken. Mit Hilfe dieser Melodien denk' ich das Silbenmaß der Bardens herauszubringen. Und diese kleinen Entdeckungen sollen meiner Abhandlung vom Silbenmaß gar nicht übel lassen. Meine Weidmännerei anbelangend, so habe ich hiermit die Ehre, zu vermelden, daß ich herausgebracht, gefunden und entdeckt habe, daß der Angelsachse Raedmon, der größte Dichter nach Ossian unter unsren Alten, in den Gedichten, die seinen Namen haben, nicht, wie einige und sogar Hikes — was nennt er mir da für unbekannte Namen? — meinen, bloß nachgeahmt ist, sondern daß es wirklich seine Gedichte sind, in denen nur einige Töne, nicht Worte, seiner älteren Sprache in neuere verwandelt sind. Wenn Sie, lieber Gleim, nicht gar sehr unwissend in diesen Sachen wären, so würde ich Ihnen nun auch meine herrlichen und köstlichen Gründe zu schmausen geben. Aber wer kann sich über so etwas mit Leuten einlassen, die nur in dem ausländischen Tempe umherhoren und niemals ein Laub der vaterländischen Haine haben wehen hören?"

Hier klingt etwas durch, was uns aufhoren läßt. Ist es nicht offenbar, daß Klopstock den Mangel jener Zeit an national-historischer Bildung empfindet? Ist er nicht selber diesem Kulturmangel erlegen?

Es ist rührend, wie mehrfach in jenen Dichtern um den Harz herum ein Drang nach der nordischen Poesie gleichzeitig mit dem neuen Poesieaufschwung erwacht (z. B. in Schmidts Brief an Gleim, 12. Sept. 1750, worin Schmidt einige nordische Stücke aus dem Lateinischen übersezt). Ossians mitternächtige, fremdartige Gesänge, die zehn Jahre später erschienen, verstärkten diesen Zug; Gerstenberg, Kretschmann, Denis wurden durch ihre Bardengesänge bekannt, der Göttinger Hainbund lebte in ähnlichen Gefilden. Aber es ist heut' vergessen und verschollen. Denn das schwebte noch in der Luft.

Es fehlte der wissenschaftliche Boden und es fehlte die modern-nationale Kultur. Aber nicht nur dies: es fehlte zugleich die vertiefte Weltanschauung. Jene Glückseligkeitstheorien der Wolff-Leibniz-Zeit mußten ebenso überwunden werden wie die bloße Tugendlehre, wenn man Nibelungenlied und ähnliche Tragik begreifen wollte.

Metallhart klingt daneben Friedrichs Heroismus in dieser auch in Klopstock allzu weiblich-weichen Poesie. Und bald wird Kants reiner Geistesklang aufstöhnen. Gar vom ideellen Wert eines durch heroischen Verzicht in Sieg zu verwandelnden Schmerzes, wie er in Carlyle-Schopenhauers und Wagner-Gobineau-Steins Bezirk später erkannt wird: von dieser Vertiefung konnte jene Gefühlszeit vollends noch keine Vorstellung haben. Noch einmal: es war eine schöne Jünglings- und Frühlingszeit, liebenswerte Sängere, liebende Mädchen, fühlende Frauen waren zur Poesie erwacht, aber noch keine Männer im vollgewichtigen Sinne des ernstesten Wortes.

„Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott zuläßt“, war Klopstocks letzte Bitte an die sterbende Meta; „du bist der meinige gewesen“, erwiderte die Sterbende. In dieser edlen Verbindung von Liebeszartheit und Religiosität liegen die Werte jenes Zeitalters beschlossen. „Sie werden denken“, schrieb einmal Meta an den englischen Dichter Richardson, „daß zwei Personen, die sich so lieben wie wir, nicht zwei Zimmer nötig haben; wir sind immer in demselben. Ich still, still mit meiner kleinen Arbeit, sehe nur manchmal das liebliche Antlitz meines Mannes, welches so ehrwürdig ist in Tränen der Andacht bei dem Erhabenen seines Gegenstandes.“ Sie selbst, Meta Moller, war schriftstellerisch begabt und hat sogar einen „Tod Abels“ gedichtet; voll heißen, zärtlichen Empfindens sind ihre Briefe. Doch dieser Körper hatte nicht die Kraft, ihrem Gatten Kinder zu geben. Nach mehrmals vereitelter Hoffnung starb sie unter dem Messer des Arztes; die Sektion ergab, daß ihr Bau ihr überhaupt nicht gestattet hätte, Mutter zu werden. Man kann etwas Symbolisches in dieser Tragik erblicken; zur Gefühlsheerziehung waren diese Menschen in den deutschen Blütenhain, in den deutschen Mondschein gesandt. Zu mehr nicht. Und ohne zu künsteln, nur wieder, um an ein anschau-

liches Vorkommnis anzuknüpfen, darf man sagen: der Novembertag des Jahres 1758, an dem Meta mit ihrem todtgeborenen Kinde bestattet wurde, bedeutet den Endpunkt von Klopstocks eigentlicher Sendung. Er hatte Leid und Freud', Ruhm und Liebe und nun den tiefsten Schmerz erlebt: etwas Neues hatte ihm nun die Erde nicht mehr zu bieten. Es war nun an ihm, dies alles zu verarbeiten.

Doch da versagte Klopstock. Im Sturm der Dithyramben — denn auch der „Messias“ ist Lyrik — hatte der göttliche Sänger die Höhe erflogen; doch ein Städtebau, wie ihn Schiller — ein Jahr nach Metas Tod geboren — wie ihn Goethe zu erzwingen stark und reich genug waren, ist seiner edlen Weichheit nicht beschieden gewesen.

*
*
*

Und doch: der Leser irrt sich, wenn er sich aus Klopstock ein weichliches Gefühlsphantom zurechtmacht. Für jene Zeit war Klopstock ein Erwecker zum Natürlichen, ein Befreier vom unnatürlichen Zopf. Der junge Dichter fühlte sich zu Zürich neben dem etwas steif-ehrbaren Bodmer — doppelt so alt als Klopstock — und dessen erblindeter Gattin weniger wohl als draußen auf geselligen Ausflügen; es eilte ihm gar nicht damit, den Messias in regelmäßigen Arbeitsstunden zu vollenden. Bei der berühmten Fahrt auf dem Züricher See ließ er die ihm zugeteilte Dame in aller Unbekümmertheit im Stich und zog die blutjunge Demoiselle Schinz vor: „Das jüngste Mädchen der Gesellschaft“ — schreibt er in aller Unbefangenheit an Schmidt, Fannys Bruder — „das schönste unter allen, und das die schwärzesten Augen hatte, Demoiselle Schinz, eines artigen jungen Menschen Schwester, brachte mich sehr bald zu dieser Antreue. Sobald ich es das erstemal auf zwanzig Schritte sah, so schlug mir mein Herz schon. Denn es sah derjenigen völlig gleich, die in ihrem zwölften Jahre zu mir sagte, daß sie ganz mein wäre. Ich habe dem Mädchen dies alles gesagt und noch viel mehr. Das Mädchen in seiner siebzehnjährigen Unschuld, da es so unvermutet so viel und ihm so neue Sachen hörte, und zwar von mir hörte, vor dem es sein schwarzes, schönes Auge mit einer so sanften und liebenswürdigen

Ehrebietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte, ich sollte selbst bedenken, wie hoch derjenige von ihm geschätzt werden müßte, der es zuerst gelehrt hatte, sich würdige Vorstellungen von Gott zu machen“ — — Klopstock fügt diesem grammatisch verwirrten Satz die Anmerkung bei: „Ich muß hier noch die Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viel Küsse gegeben habe, die Erzählung möchte Ihnen sonst zu ernsthaft erscheinen.“¹⁾ „Wir hatten zu Mittag etliche Meilen von Zürich auf einem Landhause gespeist. Wir fuhrten hierauf dem See gegenüber auf eine mit einem Walde bedeckte Insel. Hier blieben wir am längsten. Wir speisten gegen Abend an dem Ufer. Da wir abfuhrten, stieg meine Antreue gegen Madame Hirzel auf den höchsten Grad: denn ich führte Demoiselle Schinz statt ihrer ins Schiff. Wir stiegen unterwegs verschiedene Male aus, gingen an den Ufern spazieren und genossen den schönsten Abend ganz. Um zehn Uhr stiegen wir erst wieder in Zürich aus. Madame Müralt ist diejenige, bei der ich künftig Frauenzimmergesellschaften antreffen werde . . .“ Dieses Bedürfnis des Messias-Sängers nach harmlos-heiterer „Frauenzimmergesellschaft“ war der Grund seiner Entfremdung mit Bodmer, die sich indessen später wieder einigermassen verzogen hat.

Wie dort an des schimmernden Sees Traubengestaden, so naturfroh und liebend-gesellig zeigte sich der Dichter auch im Norden. Sein Freund Helferich Peter Sturz, selber ein gefälliger Schriftsteller, Privatsekretär des Ministers Bernstorff, hat uns von Klopstocks Kopenhagener Zeit einen schönen Brief an Boie hinterlassen.

¹⁾ Man vergleiche dazu die früher mitgeteilte Bemerkung aus Pröhles Buch über „damals noch geltende freiere und herzlichere Sitten“ — und schaue zurück auf unsre Betrachtungen über „Schillers Ehe“! Ebenso vergleiche man Klopstocks Besuch bei Meta, die von manchem Kuß des Dichters ihrem und seinem Freunde Gisecke erzählt. Ebenso ist Jean Pauls und des Brautpaares Humboldt-Dacheröden Briefwechsel in diesem Lichte zu betrachten. Und ein Jugendvers des seraphischen Sängers selbst („Elegie“, 1748) bekräftige das Ganze:

„Ein befeelender Kuß ist mehr als hundert Gesänge
Mit ihrer ganzen langen Unsterblichkeit wert!“

„Meine Bekanntschaft mit Klopstock bildete sich schnell, und in sieben unversehrten Jahren sind, außer einer achtmonatlichen Reise, wenige Tage verfloßen, worin wir uns nicht sahen. Nie hat in dieser Zeit ein Wölkchen Laune unsre Freundschaft umdämmert; denn auch als Freund ist Klopstock

Eiche, die dem Orkane steht.

Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichtum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden, und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höheren einschmeichelt. Seine Geradheit hält ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmern zurück, nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet, als eine Beschimpfung, die kalte, beschützende Herablassung der Großen. Darum muß nach dem Verhältnisse des Rangs immer ein Vornehmer einige Schritte mehr tun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu tun ist.

Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Örter, finstre, schauer-volle Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, spähetem jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche, und ergöheten uns an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns drein. Oft zeigte Klopstock einen fernen Baum. ‚Dorthin!‘ rief er, ‚aber geradezu — wir werden auf Morast und Gräben treffen — ei Bedächtlicher! so bauen wir Brücken! — und so wurden Äste gehauen; wir rückten, mit Faschinen beladen, als Belagerer fort, sicherten den Weg, und erreichten das Ziel.

Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wann er so mit einer Reihe Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur.

Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck, fesseln seine Beobachtung nicht; aber zeigt ihm Bouchardons Sirestias, wie er die Schatten beschwört, Rembrandts Lazarus, wie er zum Leben erwacht, Rubens sterbenden Christus: dann hängt er trunken

am Bilde. So auch Musik. Sie durchströmt ihn, wenn sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne seufzet wie ihre Hoffnung, stolz dahertönt, wie das Jauchzen der Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, des Sängers Stimme folgsam begleiten, nie das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben wie der Schleier eine griechische Tänzerin. O, wie oft lauschten wir an unfres Gerstenbergs Klavier, wenn er den holden Wechselgesang mit seiner zärtlichen Gattin anstimmte!

Die freudigste Zeit des Jahrs für Klopstock war,

Wann der Nachthauch glänzt auf dem stehenden Strom.

Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, lieber Boie, der ich nicht zum Schweben gebaut bin, hat er aufs Eis argumentiert. Kaum daß der Reif sichtbar wird, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleinen Wassersammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später oder früher zufroren.

Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter:

Nur ein Gesetz: Wir verlassen nicht eh' den Strom,
Bis der Mond am Himmel sinkt!

Wenn ich das Gesetz durch Glossen verdrehte oder es brach, so ward meine Sünde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte sein Scharffinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarths Schwebungen, wie des pythischen Apolls; schöner als der Liebesgöttin Locken wehet ihm Bragas goldenes Haar. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und die besten Eisläufer sind. Einst traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nachsinnen an; er zog Linien, maß und teilte. Wird es wohl gar ein Partagetraktat? oder ein System eines bessern Staatsgleichgewichts? — ‚Sehen Sie‘, rief er, ‚man vereinigt Meere; wenn man diese Flüsse verbände, hier einen Kanal zöge, dort noch einen, das wäre doch unsrer Fürsten noch würdig, denn so hätte man Deutschland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt.“ . . .

Diese freundlich-frischen Bilder dürfen bei Beurteilung Klopstocks nicht übergangen werden; sie ergänzen wesentlich und wichtig die schulmäßige Auffassung. Hier sind die Grundlinien jenes natür-

lichen und unbefangenen Menschentums vorgezeichnet, das bald hernach der jugendliche Goethe aufgreifen und mit reicheren Mitteln zu schöner Vollendung führen wird.

* * *

Wir können Klopstocks Dichtungen als Ganzes nicht mehr genießen. Ihr Bestes ist aufgesogen worden von den Dichtern, die zwischen ihm und uns wirkten, hat sich in neue Formen umgestaltet und ist in die Entwicklung übergegangen. Und doch war er das erste und stärkste Aufblitzen eines neuen, eines gewissermaßen romantischen Geistes; seine Wirkungen flossen zusammen mit den Einflüssen des Genfers Rousseau und des Schotten Macpherson. Und so erzeugte sich eine poetische Bestimmtheit, die bis tief in die Romantik hinein im wesentlichen die gleiche geblieben ist. Erst mit Jungdeutschland — um 1830 — setzte wieder etwas ein, was dem kritischen Verstand der französischen Aufklärer des 18. Jahrhunderts in neuen Formen entsprach: die untersuchende und zerlegende Wissenschaft, der vorfordernde Journalismus, die Zeitdichtung und der Zweckroman, der Positivismus und Materialismus. Hoffen wir, daß Viktor Sehns Weisagung recht behalte und daß sich diese verneinende Kraft in gleichfalls etwa 80 Jahren — also um 1910 — erschöpft habe. Und warum sollten wir uns diese Phantasie versagen? Bewegt sich nicht alles atmende Leben in großen Rhythmen, wenn sie sich auch unsrer genaueren Bestimmung entziehen?

Doch ist auch aus Klopstocks Dichtungen selber noch manches Lebendige herauszuholen. Man müßte freilich die Kühnheit haben, neben einigen wenigen vollständigen Oden auch Bruchstücke herauszunehmen und mit besonderem Titel als lyrische Gebilde für sich abzurunden. Zum Beispiel:

Zwei Nachtigallen

„Der Lenz ist, Aëdi, gekommen!
 Die Luft ist hell, der Himmel blau, die Blume duftet!
 Mit lieblichem Wehen atmen die Weste,
 Die Zeit des Gesangs ist, Aëdi, gekommen!“

„Ich mag nicht fingen: die Zeifige haben
 Das Ohr mir taub gezwitschert!
 Viel lieber mag ich am Aste mich schwenken
 Und unten in dem kristallinen Bache mich sehn.“

Niemand wird leugnen, daß dies ein in sich vollendetes, wenn auch nicht eben bedeutendes Gedicht ist. Es ist wörtlich von Klopstock, doch bildet es dort nur die zwei ersten Abschnitte einer längeren und nicht immer glücklichen Ode („Die Lehrstunde“, 1775).

Ein zweites Gedicht, herausgenommen aus einer größeren Ode (1771), würde lauten:

Die Kofstrappe

Ein Riesenroß,
 Ein hoher Ritter darauf, sprang über das Tal
 Der schönen fliehenden Riesin nach:
 Oben auf der Klippe ließ den Fußtritt das Riesenroß.

Druiden haben und Varden mit erobertem
 Eisen in Felsen gehau das einzige Mal
 Der Urjahrhunderte Deutschlands,
 Den Huf des heiligen weißen Rosses
 Mit dem Flammenblicke, mit der dichten,
 Niederströmenden Mähne, dem Sturme selbst
 Zu heben schwer, mit der schmetternden — es stampfte dann,
 Daß die Erde scholl! — mit der zukunftwiehernden Stimme!

Ist nicht auch dies ein einheitliches Bild? Und ein drittes Gedicht, wobei die ersten beiden Strophen weggelassen sind (denn ihr Stil wirkt nicht unmittelbar, und sie enthalten im Mittelgrund das uns unverständliche, einer Erklärung bedürftige Wort „Selyn“, Leier der Varden). Das Fehlende wird nicht im geringsten vermißt werden:

Weißsagung

Aus des Rosses Auge, des Hufs Erhebung,
 Stampfen des Hufs, Schnauben, Wiehern und Sprung
 Weißsagten die Varden. Auch mir
 Ist der Blick hell in die Zukunft.

Ob's auf immer laste? Dein Joch, o Deutschland,
Sinket dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht.

Denn im Haine brauste es her, gehobnen
Halseß, und sprang, Flug die Mähne, dahin —
Das heilige Roß! Und ein Spott
War der Sturm ihm und der Strom ihm.

Auf der Wiese stand es und stampft' und blickte
Wiehernd umher; sorglos weidet' es, sah
Voll Stolz nach dem Reiter nicht hin,
Der im Blut lag an dem Grenzstein.

Nicht auf immer lastet es! Frei, o Deutschland,
Wirfst du dereinst! Ein Jahrhundert nur noch,
So ist es geschehen, so herrscht
Der Vernunft Recht vor dem Schwertrecht!

In diesem Gedicht stört uns eine Unsitte damaliger Zeit: die Vergangenheitsform „stampft“, „weidet“ — mit dem angehängten Apostroph, um den ausgefallenen E-Laut anzudeuten! Als ob man das hören könnte! Man hört nur die Gegenwartsform, und dies Durcheinandermischen von Gegenwarts- und Vergangenheitsform un-mittelbar nebeneinander („stand es und stampft(')“ oder „weidet(') es, sah“) ist für den Hörer nicht angenehm. Im übrigen ist der Vergleich zwischen frei hinbrausendem, den Reiter abwerfendem Roß und dem geistig zu befreienden Deutschland sehr wirksam, wenn auch das „es“ in der viertletzten Zeile (auf „Joch“ bezüglich) nicht glücklich die mehrfachen „es“ der vorhergehenden Strophen (auf das Pferd bezüglich) abschließt.

Wiederum bilden die „Stunden der Weihe“ (1748) ein tadellos abgerundetes und wahrhaft schönes Gedicht, wenn wir die vier Schlusstrophen und eine mittlere Strophe einfach streichen. Dies Wegzustreichende enthält Namen wie „Salem“, „Muse Sions“, „Schmidt“ und Schmidts „erhabene Schwester“ — Dinge, die ohne

Erklärung nicht verständlich sind, also nicht unmittelbar durch das Ohr die Seele treffen — und verbreitern, verwässern zudem den Grundgedanken.

Die Stunden der Weihe

Euch, Stunden, grüß' ich, welche der Abendstern
Still in der Dämmerung mir zur Erfindung bringt!
O geht nicht, ohne mich zu segnen,
Nicht ohne große Gedanken weiter!

Im Tor des Himmels sprach ein Unsterblicher:
„Eilt, heil'ge Stunden, die ihr die Unterwelt
Aus diesen hohen Pforten Gottes
Selten besuchet, zu jenem Jüngling,

Der Gott, den Mittler, Adams Geschlechte singt!
Deckt ihn mit dieser schattigen, kühlen Nacht
Der goldnen Flügel, daß er einsam
Unter dem himmlischen Schatten dichte!“

Er sprach's. Ein Nachklang von dem Unsterblichen
Fuhr mir gewaltig durch mein Gebein dahin:
Ich stand, als ging in Donnerwettern
Über mir Gott, und erstaunte freudig.

Ein Gedicht — etwa unter dem Titel „Die Wasserschlacht“ (so wird sie im Gedicht selbst und in einem Briefe Klopstocks an Gleim genannt, 4. Jan. 1798) — wäre leicht aus der Ode „Der Wein und das Wasser“ (1796) abzutrennen. Diese Ode behandelt — sehr unkünstlerisch — zwei ganz verschiedene Erlebnisse, nur verbunden dadurch, daß sie eben mit Gleim erlebt wurden. Und die erste Zeile des Ganzen setzt mit sieben einsilbigen Wörtern ein, die in ihrem Nebeneinander geradezu unglaublich wirken: „Weißt du auch, Gleim, noch, wie, o Undurstigster usw.“ Es ist nicht für möglich zu halten, daß dergleichen von einem bedeutenden Lyriker geschrieben werden konnte! Gibt man dagegen den sieben letzten Strophen Selbständigkeit, so ist ein übermütiges Erlebnis gestaltet, wobei Klopstock geradezu Sumor entfaltet.

Die Wasserschlacht

Am Bache saßen wir in den Frischungen
Des Schattens. Wenig wurde der scheue Fuß
Zuerst gesenkt, bald ganz vertieft,
Nun auch das Knie — und gewandert ward dann

Selbst in des Felsens Wölbung. Gehöhlet war
Die eingetauchte Hand, o, wie schöpften wir!
Aus unsrer tiefen, vollen Urne
Rieselt' es nicht in des Freundes Locken.

Des Dorfes Mädchen brachten den Ahrenkranz,
Durchschimmert von der Bläue der lieblichen
Kornblume. „Gebet, gebt! Doch schmucker
Wäret ihr uns, wenn ihr Eimer brächtet!“

Schnell standen vor uns nicht danaidische
Geraume Eimer. Freude! Die Wasserschlacht
Begann! Geschehn sind Thaten, derer
Jezzo noch Meldung des Pflügers Mund tut!

Da galt es Stärke, Kunst: wer am weitesten
Im höchsten Bogen trafe des Auges Stern!
Fehlgüsse lachten wir, der Hofhund
Bellte sie, krächte der Henne Mann aus.

Hoch auf dem Hügel stand bei der Kirche Turm
Der feiste Rüstler, äugelte keck nach uns
Durchs lange Rohr. Mit vollen Eimern
Schritten wir hin — doch er war entronnen.

Der Leser gestehe nur, daß man diesen Klopstock wenig kennt. Diese ausgelassene Gesellschaft, die sich erst im Bache mit Eimern begießt und dann querfeldein mit vollen Ladungen auf den Nichtum zustürzt, um auch den feisten Rüstler zu beglücken — wie weltfern von dem seraphischen Klopstock, den uns einseitige Überlieferung malt! Nur in wenigen Gedichten hat Klopstock künstlerische Run-

ding gefunden: „An Fanny“, „Die frühen Gräber“, „Die Sommernacht“, „Hermann und Thusnelda“ — das sind Gedichte, die heute noch künstlerisch und unmittelbar wirken. Von den größeren Oden ist die berühmte „Frühlingsfeier“ ganz besonders machtvoll; voll echter, starker Freude auch „Der Zürichersee“ und voll nordischer Frische „Der Eislauf“. Und schon unter den ersten Gedichten, liebender Freundschaft zärtlich gewidmet, sind Zeilen von so melodischer Innigkeit wie die folgenden an die künftige Geliebte:

„Oft um Mitternacht wehlagt die bebende Lippe,
 Daß, die ich liebe, du mir immer unsichtbar noch bist!
 Oft um Mitternacht streckt sich mein zitternder Arm aus
 Und umfaßt ein Bild — ach, das deine vielleicht!“

Denn Klopstocks Poesie ist — wie bei Hölderlin — melodischer Sprechgesang, scharf zu unterscheiden von einer Poesie, die — wie etwa Kellers Prosa oder die herbe Droste-Hülshoff — von malerisch-materieller Schauung ausgeht. Wenn man doch einmal dies klar auseinander halten wollte! Beides widerspricht sich ja nicht, sowenig sich Musik und Malerei „widersprechen“: es sind verschiedene Veranlagungen. Klopstock, Schiller, Hölderlin, Shelley sind Dichternaturen, die „Gedanken“ und „rhythmischen Ton“ in ein edles künstlerisches Ganze zu verbinden trachten, nach Klopstocks Wort:

„Ist dein Gedank' erhaben, dann macht er edler dein edles
 Wort und zugleich erhöht dieses den rhythmischen Ton.“

In einigen Gedichten seiner allerletzten Jahre schlägt Klopstock Gedanken an, die auf eine zukünftige, auf eine großzügig-religiöse oder, wenn man will, phantasievoll-mystische Weltanschauung hinweisen, etwa im Sinne Fechners oder der modernen Theosophie. Der Gedanke: „Wähnt nicht, ich fable, wenn ich von den Seelen singe der Sterne“, ist bekanntlich in Fechners „Zendavesta“ ausgeführt. Und wahrhaft erhaben ist grade das allerletzte Gedicht — ein Jahr vor seinem Tode — unsres erhabenen Sängers: ein visionärer Versuch auf einem reifer entwickelten Stern.

Die höheren Stufen

Oft bin ich schon im Traume dort, wo wir länger nicht träumen.
 Auf dem Jupiter war, eilt' ich jetzt
 In Gefilde, wie sonst niemals mein Auge sah,
 Nie Gedanken mir bildeten.

Rings um mich war mehr Anmut, als an dem Wald und dem Strome
 Auf der Erd' ist. Auch quoll Feuer herab
 Von Gebirgen: doch war's mildere Blut, die sich
 Morgenröthlich ins Thal ergoß.

Wolken schwanden vor mir: und ich sahe lebende Wesen
 Sehr verschiedner Gestalt. Jede Gestalt
 Wurd' oft anders; es schien, daß sie an Schönheit sich
 Übertraf, wenn sie änderte.

Dieser Unsterblichen Leib glich heiteren Düften, aus denen
 Sanfter Schimmer sich goß, ähnlich dem Blick
 Des, der Wahres erforscht oder, Erfindung, sich
 Deiner seligen Stunde freut.

Manchmal ahmten sie nach Ansichten des Wonnegefildes,
 Wenn sie neue Gestalt wurden; die sank
 Zur Erquickung auch wohl dann in das Feuer hin,
 Das dem Haupte der Berg' entrann.

Sprachen vielleicht die Unsterblichen durch die geänderte Bildung?
 War es also: wieviel konnten sie dann
 Sagen! Welches Gefühl, redeten sie von Gott!
 Welcher Freuden Ergießungen!

Forschend betrachtet' ich lang die erhabnen Wesen, die ringsher
 Mich umgaben. Jetzt stand nah mir ein Geist,
 Eingehüllet in Glanz, menschlicher Bildung, sprach
 Tönend, wie noch kein Laut mir scholl:

„Diese sind Bewohner des Jupiter. Aber es wollen
 Drei von ihnen nun bald scheidend hinauf
 Zu der Sonne. Denn oft steigen wir Glücklichen
 Höher, werden dann glücklicher.“

Sprach's, und zwischen den auf- und untergehenden Monden
Schwebten die Scheidenden schon freudig empor.
Jener, welcher mit mir redete, folgte. Ich
Sah erwachend den Abendstern.

* * *

Klopstocks Dramen sind ohne vorwärtsdrängende Kraft, nicht nur im ganzen, sondern auch in der Führung des Wechselgesprächs, dem leider der Zauber der Spannung, der Reiz des Ineinander-greifens fehlt. Es sind nicht unbedeutend erfasste lyrische Situationen. Und doch dürfen sie in einer Beziehung nicht übersehen werden: dem Dichter schwebt etwas wie germanische Festspiele vor. Und zwar beachtenswerterweise grade dort, wo er zur Welt gekommen: wo jetzt das Harzer Bergtheater von hohen Felsen auf das deutlich in der nahen Ebene liegende Quedlinburg hinabschaut. Nicht am Hegentanzplatz, wohl aber am Fuß der Roßtrappe lagerten einst Klopstock, Kramer, Gleim und Ramler bei einer Flasche Rotwein. Gleim wollte die Flasche zur Kühlung in die Bode setzen, stieß sie aber an einen Stein, und das köstliche Rot verrann zu allgemeinem Leidwesen im Wasser der Bode. Unter diesem Felsen ließ später Klopstock die Aldermänner seiner deutschen „Gelehrtenrepublik“ unter weisen Gesprächen umherwandern; und hieher verlegte er den Schauplatz seiner Hermannsschlacht. Seine Phantasie nahm an, daß auf dem Schloßberg zu Quedlinburg Hermann der Cherusker geboren sei; er machte ihn also zu einem unmittelbaren Landsmann und Vorfahren Heinrichs des Voglers. Die Roßtrappe wurde schon von Klopstock für einen Wodansaltar gehalten. Dort läßt er während der Schlacht die Varden und Druiden singen und opfern. Ja, es war ein Wunsch und Plan des weitschauenden nationalen Dichters, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig möchte mit seinen Soldaten die Hermannsschlacht auf der Roßtrappe oder auf dem Regenstein theatralisch darstellen und das preußische Militär aus Quedlinburg dazu einladen! (Übrigens ließe sich die Hermannsschlacht bei einer zugreifenden Kürzung und Bearbeitung für die Naturbühne

gewinnen.) „Ich übergebe unfrem erhabenen Kaiser dies vaterländische Gedicht, das sehr warm aus dem Herzen gekommen ist“, so beginnt die Vorrede. Der Instinkt Klopstocks war auch hier auf rechtem Wege; doch mußte erst ein 1806, 1813, 1870 das Nötige leisten, ehe solche Ideale — von Richard Wagner dann wirksam durchgesetzt — für die Volksgesamtheit reif wurden. Auch die lange Arbeit der germanistischen Forschung, obenan der Brüder Grimm, mußte zuvor getan sein. Wohl glaubte Klopstock irgendwelche dunkle Hoffnungen auf Kaiser Joseph II. setzen zu dürfen. Aber die deutsche Dichtung hatte bereits ihren Karl August; das Erreichbare kristallisierte sich um den Namen Weimar.

*
*
*

Soll ich noch vom „Messias“ reden? Klopstocks bedeutende Auffassung von Jesus könnte den modernen Verstandeschristen manches lehren: besonders Herzensvertiefung. Dies erforderte eine Betrachtung für sich. Auch aus der Messiade ließen sich von feiner Hand abgerundete Stücke zusammenstellen, die plastisch und großzügig, wie Wandgemälde von Cornelius und andren Nazarenern, wirken würden.

Doch will ich in unseren Wanderungen die Gestalt des Heilands nur am Horizont stehen lassen, groß und ruhig leuchtend, wie etwa ein Abendrot auf den Bergen steht und die Landschaft mit Seele durchdringt. Nur eine für Klopstock ganz besonders wertvolle Stelle aus dem „Messias“ (Eidlis Tod, XV, 422 ff.) bilde den Beschluß: es ist Metas Sterben, das hier geschildert wird.

Gedor lebte verborgen und glücklich mit der Gefährtin
Dieses Lebens nicht nur, auch jenes ewigen Lebens.
Wie sie sich liebten, wußten nur sie und wenige Freunde.
Weggewandt von dem Leben am Staube, besprachen sie oft sich
Von der künftigen Welt und von der näheren Trennung
Oder noch fernem, auf der Reise zur Heimat im Himmel.
Liebend wünschten sie sich, doch wagten sie das nicht zu hoffen,
Was so wenigen ward: miteinander hinüber zu wallen.
Herr, ihn hatt'st du erseh'n, zu des dunklen Tales Eingang
Sie zu geleiten: sie lag, zu sterben . . .

Und er trat zu ihr hin mit mehr als Ruhe, mit Freude,
 Legt' auf ihre Stirne die Hand und begann sie zu segnen . . .
 Und sie sprach mit der Stimme der Zuversicht und der Freude:
 „Ja, Er mach' es, wie Er es beschloß! Gut wird Er es machen!“
 Gedor hielt ihr die Hand: „Wie ein Engel hast du geduldet!
 Gott ist mit dir gewesen, mit dir wird Gott sein! Gewesen
 Ist mit dir der Allbarmherzige! Dank sei und Preis sei
 Seinem herrlichen Namen! Er wird dir helfen! . . .
 Sei mein Engel, läßt Gott es dir zu!“ — „Du warest der meine“,
 Sagte Sidli. — „Sei nun, du Himmelskerbin, mein Engel,
 Läßt der Herr dir es zu!“ Und liebend erwiderte Sidli:
 „Gedor, wer wollt' es nicht sein?“ . . .
 Doch, mir sinket die Hand, die Geschichte der Wehmut zu enden.
 Späte Träne, die heute noch floß, zerrinn mit den andren
 Tausenden, welche ich weinte! Du aber, Gesang von dem Mittler,
 Bleib und ströme den Klüften vorbei, wo sich viele verlieren!

* * *

Ich hoffe, dem Leser ein vielfach neues und lebendigeres Bild
 von Klopstock glaubhaft gemacht zu haben. Rousseau wird uns nun
 im nächsten Hefte den Übergang zu Kant weisen.





Friedrich der Große

III.

Zwischen Rolin und Leuthen

Die Schlacht von Prag war geschlagen. Karl von Lothringen war in die Stadt zurückgeworfen und wurde belagert. Daun rückte zu seinem Ersatz heran, beobachtet von dem vorsichtigen Bevern. Der König, in seiner stets elektrischen Stimmung nicht gewohnt, abzuwarten, nahm einige Bataillone, stieß zu Bevern, gedachte das unterschätzte Entsatzheer zu werfen und den kaum angefangenen Krieg rasch und sicher zu beenden.

Es kam anders. Der 18. Juni 1757 bedeutet einen entscheidenden Wendepunkt in Friedrichs Leben. Es war die erste Niederlage, die der bisher siegreiche Fürst erlebte. Von diesem Tage an wurde Friedrich jahrelang in die Schule des Schicksals genommen und hatte nun als Mann Gelegenheit, das zu erproben, worin er schon als Jüngling zu Klüftrin geübt worden war: Seelenstärke.

Dabei ließ sich die Schlacht von Rolin, begonnen im glühenden Sonnenbrand, anfangs vortrefflich an. Der Schlachtplan von Leuthen — schräge Linie, Versagung des einen Flügels, Wuchtentfaltung auf

dem anderen — sollte bereits hier zur Geltung kommen. Aber eine Reihe sogenannter Zufälligkeiten warfen des Königs klare Anordnung über den Haufen.

Tapfer geht die Avantgarde des linken Flügels vor (Hülßen), wirft die österreichische Rechte auf die Höhen zurück, nimmt ein Dorf und eine Batterie. Die Mitte, vor steilen Höhen aufgestellt, und der rechte Flügel hatten strengen Befehl, sich zu versagen; im geeigneten Augenblicke sollten ihre Bataillone herübergezogen und dann von links her das österreichische Heer aufgerollt werden. Da wirft ein Flügeladjutant im Vorbeijagen dem Kommandeur der Mitte als ganz persönliche Meinung das Wort hin, man solle doch die lästigen Kroaten aus der vor der Mitte liegenden Ortschaft treiben. Das Innikorn stand hoch; jenes leichte Volk nistete sich überall ein und paffte Leute weg. Der längst darüber ungeduldige, heißblütig-tapfere Manstein läßt sich jenes Wort nicht zweimal zurufen; ob er es für einen Befehl des Königs genommen oder aus eigenem Antrieb gehandelt — gleichviel, er greift Dorf und dann die Höhen an, verwickelt und verbeißt sich mit seinen sämtlichen Bataillonen und wirft so des Königs Schlachtplan einfach um. Der König fliegt herbei, doch das Gefecht kann nicht mehr abgebrochen werden. Die Rechte wird mit hereingezogen; mit Mühe gelingt es, einige Teile zum Stillhalten zu zwingen.

Die Schlacht donnert allgemein vor Dauns schroffen Höhen entlang und brennt ganz besonders scharf dort auf der weit vorgestürzten Linken, wo die Bataillone im tapfersten Kampfe verbluten, und wo — keine Reserve mehr vorhanden!

Auf der äußersten Flanke dieser Linken stand ein jetzt verschwundenes Eichengehölz. Die Gebüschhöhe war zwar von preussischer Seite genommen, aber zu schwach besetzt und wurde von den Österreichern wieder erobert. Das wurde verhängnisvoll. Denn nun kracht es von dort herunter und wirft jeden Versuch der Reiterei, dort vorbei das Fußvolk zu entlasten, leicht zurück. Die österreichische Reiterei unter Nadassdy war zwar zu Anfang von Sieten zersprengt worden. Aber Serbellonis Regimente sind noch ungebrochen; auch jetzt wieder braust wiederholt preussische Kavallerie zur Entlastung der Infanterie mit Glück herein; besonders ein Vorstoß des jungen Seydlitz (Rochow-Rürassiere) ist schon in dieser Schlacht wuchtig und auffallend, während des alten Pennavaire's Reitercharen aufriffen. Aber alle weiteren Versuche wer-

den vom österreichischen Eichbusch aus abgewiesen, trotz des Königs Zorn und persönlichen Anfeuerns. In einem Haar hing es noch immer. Dann hatte schon Rückzugsanweisung auf einen Zettel geschrieben: da jagte rechtzeitig eine österreichische (sächsische) Reiterabteilung zum Angriff vor, in die ermüdete und gelockerte preußische Linke hinein — und kommt zum Einhauen! Nun stoßen auch neue, nach rechts herübergezogene österreichische Massen in den preußischen Keil, über das dünne Preußenhäuflein, das sich mit Kolben und Bajonetten zähneknirschend wehrt, bis es endlich, erschreckend gelichtet, den Kampf abbrechen muß. Auch in der Mitte, wo das Gefecht am Fuß der uneinnehmbaren Höhen längst zum Stehen gekommen war, wogt nun alles zurück; der König rafft noch einmal, von einem Trommler begleitet, einige 40 Mann zusammen und führt sie durch das dampfende Schlachtfeld den feuer-speienden Höhen zu; aber bei der ersten einschlagenden Kartätsche zerstäuben auch diese. Der Adjutant Grant faßt den starr vorwärts reitenden König am Arm und ruft ihm durch das entgegenstuhende Getümmel zu: „Sire, wollen Sie die Batterie allein erobern?“ Da schaut sich Friedrich wie erwachend um, betrachtet noch einmal durch das Glas die erbarmungslos donnernden Hügel, wendet das Pferd und schwimmt nun auch im Rückzug mit. Bevern erhält Befehl, die abziehenden Trümmer zu leiten. Wohl bringt der Abend noch ein wildes, äußerst verlustreiches Rückzugsgefecht; aber die Schlacht ist verloren. Durch den rauchverdunkelten Sonnenuntergang strömen die geschlagenen Truppen nach Nimburg.

Hier setzen diese düstren Briefe ein. Sie geben uns einen Einblick in des Königs Gemütsverfassung. Er hat entsetzlich gelitten. Was für eine reizempfindliche, äußerst zarte, weiche, leidensfähige Gemütsnatur war dieser nach außen hin so heroische König! Man kann von einem Martyrium des Genies sprechen, da des Genies ununterbrochen tätige Phantasie viel heftiger leidet als der kühle, kluge Mann des Verstandes (wie etwa des Königs Bruder Heinrich: ein vortrefflicher Stratege, aber klug, korrekt und von keinem Genie befallen). Wie oft mußte sich dieser König, der zugleich vom Gefühl seiner Pflicht und seiner Würde stark durchdrungen war, nach außen verschließen und verstellen! Und wenn dann doch sein Inneres durchbrach, wenn er in Klagen, Ungeduld, Reizbarkeit aufflammte: wie oft mag seine Umgebung die im Grunde gütige, herzenshöfliche, ja in mancher Hinsicht

kindliche Eindrucks- und Teilnahmefähigkeit des Monarchen mißverstanden haben!

Das Schicksal wollte, daß zehn Tage nach dieser erschütternden Niederlage die zärtlich geliebte Mutter des Königs starb (wie ein Jahr darauf seine Lieblingschwester Wilhelmine am Tage des Unglücks von Hochkirch). Das war ein harter Stoß. Tagelang sprach der König mit niemandem. Sir Andrew Mitchell, der englische Gesandte, ein Bewunderer Friedrichs, schrieb in jener Zeit einen Brief an einen Freund, der uns von Wert ist (4. Juli 1757): „Gestern ließ mich der König rufen. Es war das erstemal, daß er seit jener Todesnachricht jemanden sprach. Ich hatte die Ehre, einige Stunden mit ihm in seinem Kabinett zu bleiben, und muß Eurer Herrlichkeit gestehen: ich war aufs tiefste bewegt, zu sehen, wie er sich im Schmerze gehen ließ und den zärtlichsten, kindlichsten Gefühlen Raum gab, indem er sich der mannigfaltigen Verpflichtungen erinnerte, welche er gegen seine Mutter habe, und mir wiederholte, wie sie litt, wie sie ihr Leiden ertrug, wie viel Gutes sie jedermann erzeugte, und wie es ihn tröste, daß er dazu beigetragen, den letzten Teil ihres Lebens leicht und angenehm zu machen.“

Der König hatte das Bedürfnis, vertrauenswerten Menschen gegenüber die Last seiner Empfindungen auszuschütten. Wir haben das schon bei de Catt miterlebt. So waren ihm Freunde eine Naturnotwendigkeit: er entlastete sich im Gespräch. Mancher von ihnen hat Tränen in des Königs großen Augen gesehen.

Unter eben diesem Gesichtspunkte wollen seine Briefe betrachtet sein; sie sind ebensolche Entlastungen wie seine Gedichte. In diesem Jahre 1757 waren es zwei Menschen, denen gegenüber er ganz besonders seiner bedrängten Seele Luft machte, er, der die Wohlthat eines eigenen Familienlebens, die Tröstungskraft einer kongenialen Gattin nicht erfahren hat. Friedrichs Schwester Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, und der treue Marquis d'Argens waren diese beiden Korrespondenten.

Ich habe, die französische Gesamtausgabe zugrunde legend, im wesentlichen vorhandene Übersetzungen (Brunow, Reclam) benützt, einiges auch aus den Originalen übersezt oder ergänzt, und gebe nun an der Hand dieser Schriftstücke ein Bild von der Seelenlage des Briefschreibers.

An die Markgräfin von Bayreuth

Lager von Nimburg, 21. Juni 1757.

Meine teuerste Schwester, man hat mir gesagt, daß Sie mir einen Kurier ins Lager von Prag gesandt haben. Ich war grade abwesend und unterwegs, um Daun anzugreifen; das ist denn auch am 18. geschehen. Doch haben wir ein so schwieriges Terrain gefunden, daß ich trotz aller unsrer Anstrengungen den Versuch abbrechen zu müssen glaubte, um nicht die Armee zu verlieren. Das hat mich genötigt, die Blockade von Prag aufzuheben und mit einem Theil des Heeres hier zu kampieren, während der andre drüben bei Welwarn lagert. Dieser Anfall setzt mich außerstande, jetzt gegen die Reichstruppen etwas zu unternehmen. Sie fühlen, meine teure Schwester, wie mich das alles schmerzen muß. Ich bin jetzt mit nichts anderem beschäftigt als mit den Mitteln, diese Widerwärtigkeiten wieder gut zu machen.

* * *

An die Prinzessin Amalie

Leitmeritz, 1. Juli 1757.

Meine liebe Schwester, alles Unglück trifft mich auf einmal. O meine liebe Mutter! O guter Gott, ich werde nicht mehr den Trost haben, sie zu sehen! O Gott, o Gott, welches Verhängnis für mich! Ich bin mehr tot als lebendig. Ich habe einen Brief von der regierenden Königin erhalten, der mir dies alles mittheilt. Vielleicht hat der Himmel unsere liebe Mutter hinweggenommen, damit sie das Unglück unseres Hauses nicht sehe. Meine liebe Schwester, ich bin unfähig, mehr zu sagen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

* * *

An die Markgräfin von Bayreuth

Leitmeritz, 5. Juli 1757.

Meine liebste Schwester, ich benutze einen Kurier Plothos, der nach Regensburg geht, um Ihnen, meine liebe Schwester, den neuen Kummer mitzutheilen, der uns schmerzlich trifft. Wir haben keine

Mutter mehr. Dieser Verlust macht meinen Schmerz vollständig. Ich bin zum Handeln gezwungen und habe nicht die Zeit, meinen Tränen freien Lauf zu lassen. Urteilen Sie, bitte, über die Verfassung eines empfindenden Herzens, das einer so grausamen Prüfung ausgesetzt ist! Alle Verluste der Welt lassen sich wieder gutmachen, aber die durch den Tod verursachten sind ohne Hoffnung. Ich verbreite mich nicht weiter über einen so betrübenden Gegenstand. Ich bitte den Himmel, daß er Sie erhalte, ohne die ich ja fast keinen Freund mehr in der Welt hätte.

* * *

An die Marktgräfin von Bayreuth

Leitmeritz, 13. Juli 1757.

Meine teuerste Schwester, Ihr Brief ist richtig eingegangen. Sie geben darin Ihrem Schmerze über den unersehlichen Verlust der achtbarsten und würdigsten Mutter auf Erden Ausdruck. Ich selbst bin von so vielen Schlägen getroffen worden, daß ich mich in einer Art von Betäubung befinde.

Die Franzosen haben sich Frieslands bemächtigt und werden über die Weser gehen. Sie haben die Schweden veranlaßt, sich gegen mich zu erklären. Siebzehntausend Mann schwedischer Truppen werden nach Pommern übergesetzt werden. Die Russen belagern Memel, Lehwaldt hat sie vor und hinter sich. Ebenso stehen die Reichstruppen im Begriffe, sich in Bewegung zu setzen.

Alles dies wird mich zwingen, Böhmen zu räumen, sobald die großen feindlichen Streitkräfte ihren Aufmarsch beginnen. Ich bin fest dazu entschlossen, die äußersten Anstrengungen zur Rettung des Vaterlandes zu machen, und muß abwarten, ob das Glück sich wendet oder mir gänzlich den Rücken zuehrt.

Doch das sind künftige Möglichkeiten, auf welche keine menschliche Voraussicht Einfluß hat. Ich segne den Augenblick, in welchem ich mich mit der Philosophie vertraut gemacht habe. Nur sie kann die Seele in einer Lage, wie die meinige, aufrechterhalten.

Ich lege Ihnen, teure Schwester, meine Sorgen dar. Hätte ich nur persönlich darunter zu leiden, so würde ich nicht bekümmert sein; aber ich muß für Rettung und Glück des mir anvertrauten Volkes sorgen. Das ist der Punkt, um den sich alles dreht. Der kleinste Fehler würde zum schweren Vorwurfe für mich, wenn ich durch Langsamkeit oder Übereilung den geringsten Verlust herbeiführte, um so mehr, als im gegenwärtigen Augenblick alle Fehler verhängnisvoll sind.

Die Freiheit Deutschlands und die Sache des Protestantismus, für welche so viel Blut vergossen ist, steht auf dem Spiele. Die Krisis ist so gefährlich, daß eine unglückliche Viertelstunde die tyrannische Herrschaft des Hauses Oesterreich für alle Zeiten im Reiche befestigen kann. [Man achte auf diese oft wiederkehrende Auffassung des Königs, worin sich die höhere Idee des siebenjährigen Krieges ausdrückt!]

Ich bin in der Lage eines Reisenden, der sich von einem Haufen Schurken umringt und im Begriffe sieht, ermordet zu werden, weil die Räuber seine Habe unter sich verteilen wollen. Seit der Liga von Cambrai hat es kein Beispiel einer Verschwörung gegeben, wie sie dieses verruchte Triumvirat gegen mich geschmiedet hat. Das ist abscheulich und tut der Menschlichkeit und Besittung Schande an.

Hat die Welt jemals gesehen, wie drei mächtige Fürsten ein Komplott schmieden, um einen vierten zu vernichten, der ihnen nichts getan hat? Ich habe weder mit Frankreich noch mit Rußland, und am allerwenigsten mit Schweden Zwist gehabt. Wollten im bürgerlichen Leben drei Leute sich einfallen lassen, ihren lieben Nachbar auszuplündern, so würden sie von den Gerichten gehörig vorgenommen werden. Wie, und Monarchen, die ja gerade diese Geseze in ihren Staaten beobachten lassen, geben nun ihren Untertanen ein so häßlich Beispiel?! Die Männer, welche der Welt Geseze geben sollten, werden durch ihr Beispiel zu Lehrern im Verbrechen?! O Zeiten, o Sitten! Da könnte man ja ebensogut unter Tigern, Leoparden und Luchsen leben, als in unserem angeblich gebildeten Jahrhundert Genosse der Mörder, Räuber und verlogenen Ränkeschmiede sein, welche diese arme Welt regieren.

Glücklich ist der, meine teure Schwester, welcher unbekannt lebt,

und schon in der Jugend vernünftig genug gewesen ist, jeder Art von Ruhm zu entsagen! Er hat keine Neider, weil man ihn nicht kennt, und sein Glück die Eier der Gauner nicht herausfordert.

Aber diese Betrachtungen sind überflüssig. Wir müssen das sein, wozu die Geburt, die darüber entscheidet, uns bei unserem Eintritt in die Welt gemacht hat.

Ich bin König und habe gemeint, wie ein Monarch denken zu müssen. Mein Grundsatz ist stets gewesen, daß einem Fürsten sein guter Name mehr wert sein muß als das Leben. Man hat ein Komplott gegen mich angezettelt, und der Wiener Hof ließ es sich einfallen, mich mißhandeln zu wollen: das zu erdulden ging gegen meine Ehre. Wir haben Krieg begonnen, und eine Schurkenbande fällt über mich her: das ist meine Geschichte.

Zu helfen ist schwer; für schlimme Krankheitsfälle gibt es nur verzweifelte Mittel.

Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung; auf drei langen Seiten spreche ich Ihnen nur von meinen Angelegenheiten; bei jedem andern wäre das ein seltsamer Mißbrauch der Freundschaft. Ihre Freundschaft, teure Schwester, kenne ich, und bin überzeugt, daß Sie es mir nicht übelnehmen, wenn ich Ihnen mein Herz öffne. Es gehört Ihnen ganz, da es voll ist von der zartesten Hochachtung, womit ich bin

teuerste Schwester, usw.

* * *

An den Marquis d'Urgens

Leitmeritz, 19. Juli 1757.

Mein lieber Marquis, betrachten Sie mich als eine Mauer, in die seit zwei Jahren durch das Unglück Bresche gelegt ist. Ich bin von allen Seiten erschüttert. Häusliches Leid, geheime Bekümmernisse, öffentliche Unglücksfälle, Mißgeschicke, die sich vorbereiten: das ist meine Nahrung. Doch glauben Sie nicht, daß ich weich werde! Mögen alle Elemente zugrunde gehen, ich werde mich unter ihren Trümmern begraben lassen mit der Kaltblütigkeit, von der ich Ihnen schrieb . . . Wir leben im Zeitalter des Stoizismus. Die armen

soutenieren. Kommt Ihnen was zu nahe, so gehen Sie die Leute auf den Hals und prügeln Sie ihnen das Leder voll, und haben Sie Geduld, daß ich hier fertig werde.

Friedrich.

* * *

An den General von Winterfeldt

[Auch dieser Brief ist in deutscher Sprache geschrieben]

14. September 1757.

Hier geht alles nach Wunsch. Es ist aber eine verflogene Zeitung aus der Lausitz gekommen, die mir in großen Sorgen setzt: ich weiß nicht, was ich davon glauben soll. Aus Dresden schreibt man mir, er wäre tot, und aus Berlin, er hätte einen Hieb über der Schulter: aus diesem kann ich mir nicht vernehmen; der Prinz Franz sei gefallen und Anhalt tot. Der Prinz von Bevern wird mir gewiß geschrieben haben, der Jäger muß aufgehoben worden sein.

Wende der Himmel alles zum besten!

Fch.

[Winterfeldt, des Königs treuer Freund, war bereits am 7. September bei Moys gefallen. Barnhagen („Winterfeldt“, Leipzig 1873) erzählt: „Als der König in späteren Jahren einen jungen Offizier, den nachherigen General von Röchel, öfters zu seiner Unterhaltung berief und die Rede auf das Treffen von Moys kam, sagte der König: ‚Da blieb Winterfeldt. Er war ein guter Mensch — ein Seelenmensch — er war mein Freund!‘ Und seine großen, feucht werdenden Augen gegen das Fenster wendend, öffnete er es und blieb lange davor stehen, bis er, wieder zu Röchel gewandt, diesen mit sichtbarer Erweichung durch die Worte entließ: ‚Gute Nacht. Ich bin sein Diener.‘“]

* * *

An die Markgräfin von Bayreuth

Erfurt, 17. September 1757.

Teuerste Schwester! Nur in Ihren Briefen finde ich Trost. Möge der Himmel eine so große Tugend und so heroische Gesinnungen belohnen.

Seit meinem letzten Brief häuft sich mein Unglück nur. Das

Schicksal scheint seine ganze Wut und seinen ganzen Groll auf den Staat entladen zu wollen, den ich regiere. Die Schweden sind in Pommern eingefallen, die Franzosen haben eine für den König von England demütigende Neutralität abgeschlossen [leben] — nach welcher die Truppen gezwungen sind, sich aufzulösen und die Quartiere zu beziehen, welche die Franzosen ihnen anweisen, ohne daß die betreffenden Staaten von Kontributionen oder Lieferungen befreit wären. Die Franzosen, sage ich, befinden sich in vollem Marsch, um das Halberstädtische und Magdeburgische zu überschwemmen. Aus Preußen erwarte ich von einem Tage zum andern die Nachricht von einer Schlacht; das Verhältnis der Kämpfenden beträgt 25000:80000. Die Österreicher sind in Schlessien eingedrungen, wo der Prinz von Bevern sie verfolgt. Ich bin auf dieser Seite vorgedrungen, um die Hauptmacht der Verbündeten anzugreifen, welche geflohen ist und hinter Eisenach sich in Bergen verschanzt hat, wohin ihnen zu folgen alle Regeln der Kriegskunst mir verbieten, geschweige denn sie anzugreifen. Sobald ich mich aus Sachsen zurückziehe, wird der ganze Schwarm mir folgen. Ich bin fest entschlossen, über das Korps desjenigen Feldherrn herzufallen, der mir am meisten nahe kommt, und alles zu riskieren, was daraus erfolgen mag. Ich werde den Himmel noch für seine Gnade segnen, wenn er mir die Günst gewährt, mit dem Degen in der Hand umzukommen. Wenn diese Hoffnung mir fehlschlägt, so werden Sie mir zugestehen, daß es zu hart wäre, vor den Füßen einer Gesellschaft von Verrätern zu kriechen, denen ihre erfolgreichen Verbrechen den Vorteil gewähren, mir befehlen zu können. Wie, meine liebe, meine unvergleichliche Schwester, wie könnte ich die Gefühle der Rache und des Grolls gegenüber allen meinen Nachbarn unterdrücken, unter denen sich keiner befindet, der nicht zu meinem Sturze herbeigeeilt ist und sich an meiner Vererbung beteiligt hat?

Wie kann ein Fürst seinen Staat, den Ruhm seiner Nation, seine eigene Ehre überleben? Mag ein Kurfürst von Bayern, der noch in der Kindheit oder in einer Art Abhängigkeit von seinen Ministern steht und taub ist gegen die Stimme der Ehre, sich zum

Skaven der tyrannischen Herrschaft des Hauses Österreich machen und die Hand küssen, die seinen Vater unterdrückte (Frieden von Füssen), ich verzeihe es seiner Jugend und Unerfahrenheit; aber ist das ein Vorbild, dem ich folgen soll? Nein, liebe Schwester, Sie denken zu edel, um mir so feige Ratschläge zu erteilen. Soll die Freiheit, dieses so kostbare Vorrecht, im 18. Jahrhundert Fürsten weniger kostbar sein, als sie den römischen Patriziern war? Wo hat man behauptet, daß Brutus und Cato die Hochherzigkeit weiter trieben als Fürsten und Könige? Die Standhaftigkeit besteht darin, daß man sich dem Unglück entgegenstellt; aber nur die Feigen beugen sich unter das Joch und tragen geduldig ihre Ketten und lassen sich ruhig unterdrücken. Niemals, liebe Schwester, werde ich mich zu dieser Schmach entschließen können. Die Ehre, die mich angetrieben hat, hundertmal mein Leben im Kriege auszusuchen, hat mich gelehrt, dem Tode um geringerer Gegenstände willen zu trotzen, als die sind, um die es sich hier handelt. Das Leben ist sicher nicht wert, daß man so sehr daran hängt, besonders wenn man vorausieht, daß es immerfort nur ein Gewebe von Leiden sein wird und daß man sich von seinen Tränen nähren muß:

„Der Schmerz ist ein Jahrhundert, der Tod ein Augenblick.“

Wäre ich lediglich meiner Neigung gefolgt, so hätte ich mich nach der unglücklichen Schlacht, die ich verlor, aus dem Staube gemacht; aber ich fühlte, daß es Schwäche wäre und daß es Pflicht ist, den entstandenen Schaden wieder zu heilen. Meine Anhänglichkeit an den Staat erwachte, und ich sagte mir: nicht im Glück, sondern im Unglück ist es schwer, Verteidiger zu finden. Ich machte es mir zu einem Ehrenpunkt, alles wieder ins rechte Geleis zu bringen, was mir noch zuletzt in der Lausitz geglückt ist; aber kaum bin ich hier herbeigeeilt, um mich neuen Feinden entgegenzustellen, als Winterfeldt bei Görlitz geschlagen und getötet wird, als die Franzosen in das Herz meiner Staaten eindringen und die Schweden Stettin blockieren. Es bleibt mir nichts Gutes mehr zu tun übrig; es sind der Feinde zu viele. Selbst wenn es mir glückte, zwei Heere zu schlagen, das dritte würde mir den Garaus machen.

Sie werden aus beigefügtem Schriftstück ersehen, was ich noch unternehme; es ist der letzte Versuch. Meine Dankbarkeit und treue Anhänglichkeit an Sie, unsere felsenfeste Freundschaft, die sich niemals verleugnet, verpflichtet mich, aufrichtig gegen Sie zu sein. Mein, meine göttliche Schwester, ich werde Ihnen keinen meiner Schritte verheimlichen, ich werde Sie von allem benachrichtigen; meine Gedanken, das Innerste meines Herzens, alle meine Entschliefungen, alles soll Ihnen zur rechten Zeit bekannt und offenbar sein. Ich werde nichts überstürzen, aber es wird mir auch unmöglich sein, meine Gesinnung zu ändern. Es ist wahr, daß die Lage der Königin von Ungarn nach der Schlacht bei Prag gefährlich zu sein schien; aber sie hatte mächtige Bundesgenossen und dazu große Mittel; ich habe weder das eine noch das andere. Ich würde von einem Unglücksfall nicht niedergeschlagen sein; ich habe deren so viel erlebt; die verlorenen Schlachten bei Rolin und in Preußen bei Jägerndorf, den unglücklichen Rückzug meines Bruders und den Verlust des Magazins in Zittau, den Verlust aller meiner westfälischen Provinzen, das Unglück und den Tod Winterfeldts, den Einfall in Pommern, im Magdeburgischen und Halberstädtischen, den Verlust meiner Bundesgenossen; und trotz alledem biete ich dem Mißgeschick noch Troß und glaube, daß bisher mein Verhalten von jeder Schwäche frei war. Ich bin fest entschlossen, weiter gegen das Mißgeschick zu kämpfen; aber zu gleicher Zeit bin ich auch entschlossen, meine Schande und die Schmach meines Hauses nicht zu unterzeichnen. Das, meine liebe Schwester, ist es, was im Innersten meiner Seele vorgeht, und hier haben Sie ein umfassendes Geständnis dessen, was mich gegenwärtig bewegt.

Was Sie betrifft, meine unvergleichliche Schwester, so habe ich nicht das Herz, Sie von Ihren Entschlüssen abzubringen.¹⁾ Unsere Gedanken sind dieselben, und ich könnte bei Ihnen die Gesinnungen nicht mißbilligen, die ich alle Tage hege. Das Leben ist uns von

¹⁾ Die Markgräfin hatte in einem undatierten Schreiben geäußert: „Ihr Schicksal wird über das meinige entscheiden. Ich werde weder Ihr Unglück noch das meines Hauses überleben.“

der Natur als eine Wohlthat gegeben; sobald es aufhört, eine solche zu sein, hört der Vertrag auf, und jeder Mensch hat es in der Hand, seinem Mißgeschick ein Ende zu machen in dem Augenblick, den er für den geeigneten hält. Man zischt einen Schauspieler aus, der noch auf der Bühne bleibt, wenn er nichts mehr zu sagen hat. Man beklagt die Unglücklichen in den ersten Augenblicken; aber das Mitleid des Publikums ermattet bald, die menschliche Bosheit übt an ihnen Kritik, man findet, daß sie selbst an allem schuld sind, was ihnen widerfahren, man verurtheilt sie und verachtet sie schließlich. Wenn ich dem gewöhnlichen Lauf der Natur folge, werden Kummer und schlechte Gesundheit meinen Tagen in wenigen Jahren ein Ziel setzen. Dann würde ich mich selbst überleben und feige ertragen, was zu vermeiden in meiner Macht steht. Von allem, was mich an die Welt kettet, sind Sie allein übrig; meine Freunde, meine teuersten Verwandten sind im Grabe; mit einem Worte, ich habe alles verloren. Wenn Sie denselben Entschluß fassen wie ich, so beenden wir zusammen unser Unglück und unser Mißgeschick, und es ist Sache der in der Welt Zurückbleibenden, die Sorgen auf sich zu nehmen, die auf ihnen lasten werden, und das Gewicht zu tragen, das wir so lange ausgehalten haben. Das sind traurige Gedanken, verehrungswürdige Schwester; aber sie entsprechen meiner gegenwärtigen Lage. Wenigstens wird man nicht sagen können, daß ich die Freiheit meines Vaterlandes und die Größe meines Hauses überlebt habe; die Epoche nach meinem Tode wird eine Zeit der Tyrannei des Hauses Oesterreich sein. Aber was liegt daran, was hernach kommt, wenn ich nicht mehr sein werde? Mein Gedächtnis wird nicht beschwert werden mit dem Unglück, das nach meinem Dasein kommen wird, und man wird, wenn auch zu spät, einsehen, daß ich bis zum Ende mich der Unterdrückung und Sklaverei meines Vaterlandes entgegengestellt habe und daß ich nur durch die Feigheit derer zugrunde gegangen bin, welche die Partei ihrer Tyrannen ergriffen haben, anstatt sich mit ihren Verteidigern zu verbinden.

Ich bin vorgestern in Gotha gewesen. Es war eine rührende Szene, Genossen des Unglücks zu sehen, welche dasselbe Leid trugen

und dieselben Klagen ausstießen. Die Herzogin [Luise Dorothea] ist eine Frau, welche sich wirklich verdient gemacht hat und eine Standhaftigkeit besitzt, die sehr viele Männer beschämt. Frau von Buchwald [Oberhofmeisterin] scheint mir eine sehr achtungswürdige Frau zu sein, die Ihnen sehr zusagen würde: sie hat Geist, Kenntnisse, einen guten Charakter und ist anspruchslos. Mein Bruder Heinrich ist heute zu ihnen gegangen. Ich bin so von Kummer niedergedrückt, daß ich meine Traurigkeit und mein Mißgeschick nicht habe nach außen tragen wollen. Ich habe Grund, mit meinem Bruder Heinrich sehr zufrieden zu sein; er hat sich als Soldat wie ein Engel und als Bruder gegen mich sehr gut betragen. Leider kann ich nicht daselbe von dem älteren Bruder sagen [August Wilhelm]; er schmolzt und hat sich nach Torgau zurückgezogen, von wo er, wie man mir schreibt, nach Wittenberg aufgebrochen ist. Ich werde ihn wegen seiner Launen und seines schlechten Benehmens sich selbst überlassen und prophezeie für die Zukunft Gutes von ihm nur so weit, als der jüngere ihn leiten wird.

Es ist endlich Zeit, diesen sehr langen und sehr traurigen Brief zu schließen, in welchem fast nur von meinen Angelegenheiten die Rede ist. Ich habe Muße gehabt und die Zeit sowie die Ankunft des Kuriers — der mir eine sichere Gelegenheit zu geben scheint — benutzt, um Ihnen mein Herz, das von Bewunderung und Dankbarkeit für Sie erfüllt ist, zu öffnen und es zu erleichtern. Ja, meine anbetungswürdige Schwester, wenn die Vorsehung sich in die menschlichen Angelegenheiten mischte, so müßten Sie die glücklichste Person der Welt sein. Sie sind es nicht, und das bestärkt mich in den am Schluß meiner „Epistel“ [„Épître à ma soeur de Bayreuth“] ausgedrückten Ansichten. Mit einem Worte, seien Sie überzeugt, daß ich ein gefühlvolles Herz und ein dankbares Gemüt habe und daß ich tausendmal mein Leben für Sie hingeben würde. Diese Gesinnung werde ich bis zum letzten Seufzer meines Lebens bewahren, indem ich bin, teuerste Schwester, der treueste und anhänglichste Ihrer Brüder und Diener

Friedrich.

[Man möchte, angesichts der Leidenschaftlichkeit dieses langen Briefes, um Entschuldigung bitten, daß man von diesem Gemüth von

Empfindungen und Anklagen den Vorhang hinweggezogen hat. Hier sehen wir alle Philosophie in Trümmer gehen. Der Schluß des Gedichtes, auf das der König hier anspielt, gibt wieder einmal der Ansicht — oder nennen wir es Stimmung? — Ausdruck, „que du destin tout homme est le jouet“ (daß jeder Mensch des Schicksals Spielzeug ist), daß ein „finster und unerbittlich Wesen“ mit „gleichgültigem Auge“ herabschaut, und daß also der Tod das „einzige Asyl“ sei. L.]

*
*
*

An die Markgräfin von Bayreuth

Buttelftedt, 28. September 1757.

Teuerste Schwester! Wenn irgend etwas in der Welt mich noch trösten könnte, so wäre es Ihre liebevolle Theilnahme an meinem Unglück; aber, meine liebe, meine anbetungswürdige Schwester, das Maß ist in kurzem voll, und es fehlt nur wenig daran, so befinde ich mich in der von Ihnen beschriebenen Lage. Die Hilfsmittel, auf welche Sie mich verweisen, versagen; kurz, es bleibt mir nichts übrig, als diesen Feldzug zu Ende zu führen, um dann nur noch an meine Person zu denken. Aus dem beigefügten Schriftstück werden Sie den wahren Zustand von allem ersehen und auf Grund des mit eigenen Augen Gesehenen urtheilen können.

Ich verlange nur den Tod; die Form, in der ich ihn wünschen würde, scheint sich mir entziehen zu wollen; vielleicht wird es nicht lange mehr von mir abhängen, ihn so zu haben, wie ich ihn wünsche. Urtheilen Sie also, was mir übrigbleibt und welchen Entschluß ein Mann von Ehrgefühl fassen muß, der sein lebelang wie Cato gedacht hat und auch so sterben will. Ich habe nur eine Thür, um zu entschlüpfen; es wäre grausam, sie mir zu verbieten; ich sterbe täglich tausend Tode, und ein einziger kann mich von allen meinen Leiden befreien. Wenn irgend etwas fähig wäre, mich in meinem Entschluß wankend zu machen, so ist es, ich schwöre es, meine Liebe zu Ihnen; aber auf der andern Seite wird mir die Welt so unerträglich, meine Lage so schrecklich und die Zukunft so grausam, daß ich, weit entfernt davon, unentschieden zu bleiben, in meinem einmal gefaßten Entschluß

mich immer mehr bestärke. Ich bin verpflichtet, diesen Feldzug zu Ende zu führen; ich werde es tun, was es mich auch kostet; aber wenn ich einmal meinem Vaterlande gegenüber quitt bin und ihm fernerhin unnütz werde, so werde ich seinem Ruin nicht müßig zuschauen, und ein und derselbe Tag wird uns zugrunde gehen sehen. Wenn man zum erstenmal einen solchen Entschluß ins Auge faßt, erscheint er schrecklich; ich habe mich daran gewöhnt, und jetzt erscheint mir dieser Gedanke süß und tröstlich; ich gebe der Natur, was sie bitten kurzem von mir zurückfordern wollte, ich vertausche einen matten Rest von Leben mit einer Ruhe, die niemand mir mehr rauben kann. Ist es der Mühe wert, zu schwanken, und sieht man nicht, daß ich allen Nutzen ziehe aus einer löblichen und unter den gegenwärtigen Umständen notwendigen Handlung? Ich habe den ganzen Inhalt des Briefes, den ich die Ehre hatte, Ihnen zu schreiben, ich glaube am 22. oder 23. [am 17.], in Verse gebracht (!). Wenn ich an einem dieser Tage Zeit habe, werde ich mir die Freiheit nehmen, Ihnen eine Abschrift zu senden. Kurz, meine liebe Schwester, ich bemühe mich, die kurze Zeit, die mir noch zu leben bleibt, mir leichter zu machen, um es so ruhig wie möglich zu beendigen. Ich beschwöre Sie, zu bedenken, daß hierin mein einziges Heil besteht, daß ich nur auf diese Art noch glücklich sein kann, und daß es sich nur um einen Augenblick handelt, der doch früher oder später eintreten muß, und daß, wenn wir einmal tot sind, weder Neid noch Haß noch Bosheit der Menschen uns mehr verfolgen kann, und selbst der Bliß der Götter, der an unser Grabmal schlägt, machtlos wird. —

[Man beachte den wichtigen Zug: Den Klagebrief vom 17. Sept. hat der königliche Dichter und Feldherr in Verse gebracht! Demnach ist die Verzweiflung dieser Briefe und selbst das Phantasienspiel mit dem Selbstmord — obwohl der König tatsächlich Gift bei sich trug — nur pathologische Entlastung. Sofort nach Rossbach und vollends nach Leuthen schnell denn auch sein Lebensmut wieder in die Höhe; und er neckt den faulen, verzärtelten Marquis, der inzwischen — tragikomischer Gegensatz! — wohl wieder etliche Erkältungen durchgemacht hatte. 2.]

*

*

*

An die Markgräfin von Bayreuth

Bei Weisensfels, 5. November 1757

[nach der Schlacht von Rossbach].

Teuerste Schwester, endlich kann ich Ihnen eine gute Nachricht mittheilen. Sie wissen, daß die Franzosen mit ihren Verbündeten Leipzig erobern wollten. Ich eilte herbei und jagte sie über die Saale zurück. Der Herzog von Richelieu hatte Verstärkungen im Betrage von zwanzig Bataillonen und vierzehn Schwadronen zu ihnen stoßen lassen; sie selbst gaben ihre Stärke auf dreiundsechzigtausend Mann an.

Gestern rückte ich zu einer Rekognoszierung aus, konnte sie aber in ihrer Stellung nicht angreifen; das machte sie verwegen. Heute rückten sie aus in der Absicht, mich anzugreifen, aber ich kam ihnen zuvor. Das war eine sanfte Schlacht. Gott sei Dank, habe ich noch keine hundert Tote; der einzige schwer verwundete General ist Meinecke. Mein Bruder Heinrich und der General Seydlitz haben leichte Verletzungen am Arm. Wir haben das ganze Geschütz der Feinde; ihre Verwirrung ist vollständig, und ich bin in vollem Marsch, sie über die Anstrut zurückzuwerfen.

Nach so viel Anruhe, Dank dem Himmel, ein günstiges Ereignis! Es wird heißen: 20 000 Preußen haben 50 000 Franzosen und Deutsche geschlagen. Jetzt werde ich in Frieden ins Grab steigen, nachdem der Ruhm und die Ehre meiner Nation gerettet sind. Wir können unglücklich sein, aber nicht mehr ehrlos. Sie, meine liebe Schwester, meine gute, göttliche und liebevolle Schwester, die Sie geruhen, an dem Schicksal eines Bruders, der Sie anbetet, teilzunehmen, geruhen Sie, meine Freude zu teilen. Sobald ich Zeit habe, werde ich mehr darüber sagen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Leben Sie wohl.

Friedrich.

* * *

An den Marquis d'Argens

Torgau, 15. November 1757.

Dieses Jahr, mein lieber Marquis, ist schrecklich für mich gewesen. Ich wage und unternehme das Unmögliche, um den Staat

zu retten; aber in Wahrheit habe ich mehr als je die Hilfe der Nebenursachen nötig, um Erfolg zu haben. Die Schlacht vom 5. November war glücklich; wir haben 8 französische Generäle, 260 Offiziere und über 6000 Mann als Gefangene. Wir haben einen Obersten, 2 andere Offiziere und 67 Soldaten verloren; 123 sind verwundet. Auf so etwas durfte ich nicht hoffen; man muß sehen, was die Zukunft bringt. Ich habe mich gezwungen gesehen, den Abt¹⁾ festnehmen zu lassen; er hat den Spion gespielt, ich habe augenscheinliche Beweise dafür; es ist ehrlos und sehr undankbar von ihm. Ich habe unendlich viele Verse gemacht. Wenn ich lebe, werde ich sie Ihnen im Winterquartier zeigen; wenn ich umkomme, vermache ich sie Ihnen; ich habe befohlen, sie Ihnen dann zuzustellen. Jetzt werden unsere guten Berliner nichts zu fürchten haben, weder einen Besuch der Oesterreicher noch der Schweden; aber indem ich eine Schlacht gewinne, habe ich nur den Vorteil, mich mit Sicherheit anderen Feinden entgegenzustellen. Diese schrecklichen Zeiten und dieser Krieg werden gewiß Epoche machen in der Geschichte. Ihre Franzosen haben Grausamkeiten begangen, die der Panduren würdig sind; es sind unwürdige Räuber. In der That, die Erbitterung, die sie mir zeigen, ist durchaus schmachvoll; ihr Vorgehen hat nur die Wirkung, aus einem Freunde, der ihnen 16 Jahre hindurch zugetan gewesen ist, sich einen unversöhnlichen Feind zu machen. Leben Sie wohl, mein lieber Marquis. Ich wähne Sie im Bett, verfaulen Sie nicht darin und denken Sie daran, daß Sie mir versprochen haben, mich im Winterquartier zu besuchen. Sie haben noch Zeit, um auszuruhen, und bis jetzt weiß ich nicht, wo ich mit Ihnen zusammentreffen kann. Ich habe das Schicksal des Mithridates [von Feinden bedrängt wie dieser Setz der Tragödie Racines], es fehlen mir nur zwei Söhne und eine Monima. Leben Sie wohl, mein liebenswürdiger Faulenzer!

*

*

*

¹⁾ De Prades, seit 1751 Vorleser Friedrichs, der Vorgänger de Catts. Er wurde später begnadigt und erhielt eine Pfründe in Glogau.

An die Markgräfin von Bayreuth

Lissa, 5. Dezember 1757

[am Abend der Schlacht bei Leuthen].

Wir haben soeben die Österreicher vollständig geschlagen. Ich marschiere morgen nach Breslau, um die Stadt zurückzuerobern. Wir haben eine wundervolle Menge von Fahnen und Kanonen und viele Gefangene. Wir haben im ganzen nur 2000 Mann Tote und Verwundete; ich schätze den Verlust der Feinde auf über 10 000 Mann. Die zärtliche Theilnahme, die Sie an allem, was mich betrifft, nehmen, veranlaßt mich zu dieser Mitteilung, meine liebe Schwester, indem ich Sie meiner herzlichsten Freundschaft und Ergebenheit versichere.

*
*
*

An den Marquis d'Argens

Dürigoy bei Breslau, 13. Dezember 1757.

Mein göttlicher Marquis, der Sie während acht Monaten das Bett gehütet haben und jetzt ausgeruht sein müssen, werden Sie sich entschließen können, bei mir den Winter in Schlessien zuzubringen, wenn dort alles ruhig sein wird? Die Freundschaft oder die Faulheit — welche von beiden wird den Sieg davontragen? Ich erwarte Ihre Antwort mit Ungeduld. Wenn Sie diesen großen Entschluß fassen, der einer schönen Seele wie der Ihrigen würdig ist, so werde ich Ihnen eine Reisebeschreibung senden und vorläufig Sie in Glogau unterbringen bis zum Januar, wo ich Sie bei mir in Breslau beherbergen kann. Das soll Ihnen ebenso hoch angerechnet werden wie der ganze harte Feldzug, den ich durchgemacht habe, und ich werde im Angesicht der ganzen Welt behaupten, daß diese Anstrengung größer ist, als wenn Sie sechs Schlachten gewonnen hätten. Sie wissen, was der so berühmte König der Hebräer gesagt hat: „Wer sich selbst bezwingt, ist stärker als derjenige, welcher Städte unterwirft.“ Ohne Zweifel werden Sie dieser starke Mann sein, und Sie werden mir nicht den Trost neiden, den ich in Ihrer Gesellschaft finde.

Ich werde Ihnen jemand schicken, der Sie geleitet, und ich werde für Pferde sorgen und für alle Kosten aufkommen.

Nun wohlan, mein lieber Marquis, guten Mut! Wir werden alle Zugwinde verbannen, ich werde Wollstoffe, Pelze und Kapuze bereit haben, um Sie gut einzupacken. Sie werden das schöne Mausoleum von Bernini im Dom sehen, wenn Sie Lust dazu haben, und Sie werden alle Bequemlichkeiten haben, die Sie nur wünschen können. Es wird von Ihnen abhängen, ob Sie Frau d'Argens mitnehmen wollen. Leben Sie wohl, mein lieber Marquis. Ich erwarte Ihre Antwort wie ein Angeklagter seine Verurteilung oder seine Freisprechung.

* * *

Damit brechen wir ab. Wir haben nun einen Gesamteinblick in des Königs Seele. Nun werden wir den Schriftsteller und seine geistige Stellung im 18. Jahrhundert um so leichter erfassen.



Tagebuch

Lessing. Männer wie Lessing wirken befreiend. Lessing den Befreier nennt ihn Rückert. „Tapfrer Lessing!“ ruft ihm Gottfried Keller zu. Und Erich Schmidt hat recht (Lessings Leben, I, V. 243): „Die Zeit empfand, daß hier ein Freier sprach, kein voreingemommener Parteimann.“

Im Literaten Lessing war Menschentum stärker als Literatentum. Daß der Mensch mehr sei als die Literatur, war im Gottsched-Zeitalter vergessen worden; man ersticke zwischen Regelbüchern, man schritt schwer unter Perücken einher. Lessing, Klopstock und Winkelmann stellten die Schönheit des Menschen voran, aus der die schöne Literatur dann von selbst erblüht.

Befreiend wirkt aber auch Lessing nach der anderen Seite: durch gesunde Ablehnung des damals umlaufenden Geniekultus. Bekannt ist seine Äußerung, daß er dem hinter die Ohren hauer, den er ein Genie nenne; und im Schlußkapitel seiner „Hamb. Dramaturgie“ begründet er das. Dabei war Geniales in ihm, denn er war frei, unbefangen, instinktsicher. Und er war belesen und hochgebildet trotz seiner bekannten Abwehr: „Ich bin nicht gelehrt, ich habe nie die Absicht gehabt, gelehrt zu werden, ich möchte nicht gelehrt sein, und wenn ich es im Traum werden könnte.“ Bloß seines „Fleißes“ rühmt er sich fest und bescheiden, unser männlicher, phrasenloser, gefechtsfroher und allezeit wahrer Lessing.

In ihm ist gutes Preußentum verkörpert, wie in seinem tapferen Freunde, dem bei Runersdorf gefallenen Major Ewald von Kleist. Und als Lessings echteste, vollste Zeit will uns sein mehrjähriger Aufenthalt beim General Tauenzien in Breslau bedünken, als dessen Sekretär er zwischen Offizieren aus dem Vollen lebte. Mit Bezug darauf sagt Goethe („Dichtung und Wahrheit“) die bekannten Worte: „Lessing, der im Gegensatz zu Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und auf-

nehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirtshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte, und so hatte er sich in das Gefolge des Generals Lauenzien begeben.“ Aber aus dieser Welt erwuchs das Echteste und Unmittelbarste seiner Dichtung: „Minna von Barnhelm“. Und wenn er sich energisch in sein stilles Zimmer zurückgezogen hatte, dachte er dem „Laokoon“ nach, der den breit-behaglichen, schlaffen Malereien in Worten ein Ende machte.

Eine Professur in Königsberg, also an Rants Seite, hat er aus-
geschlagen; und zerschlagen haben sich die Bemühungen, ihn in Berlin
dauernd und in angemessener Stellung unterzubringen. Rein anderer
Mann hätte so vortrefflich in Friedrichs Bezirk gepaßt, sollte man mei-
nen, wären nicht die Verhältnisse dort so gar französisch-unnatürlich
gewesen. Das Theaterleben in Hamburg brachte gleichfalls keine Sez-
haftigkeit. Wolfenbüttel bedeutete Vereinsamung, da kongenialer Aus-
tausch fehlte. Erst als der 47jährige Mann Frau Eva König heimführte,
schien echtes Glück aufzublühen. Auch dies hatte durch Evas Tod rasch
ein Ende. Und mit 52 Jahren, in Shakespeares Alter, hatte er aus-
gedient und sein Lebenswerk hinter sich (1781), kurz nachdem der große
König die bekannte Schrift über die Minderwertigkeit der deutschen
Literatur veröffentlicht hatte.

Lessing steht wie der helle, tätige und etwas nüchterne Tag neben
Klopstocks weicher Sommermondnacht. Er achtet und liebt echte Poesie
und lautere Religion; und so achtete er auch das Dichtergenie Klop-
stocks. Und doch blitzen in seinen Briefen an Eva König etliche lächelnde
Randbemerkungen über die Hamburger Gefühlstreise auf (12. Febr. 1771),
Stellen, in denen er sich und uns von einem Zubiel in Klopstock befreit.
„Gern möchte ich Ihnen noch was Neues, das Sie recht herzlich zu
lachen machte, schreiben können. Sie wissen doch, daß Klopstock in Ham-
burg ist. Sie wissen auch, wie sehr er sich mit den Damen abgeben kann.
Ich weiß nicht, wie viel Frauen und Mädchen er schon beredet haben
soll, auf den Schrittschuhen [Schlittschuhen] laufen zu lernen; um ihm
Gesellschaft zu leisten. Aber das ist noch gar nichts gegen eine Lese-
gesellschaft, die er bei der Frau von Winthem [später Klopstocks zweite
Gattin] errichtet hat, und von der alle unsere Freundinnen sind. Doch
man wird Ihnen ohne Zweifel schon von Hamburg aus davon geschrieben
haben; und ich möchte nur gern von Ihnen wissen, ob Sie es nicht,

wenn Sie nach Hamburg zurückgekommen, Ihr Erstes werden sein lassen, ein Mitglied von dieser empfindsamen Gesellschaft zu werden?“ Eva war eine besonnene, gesund empfindende Frau, seit zwei Jahren Witwe, und mit Lessing durch eine reife, ruhige Freundschaft verbunden. Sie, die Kaufmannsfrau, durch Geschäfte in Wien festgehalten, denkt über jenen Klopstockschen Kreis wie Lessing. „Die Klopstockschen Schrittshuhe- und Lesegesellschaften“, antwortet sie (16. März), „haben mich herzlich zu lachen gemacht. Meine Imagination stellte mir gleich den ganzen Kreis von Damen vor und ihn mitten darinnen voll Entzückung, indem er bei einer rührenden Stelle die Tränen von den Wangen seiner Zuhörerinnen herunterrollen sah“ . . . Sie traut der Dauer und Echtheit dieses weiblichen Überschwangs nicht recht und fügt neckisch hinzu: „Habe ich recht, wenn ich Sie bitte, sich um kein Patent für mich zu bemühen? Es würde Sie viel kosten; denn Klopstock nimmt gewiß lauter hübsche junge Frauen auf — und am Ende möchte ich doch nur eine schlechte Rolle unter ihnen spielen.“ Es ist keine Gefühlsglut zwischen Lessing und Eva König; und doch etwas sehr Anziehendes, was man etwa mit dem schönen Namen Kameradschaft beehren könnte. Das Wort Kamerad ist zwischen Offizieren üblich; er hat etwas Braves, Tapfres, den Mitmenschen Achtendes in seinem hellen Klange. Die Zeichnung Freund ist weicher, voller, tiefer. Lessing war eine Kameradschaftsnatur.

Wir verhehlen uns ja nicht, daß Lessing weder religiös noch poetisch in jene nächtliche Tiefe gedrungen ist, wo die schöpferischen „Mütter“ wohnen, aus der eines Novalis „Hymnen an die Nacht“ aufstiegen. Dies war nicht die Sendung dieses Pfadbereiters. Auch als Philosophen darf man Lessing nicht zu ernst nehmen. Ein neuestes Buch des beachtenswerten Christoph Schrempf: „Lessing als Philosoph“ (Stuttgart, Frommann) nimmt diesen Begriff recht weit: mit Schrempfs Darlegung vom Wesen der Philosophie dürfte die Schulphilosophie schwerlich einverstanden sein (S. 10 ff.). Aber für Lessings Vorkampf um „das Recht, zu fragen und zu zweifeln“, für seine theologischen Gefechte gilt, was Schrempf rühmt: es „entwickelte sich in ihm das feinste Gefühl für die intellektuelle Redlichkeit“.

Die natürliche Frische des Lessingstils wirkt noch heute, auch von der Bühne herab. Und mag auch vieles veraltet sein in seinen ästhetischen und religiösen Anschauungen: es bleibt vorbildlich seine herzhafteste Unmittelbarkeit, die ihn auch bei abstrakten Untersuchungen zur Brief-

oder Gesprächsform drängte. Atmten wir bei Klopstock „Energie des Empfindens“, so freut uns Lessings Energie des Wahrheitsuchens.

Selbst ein langes Menschenleben ist ja dieser schwingenden Kraft nicht ausreichend: in den Schlusssätzen der „Erziehung des Menschengeschlechts“ taucht im unmythischen Lessing der Gedanke der Wiederverkörperung auf. Die Macht und Weite dieses letzteren Gedankens allein schon, wie er sich dort in den Schlusparagraphen äußert und oft im 18. Jahrhundert auftaucht, zeigt die Geisteskraft jenes Eroberergeschlechts, dem die gegebene Welt zu eng war.

* * *

Der Stein war ein
Opal, der hundert schöne Farben spiegelte,
Und hatte die geheime Kraft, vor Gott
Und Menschen angenehm zu machen, wer
In dieser Zuversicht ihn trug.

Lessing.

Nathans Opalring in Lessings „Nathan der Weise“ ist vergleichbar einem ähnlichen Symbol: dem „Heiligen Gral“ in Wolfram von Eschenbachs und Richard Wagners Parzival-Dichtungen. Wer im Besitz dieses Zauberkleinods ist, der hat alle Kräfte reinen Menschentums.

Es lohnt sich, dem nachzudenken. Im Kristall fängt, teilt, spiegelt sich am schönsten das Licht. Das Licht ist eine Einheit, aber seine Wirkungen und Farben sind hundertfältig. Licht ist das schönste Sinnbild des Geistes, der Licht, Wärme, Energie ausstrahlt. Daß die Gottheit in uns Einzug halte, bedeutet den Wunsch, daß Geist-Licht in uns aufglühen und den Menschen aus dem Triebzustand in den Lichtzustand erhöhen möge. Das ist alsdann die wahre Religion.

Man wolle nicht übersehen, daß die drei Edelmenschen im „Nathan“ eben durch ihr Edelmenschliches nicht mehr „Christ, Jude, Mohammedaner“ sind, soweit in diesen Trennungsworten Feindliches liegt. Sie haben das gefunden, was die Menschen in höherem Lichte eint. Sie sind — nach Goethes schönem Diwan-Vers — durch verschiedene Tore in dieselbe Stadt Gottes eingetreten.

Man wolle aber auch nicht übersehen, daß diese seelische Gemeinschaft in Wirklichkeit nicht durchführbar ist. Unser Erdball ist vorerst noch in verschiedenartige Kraftzentren eingeteilt, die sich untereinander reiben und entzünden; und das ist wohl naturgemäß: es ist die einst-

weilige Form, wie der Lebensprozeß wach gehalten wird. Ebenso ist es zwischen Kirchen, Parteien, Charakteren, männlichem und weiblichem Geschlecht, Alter und Jugend: lauter verschieden gestimmte Reibungsflächen. Es wäre widernatürlich, es wäre theoretische Verblendung, diese Besonderheiten und Reibungen hinwegwünschen zu wollen. Aber immer wieder freilich müssen weitsichtige, großherzige, innerlich freie Menschen kommen, die in irgendwelchen Formen auf das aufmerksam machen, was uns alle eint. Sie sind der Sonntag im zerstreuenden Werktag. In solchem Sinne ist die Dichtung des vorurteilsfreien Lessing ein Festspiel.

Und noch ein drittes übersehe man nicht: das Zeitalter eines Lessing-Voltaire-Roussseau-Friedrich II. stand noch unmittelbarer als wir unter dem Eindruck des 17. Jahrhunderts und seiner blutigen Religionskämpfe. Der Absolutismus in jeder Form mußte gesprengt werden, wenn gesunde Weiterentwicklung stattfinden sollte. Des Königs bekannte Worte an den Herzog Karl Eugen von Württemberg („Fürstenspiegel“) könnten von Lessing sein: „Wer unter uns ist der Vermessene, über den rechten Weg aburteilen zu wollen? Hüten Sie sich daher vor dem Fanatismus in der Religion, welcher Verfolgung erzeugt. Wenn elende Sterbliche dem höchsten Wesen gefallen können, so ist es durch Wohltaten, die sie den Menschen erweisen, nicht aber durch Gewalttätigkeiten, die sie an eigensinnigen Köpfen ausüben.“ Man kennt das berühmte Reskript des Königs vom 22. Juni 1740: „Die Religionen müssen tolleriert werden und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der anderen abrug Thue, denn hier muß ein jeder nach seiner Fassung Selig werden.“

Auf dem Urgrunde der Religionen glüht als Kristall die geläuterte Menschlichkeit, die sich mit dem Gottesgeist und den Menschenbrüdern dankbar und hilfsbereit eins weiß. „Es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach“ — nicht dem verdunkelnden Hass; denn „nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“, glüht es schon in Antigone auf.

Wer aber, und mit Recht, sein Deutschtum und Christentum liebt und hochachtet: — daß gerade Lessing, ein deutscher Pfarrerssohn, zu solcher Weitherzigkeit Mut und Größe genug besaß, sollten sich nicht die Christen und Deutschen darüber freuen?

*

*

*

„Wilhelm und Karoline von Humboldt in ihren Briefen.“ Nun ist auch der zweite Band dieser herrlichen Briefe erschienen (Berlin, Mittler, 307 S., Mf. 6,50, geb. 8 Mf.). Er umfaßt etwa 14 Ehejahre des liebenswerten Paares (1791—1805). Was sich in der Brautzeit in jugendlichem Überschwang gab, vielfach durchzogen von munteren Kleinigkeiten aus den lebensfrohen Erfurter Bezirken, das hat sich hier vertieft, ohne an Anmut zu verlieren. Der Briefwechsel gehört zum Schönsten, was wir an deutscher Briefliteratur besitzen.

Wir mußten uns im Oktoberheft dieser Blätter mit einer Herabziehung Schillers beschäftigen. (Meinen Darlegungen haben übrigens mehrere genaue Kenner ausdrücklich beigestimmt.) Humboldts Verhältnis zu Schiller festigt sich hier zu jener bekannten Freundschaft. Schillers Gattin nebst Schwägerin werden meist nebenher erwähnt; Frau Karoline von Humboldt ist ihnen aber auch jetzt noch häufig nahe, bis sie dann 1805 zum Gatten nach Rom übersiedelt. Das Materielle tritt in diesen Briefen in den Hintergrund oder wird verklärt; das Seelische bei ihr, das Geistige bei ihm überleuchtet alles. Und doch machen sie den Ernst des Lebens gründlich durch; Kindergräber stehen am Wege. Aber Karolinens Plauderbriefe bleiben auch jetzt immer natürlich. Und aus dieser Natürlichkeit erkläre man sich kleine Seitenhiebe — wie z. B. Hofrat Starck, Schillers Arzt, sei plötzlich ins Zimmer getreten, „dümmer wie je, aber außer sich vor Freuden, mich zu sehen“. So will auch Humboldts bedauerliche Bemerkung über Lotte (S. 241) genommen sein („wenn sie selbst nicht überall so schlaff wäre“ usw.), obwohl wir sie nicht angenehm empfinden; und Frau Karoline sagt nun selber über ihre Busenfreundin Karoline v. Wolzogen (ehedem v. Beulwitz): „Immer tausend Projekte und wenig Festes“ (9. Mai 1804).

Schiller gegenüber bemerken wir Verehrung und Dankbarkeit von beiden Seiten. „Schiller hat eine so herzliche und rührende Freude, mich täglich zu sehen, daß ich nicht gern einen Tag aussehe, ohne ihn zu besuchen“ (Karoline v. H. an Wilhelm, 22. Mai 1797). Wilhelm (Rom, 5. Sept. 1804): „Die Trennung von Schiller wird mir ewig schmerzhaft bleiben. Er ist immer der einzige gewesen, mit dem ich recht eigentlich habe reden und leben können.“ Die Herausgeberin, Anna von Sydow, betont dies noch einmal im Schlußwort (nach Schillers Tod): „Schiller war nicht mehr. Humboldts sehrende Gedanken nach diesem reinen,

hohen Geist, dem er sich verwandt gefühlt wie keinem sonst, hatten kein irdisches Ziel mehr.“

Mit diesem reinen und ernststen Klang sei jene unerquickliche Sache, die uns zur Abwehr genötigt hat, endgültig abgetan.

* * *

Zu Weihnachten sei von allen jetzt lebenden deutschen Erzählern nur einer genannt: Wilhelm Raabe. Seine stillen Gestalten sind wie Hans Thomas „Dorfgeiger“: umrandet nach dem runden Monde zu von silbernem Licht, das auch noch die Nachbargegenstände besäumt, das Holzgatter, den Baum und die tönende Geige, die Stimme dieser seelenvollen Nacht.

Im Dichter des „Hungerpastor“ usw. ist Innerlichkeit; Seelenland ist das Land, wo er zu Hause ist; er ist ein Eigener, wenn auch sein literarischer Stammbaum über Richter-Schwind-Eichendorff auf Jean Paul zurückgeht. Der Deutsche, in dem kein Stück Romantik und Träumerei steckt, sondern nur Tag und Tat, ist nichts wert. Weder einem Frenssen noch gar dem verdienten Rosegger soll am Lorbeer gezupft werden: aber Raabe ist innerlicher, ist zauberhafter, ist tiefer.

Das sollten unsere ernstesten Blätter immer wieder, gerade vor Weihnachten, den Deutschen in Erinnerung bringen!



An meine Mutter

Das Folgende ist eine Übertragung der „Épître à la reine“, gedichtet am 27. März 1738

O Kön'gin, herzlich mir verehrt,
 O tapfre Frau, o Mutter wert!
 Dein Herz, drin alle Güte wohnt,
 Das voller Nachsicht Schwache schont,
 Dein hoher Sinn, der unentwegt
 Wohltat zu den Bedürf'tgen trägt,
 Dein Geist, so fest und doch so gut,
 Und jener schöne Edelmut,
 Der Dich verzeihen läßt die Kränkung,
 Dein Rechtsgefühl, das lächelnd ruht
 In maßvoll edler Machtbeschränkung —
 Sind eine Mahnung immerzu:
 Sie lehren uns die Menschheit achten,
 Sie lehren uns, Dir nachzutrachten
 Im Jugendgottesglanz wie Du.
 Sie sind es, die mich aus dem Schweigen,
 Zu dem ich selber mich verdammt,
 Herausgelockt, mich Dir zu neigen,
 Die mich zu solchem Lied entflammt.
 Der Himmel wolle seine Gnade
 Leuchtend in Deine Tage streun,
 Und Dich am Rande Deiner Pfade
 Mit süßem Blumenglanz erfreun!
 So kostbar schön sind Deine Tage,
 So zart gesponnen Dein Gespinnst,
 Daß ich die Parze bittend frage,
 Eh' Du aus ihren Händen rinnt:
 „O strenge Altropos, zerschneide
 Mir meinen Faden, mir entzwei!
 Und lege, was ich willig meide,
 Den Jahren meiner Mutter bei!“

Friedrich der Große





Immanuel Kant
Nach dem Gemälde von Döbler

Weg nach Weimar

Herausgeber: F. Lienhard

PRIT

II. Jahrg.

Januar 1907

Heft 4

Gedanken über Kant



ant ist uns ein Sinnbild und Gleichnis für einen geklärten und gefestigten Zustand. Seine gesunde Klarheit sammelt die Kräfte des Innern aus Zerstreuung und Schwärmerei. Er will uns durch diese Gedrungenheit die Herrschaft über Launen, Triebe, Einfälle verschaffen; er will uns durch nüchterne Feststellung des Möglichen vor Schwarmgeisterei bewahren. Er mag keine „windige, überfliegende, phantastische Denkungsart“, keine „Religionschwärmerei“, keine „schmelzende, weichherzige Gefühle“, keine „hochfliegende, aufblähende und das Herz eher welt als stark machende Anmaßungen“ — es wimmelt von solcher Abwehr in seinen Schriften. Er ist herb und gesund wie Lessing.

Wohl ist er Idealist, aber kein Illusionist. Er trennt seinen Idealismus vom „empirischen des Cartesius“, vom „mystisch-schwärmerrischen des Berkeley“, auch vom „träumenden und schwärmenden Idealismus“. Er nennt seinen Zustand den „kritischen Idealismus“; man könnte das übersetzen: den sichtenden und sehenden Idealismus.

* * *

Idealismus? Es läßt sich, wenn wohl verstanden, ebensogut Realismus sagen. Denn Kant hat mit dem dogmatischen Satze, daß die Welt „nur“ unsere Vorstellung sei, nichts zu schaffen. Unmiß-

verständlich sagt er z. B. in den „Prolegomena“ (§ 13, Anm. II): „Der Idealismus besteht in der Behauptung, daß es keine anderen als denkende Wesen gebe, die übrigen Dinge, die wir in der Anschauung wahrzunehmen glauben, wären nur Vorstellungen in den denkenden Wesen, denen in der Tat kein außerhalb dieser befindlicher Gegenstand korrespondierte [entspräche]. Ich dagegen sage: Es sind uns Dinge als außer uns befindliche Gegenstände unserer Sinne gegeben, allein von dem, was sie an sich selbst sein mögen, wissen wir nichts, sondern kennen nur ihre Erscheinungen, d. i. die Vorstellungen, die sie in uns wirken, indem sie unsere Sinne affizieren [reizen]. Demnach gestehe ich allerdings, daß es außer uns Körper gebe, d. i. Dinge, die, obzwar nach dem, was sie an sich selbst sein mögen, uns gänzlich unbekannt, wir durch die Vorstellungen kennen, welche ihr Einfluß auf unsere Sinnlichkeit uns verschafft, und denen wir die Benennung eines Körpers geben, welches Wort also bloß die Erscheinung jenes uns unbekanntes, aber nichtsdestoweniger wirklichen Gegenstandes bedeutet.“

So fest steht Kant auf dem Boden der Wirklichkeit. Aber auch der Wirklichkeit, die in uns selbst als besondere Macht der Naturmacht gegenübersteht. Er ist daher weder Materialist noch Illusionist. Er rechnet mit beiden Wirklichkeiten: mit der empirischen der äußeren Erfahrung (die der Materialist allein beachtet) und mit dem inneren Vermögen der ideenbildenden Vernunft (in der sich der einseitige Idealist bewegt).

* * *

Erscheinungen wie Kant sind Orientierungspunkte der Menschheit. Sie sind Besinnung auf das Wirkliche und Mögliche. Den „großen Zermalmer“ hat man ihn genannt; doch ist er auch der große Aufbauer. Denn er hat den unermesslichen Wert der geistigen und sittlichen Persönlichkeit in den Mittelpunkt seiner Philosophie gestellt.

Die Persönlichkeit ist „die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur“. Und „was den Menschen über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an

eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann und die zugleich die ganze Sinnenwelt unter sich hat, ist die Persönlichkeit.“ Und wieder: „Man kann nicht satt werden, sein Augenmerk darauf zu richten“ und „in sich selbst eine Macht zu bewundern, die keiner Macht der Natur weicht“.

Goethe nennt das später (Wanderjahre II, 1) „Ehrfurcht vor sich selbst“; und nennt dies die „oberste Ehrfurcht“. Durch Schillers Aufsätze vom Erhabenen und von der Würde im Menschen zieht sich diese Grundanschauung, die auch des Dichters Leben und Kunstwerke geadelt hat. Schon in des Engländers David Youngs kleiner, aber einflussreicher Schrift „Gedanken über Originalwerke“ (1759) wird dieser Gedanke geprägt: „Forsche tief in deiner Brust, lerne die Tiefe, den Umfang, den Hang und die ganze Stärke deiner Seele kennen; stifte eine Vertraulichkeit mit dem Fremdling, der in dir ist; erzeuge und unterhalte jeden Funken des Lichts und der Wärme deiner Vernunft, wenn auch dieser Funke unter früherer Nachlässigkeit fast erstickt oder unter die plumpe, dunkle Masse gemeiner Gedanken zerstreut wäre; sammle dieses Licht in ein Ganzes und laß dein Genie sich erheben (wenn du Genie hast) wie die Sonne aus dem Chaos!“ Young schließt diese ermutigende Gedankenreihe mit den Worten: „Habe vor dir selber Ehrfurcht!“ Und an anderer Stelle: „Ein heiliger Gott ist in uns, sagt Seneca. In Absicht auf die moralische Welt ist das Gewissen — und in Absicht auf die Welt der Vernunft ist das Genie der Gott in uns.“ Wir sind im Zeitalter Rousseaus und Friedrichs des Großen; Young schrieb diese Worte im Geburtsjahr Schillers.

Ja, sehen wir scharf zu, so ist dieses Hinweisen des Geistlichen Young auf das Licht, das nur Wert hat, wenn es in uns eine Macht wird, schon ein Grundgedanke der germanischen Mystik. Es geht ein Weg von Böhme zu Kant, dessen Vorfahren aus Schottland eingewandert waren und dessen Eltern den jungen Philosophen in strenger Frömmigkeit erzogen.

Kant bedeutet aber nicht bloß Besinnung auf dies „denkende Selbst“: ihn fesselt, wenn auch nur aus Gesprächen und Büchern,

ebenso die Vielheit der Erscheinungswelt. Ohne Vielheit keine Einheit; ohne metaphysische Schwärmerei und empirischen Hochmut kein Kant, der dies alles mit heitrer Klarheit systematisch ordnet und sicher auf seine Wirklichkeit zurückführt.

* *

Erkenntnistritik und Moralkritik — das sind Kants beide Tätigkeiten. Dort die „Kritik der reinen Vernunft“, hier die „Kritik der praktischen Vernunft“. Sie hängen untereinander zusammen wie zwei „kommunizierende Röhren“, in denen bekanntlich das Wasser gleich hoch steht, weil ihre Bodenflächen miteinander verbunden sind.

Dieser Methodiker liebt auch in der Ethik systematische Klarheit: höher als die „Liebe“ steht ihm die „echte moralische Maxime“. Dabei darf man freilich nicht übersehen, daß Kant unter Liebe in diesem Falle etwas wie „Belieben“ oder „Herzensaufwallung“ versteht oder wenigstens als unangenehmen Beigeschmack auf der Zunge fühlt. In einfach-menschlicher Ausdrucksweise dürfte man etwa so sagen: Höher als Launen-Liebe schätzt dieser phrasenhassende Philosoph die ruhige, weil festgegründete Treue. Treue zum Gesetz, zum Ideal. „Es ist sehr schön, aus Liebe zu Menschen und teilnehmendem Wohlwollen ihnen Gutes zu tun, oder aus Liebe zur Ordnung gerecht zu sein; aber das ist noch nicht die echte moralische Maxime unsres Verhaltens, die unsrem Standpunkte, unter vernünftigen Wesen, als Menschen angemessen ist, wenn wir uns anmaßen, gleichsam als Volontäre, uns mit stolzer Einbildung über den Gedanken von Pflicht wegzusetzen und, als vom Gebote unabhängig, bloß aus eigener Lust das tun zu wollen, wozu für uns kein Gebot nötig wäre. Wir stehen unter einer Disziplin der Vernunft“ . . . (Prakt. Vernunft, Ausgabe Rehrbach, S. 100).

Hier ist der Punkt, wo sich Schiller gegen Kant auflehnt. Im Aufsatz über „Anmut und Würde“ spricht es Schiller aus: „In der Kantischen Moralphilosophie ist die Idee der Pflicht mit einer Härte vorgetragen, die alle Grazien davor zurückschreckt“ usw. Und in zwei bekannten Distichen befreit sich der Dichter durch Scherz:

Gewissensstrupel

Gerne dien' ich den Freunden, doch tu' ich es leider mit Reigung,
Und so wurmt es mir oft, daß ich nicht tugendhaft bin.

Entscheidung

Da ist kein andrer Rat: Du mußt suchen, sie zu verachten,
Und mit Abscheu alsdann tun, wie die Pflicht dir gebeut.

Kant antwortet in seinem Buch über die „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ (Rehrbach, S. 21, Anm.). Diese Antwort ist wichtig: sie ist eine Grenzbestimmung. „Herr Professor Schiller mißbilligt in seiner mit Meisterhand verfaßten Abhandlung „über Anmut und Würde“ in der Moral diese Vorstellungsart der Verbindlichkeit, als ob sie eine karthäuserartige Gemütsstimmung bei sich führe; allein ich kann, da wir in den wichtigsten Prinzipien einig sind, auch in diesem keine Uneinigkeit statuieren; wenn wir uns nur untereinander verständlich machen können. Ich gestehe gern: daß ich dem Pflichtbegriffe, gerade um seiner Würde willen, keine Anmut beigefellen kann. Denn er enthält unbedingte Nötigung, womit Anmut in geradem Widerspruch steht. Die Majestät des Gesetzes (gleich dem auf dem Sinai) flößt Ehrfurcht ein (nicht Scheu, welche zurückstößt, auch nicht Reiz, der zur Vertraulichkeit einladet), welche Achtung des Untergebenen gegen seine Gebieter, in diesem Falle aber, da dieser in uns selbst, ein Gefühl des Erhabenen unsrer eigenen Bestimmung erweckt, was uns mehr hinreißt als alles Schöne.“ Dies ist echt Kant; er mag sich weder von Launen, Lust, Liebe noch von Poesie und Phantasie täuschen lassen. Es ist der unerbittliche preussische, friderizianische Pflichtbegriff, der den Mufen — stolz vorangeht und letzteren keinen Einfluß gestattet auf das Hauptgebiet, auf die Pflicht. In den Pausen dürfen sie dienen, wie sie dem großen König dienen. Hier ist Kants und hier ist Friedrichs Grenze; hier ihre prachtvolle Stärke. Solche sachliche Straffheit und Klarheit kennt, bei aller persönlicher Höflichkeit, keine Zugeständnisse.

Allerdings fährt Kant fort: „Aber die Tugend, d. i. die festgegründete Gesinnung, seine Pflicht genau zu erfüllen, ist in ihren Folgen auch wohlthätig, mehr wie alles, was Natur oder Kunst in der Welt leisten mag; und das herrliche Bild der Menschheit, in dieser ihrer Gestalt aufgestellt, verstatet gar wohl die Begleitung der Grazien, die aber, wenn noch von Pflicht allein die Rede ist, sich in ehrerbietiger Entfernung halten . . . Nur nach bezwungenen Angeheuern wird Herkules Musaget, vor welcher Arbeit jene guten Schwestern zurückbeben.“ Wir werden dieser Reihenfolge beistimmen. „Inter arma silent musæ“; in der Strenge der Pflicht und der Befehle hat die Muse in der That kein Daseinsrecht.

Nüchterne Aufgaben verlangen einen herrschenden Menschen: der Dichter aber wird zum großen Teil beherrscht, besetzt, besessen von übergeordneten Mächten.

Aber: — beide Zustände ergänzen sich in der praktischen Wirklichkeit trotzdem und berichtigen sich wie Kopf und Herz, wie — Königsberg und Weimar, wie Mann und Frau. Beide erst geben ein Ganzes; oder besser: Weimar ist erst Weimar geworden, als Königsberg und Sanssouci verarbeitet waren, übergegangen waren in das zu schulende deutsche Volk. Kant ist eine unentbehrliche Schule.

Der Philosoph schließt jene Anmerkung mit folgenden ausgleichenden Worten: „Fragt man nun, welcherlei ist die ästhetische Beschaffenheit, gleichsam das Temperament der Tugend: mutig, mithin fröhlich, oder ängstlich-gebeugt und niedergeschlagen? so ist kaum eine Antwort nötig. Die letztere slavische Gemütsstimmung kann nie ohne einen verborgenen Haß des Gesetzes stattfinden; und das fröhliche Herz in Befolgung seiner Pflicht (nicht die Behaglichkeit in Anerkennung derselben) ist ein Zeichen der Echtheit tugendhafter Gesinnung, selbst in der Frömmigkeit, die nicht in der Selbstpeinigung des reuigen Sünders (welche sehr zweideutig und gemeinlich nur innerer Vorwurf ist, wider die Klugheitsregel verstoßen zu haben), sondern im festen Vorsatz, es künftig besser zu machen, besteht, der, durch den guten Fortgang angefeuert, eine fröhliche Gemütsstimmung bewirken

muß, ohne welche man nie gewiß ist, das Gute auch liebgewonnen, d. i. es in seine Maxime aufgenommen zu haben.“

Hier sehen wir „Liebe“ und „Maxime“ in friedlichem Einklang. Denn Kant versteht unter Liebe zum Guten: das Gute „in seine Maxime aufnehmen“. Das heißt: mit dem Guten Freund und Bruder werden, nachdem man anfangs Schüler und Lehrling war. Das Alte Testament (Kant erwähnt den „Sinai“) würde sagen: nachdem man „Knecht“ war und mit „Ruten gezüchtigt“ worden. Kant ist der Poesie gegenüber Altes Testament; Moralphilosophie überhaupt ist Altes Testament. Durch Zutritt der Poesie wird sie Neues Testament: „Gesetz“ verwandelt sich in „Evangelium“, was auf deutsch „Frohbotschaft“ heißt. Dies ist keine Fälschung und Verweichlichung: denn das Wertvolle aller Philosophie- und Moralgebote ist in die anmutige Würde dieser Frohbotschaft aufgesogen.

*
*
*

Kant und Friedrich der Große — königlicher Philosoph und philosophischer König. Der vergeistigende Willen ist Rückgrat ihres Lebenswerkes, der sittliche, freiwillig dem Ganzen dienende Willen.

Einen abgemagerten, fast einem Kinde ähnlichen Körper legte man in Sanssouci und legte man in Königsberg auf die Bahre. Kampf mit der Krankheit hier, Besiegung ursprünglich schwächerer Anlage dort. Tagewerk nach der Uhr. Beide schnupfen — Kant raucht auch täglich eine Tonpfeife — und sind starke Esser; beide lieben geistvoll-zwanglose Tischgesellschaft. Hier ist der Punkt, wo sie mit den Behaglichkeiten des Lebens zusammenhängen. Jungeselle dort — von seiner Gattin getrennt lebender Einsiedler hier. Das weibliche Element — und die echte Poesie — ist aus diesen geiststarken Willensnaturen verbannt.

Den Sarkasmen und Launen des lebhaften Königs steht bei Kant eine systematische Schulung gegenüber. Friedrich war weicher, war Tränen und leidenschaftlichen Lebenserschütterungen ausgesetzt, viel stärker als Kant; er hatte, bei seinem strengen königlichen Bewußtsein, Kraftaufwand nötig, dies zu verdecken und nicht über sich herrschen

zu lassen. Sein philosophisch herbes Königtum entsprach dem königlichen Gefühle Kants von der „inneren Macht, die keiner Macht der Erde weicht“. Könige beide.

Ausgebreitete Kenntnisse, rasche Orientierungskraft bei beiden; in ärztlichen, gesundheitlichen und kleinsten Dingen des Tages wissen beide Bescheid, unbeschadet aller großzügigen Ideenarbeit.

Sie sind gleichsam aus Metall und Draht, diese nervigen Arbeitsnaturen, die keiner Lässigkeit Raum gestatten. Ohne Kant und Friedrich den Großen kein Schiller und Fichte, kein 1813 und 1870, kein Bismarck und kein Reich.



Rousseau und Kant

Von

Heinrich von Stein



er folgende Auffass, entnommen Steins gesammelten Auffäßen „Zur Kultur der Seele“ (Cotta), wird den aufmerksamen Leser mitten in Kants Werk und Wesen führen. Einige Kürzungen waren notwendig; wichtige Stellen wurden durch Sperrdruck hervorgehoben.

* * *

Allnachmittäglich, zur bestimmten Stunde und meist auch auf einem bestimmten Wege, ging, solange er in Königsberg lebte, der Magister, der nachherige Professor Kant spazieren: die Königsberger stellten die Uhren nach ihm, wie man wohl gesagt hat. Nur einmal unterließ er seine regelmäßigen Spaziergänge, so berichten die Biographen, und das war, als er Rousseaus „Émile“ las. Diese Lektüre fesselte ihn an das Haus, sie nahm ihn völlig ein; der ernst gefasste Mann scheint von ihr im ersten Eindrücke überwältigt worden zu sein. Der einzige Zimmerschmuck Kants war in späteren Jahren ein Porträt Rousseaus, welches ein Freund, der von jenem Eindrücke gehört haben mochte, dem Philosophen schenkte.

Jene Lektüre fällt in die ersten sechziger Jahre. Der „Émile“ erschien zu Anfang des Jahres 1762. Er verbreitete sich schnell —

schon am 18. Juni desselben Jahres wurde er in Genf von Senkers Hand verbrannt. Es ist wahrscheinlich, daß Kant das Buch noch in demselben Jahre gelesen hat. Kant las viel; er wohnte eine Zeitlang bei dem Buchhändler Kanter, um an der Quelle alles Neuesten zu sein; das Datum eines neu erscheinenden Buches ist oft der unmittelbare Hinweis darauf, wann Kant sich mit dem betreffenden Schriftsteller auseinandersetzte, dies um so mehr, als er keine Bibliothek und keine Exzerpte sammelte, und also nicht immer gleichmäßig mit einem einmal gelesenen Schriftsteller vertraut blieb. Kant erwähnt Rousseau zuerst 1764.

In denselben Jahren nun nahmen Kants Entwürfe zur Reform der Metaphysik bereits bestimmtere Gestalt an. 1765 heißt es in einem Briefe an Lambert: „Ich bin endlich dahin gelangt, daß ich mich der Methode versichert halte, die man beobachten muß, wenn man dem Blendwerk des Wissens entgehen will, woraus die zerstörende Uneinigkeit der vermeinten Philosophen entspringt; weil gar kein gemeines Richtmaß da ist, ihre Bemühungen einstimmig zu machen.“ 1766 schreibt Kant an Mendelssohn: „Ich bin überzeugt, daß das wahre und dauerhafte Wohl des menschlichen Geschlechts auf Metaphysik ankomme, vornehmlich seit einiger Zeit, nachdem ich glaube, ihre Natur und die ihr unter den menschlichen Erkenntnissen eigentümliche Stelle einzusehen.“

Zwischen jenem Eindrucke nun und dieser entscheidenden Wendung in Sachen der Metaphysik besteht ein Zusammenhang. Hierin hat Rousseau auf Kant gewirkt. Wird dieser Punkt des Zusammenhanges deutlich gesehen, so erhellt sich von ihm aus nach beiden Seiten hin, in Beziehung auf Kant wie in Beziehung auf Rousseau, die Hauptrichtung ihres gedanklichen Unternehmens. Rousseau und Kant wollten beide durch das, was ihnen philosophisch aufgegangen war, auf Denken und Fühlen der weitesten Gesamtheit, der „Menschheit“, wirken: darin zeigte sich praktisch, daß ihr Denken im tiefsten Grunde eine gemeinsame Richtung hat. Es zeigte sich, als Kant, der behutsame, besonnene Kant, Seiner Majestät von Preußen getreuester Untertan, Kant, nach dem „die Bürger von Königsberg ihre Uhren

stellten“, ein leidenschaftliches Interesse an den Ereignissen der französischen Revolution nahm: er sprach nicht leicht mehr ein Wort über solche Dinge mit jemandem, der nicht mit ihm die Erklärung der Menschenrechte als die Epoche eines neuen Weltalters ansah.

Zur Nachweisung jenes Zusammenhanges ist von Rouffeau, und vor allem von dem im „Émile“ enthaltenen Bekenntnisse des savoyardischen Geistlichen auszugehen.

* *

Der savoyardische Geistliche erzählt, daß er durch erschütternde Lebenserfahrungen in einen Zustand völliger Ungewißheit geraten sei: in jenen Zustand des Zweifelns, welchen Descartes als die hervorbringende Bedingung der wahren Erkenntnis schildere. Vergeblich, sagt er, las ich die Bücher der Philosophen; ich fand sie alle kühn, voller Behauptungen, dogmatisch, selbst in ihrem vorgeblichen Skeptizismus. Kant sagte später von sich, er habe das dogmatische Wissen in der Philosophie aufgehoben, zugleich aber auch den Unglauben unmöglich gemacht, welcher allezeit gar sehr dogmatisch ist. Das erinnert dem Worte wie der Sache nach an die Wendung Rouffeaus. Dogmatismus und Skeptizismus sollen in Beziehung auf die großen Grundfragen verworfen und zu einem dritten soll vorgebrungen werden.

Ich sah ein, so fährt der Geistliche bei Rouffeau fort, daß die Philosophen meine Zweifel nur vermehrten. Ich vertraute mich also einem anderen Führer an. Ich sagte mir: Befrage das innere Licht — sollte ich auch dann noch irren, so werden doch die mir tief eigenen Täuschungen mir weniger schaden als Lügen, welche man mir von außen aufdringt.

„Ich muß meine Blicke auf mich selbst richten, um das Werkzeug kennen zu lernen, dessen ich mich bei der ferneren Nachforschung bedienen will.“ Mit diesen Worten leitet Rouffeau den kurzen Entwurf einer Erkenntnistheorie ein. Das Erkennen ist eine Tätigkeit. Wir verhalten uns aktiv in jedem Urteil. Das Urteil, welches die Eindrücke miteinander vergleicht, ist ein spontaner Akt.

Ja, schon die Verbindung der Eindrücke der verschiedenen Sinne zu dem Eindruck eines und desselben Gegenstandes ist ein solcher spontaner Akt; denn verhielten wir uns rein aufnehmend in der sinnlichen Wahrnehmung, so würden wir nicht zu der Einsicht kommen, daß der Körper, welchen wir berühren, und das, was wir zugleich sehen, dasselbe sind; wir würden fünf gänzlich verschiedene Substanzen annehmen, nach Maßgabe der fünf verschiedenen Sinne.

Der Gedanke ist uns aus Kant geläufig. Rousseau nennt das, was hier in seiner Tätigkeit gleichsam belauscht wird, „die sensitive Einheit“, Kant „die Funktion der Einheit in den Urteilen“. Wie Kant sagt auch bereits Rousseau, daß die materialistische Auffassung vom Menschen an dieser Tatsache zunichte wird. Wie Kant setzt auch er bereits hinzu, daß wir von diesem bei seiner Tätigkeit belauschten Ich keine von jener Tätigkeit unabhängige Erkenntnis, keine eigentliche Anschauung besitzen . . .

Im Theoretischen bewährt, gewinnt doch erst im Praktischen die Einsicht in das tiefeigene innere Wesen des Menschen ihre Bedeutung. „Der Raum ist nicht dein Maß; das ganze Weltall tut an Größe dir nicht genug: es ist etwas in dir, was die Fesseln zu brechen versucht, welche es einengen; dein Empfinden, Sehnen, Drängen, dein Selbstgefühl haben ein anderes Prinzip als dieser enge Leib. Der Mensch beherrscht durch vernünftige Anordnung die Elemente, und wo sein Arm nicht hinreicht, da eignet er sich, durch die Betrachtung, noch selbst die Sterne des Himmels an. Ich beobachte, ich erkenne die Dinge und ihre Beziehungen: ich vermag zu fühlen, was Ordnung, Schönheit, Tugend ist; ich vermag das Gute zu lieben und es zu tun. Was könnte ich Edleres wählen, als ein Mensch zu sein!“

In dem gegenwärtigen Zustande des Menschen findet Rousseau freilich das Böse in Herrschaft. Doch hat sich ihm gerade aus der Wahrnehmung so offener Widersprüche sein erhabener Begriff von der menschlichen Seele ergeben. „Ich bin Sklave durch das Böse,“ sagt er, „aber frei durch das Vermögen, mein eigenes Tun als böse zu verwerfen. Ich entdeckte zwei verschiedene Prinzipien in der Natur

des Menschen, ein niederes und ein höheres, eine Überordnung von Instanzen gleichsam. Wiederum eine Tatsache, welche der festen Gegenständlichkeit, der da draußen uns umstehenden Natur nicht entspricht. Ich handle, und zugleich beurteile ich mich. Mit dem höheren Prinzip, dem Vermögen der Beurteilung seiner selbst, gehört der Mensch einer besonderen geistigen Welt an."

Hier ruft Rousseau aus: „Was will es diesem inneren Befunde gegenüber heißen, wenn mich nun, dem Materialisten widersprechend, der Metaphysiker belehrt, die Seele sei eine einfache Substanz!“ Eine Äußerung, die gewiß auf Kant Eindruck gemacht hat. „Ich will nicht mit dir philosophieren,“ betont wiederholt der savoyardische Vikar, „ich will dir beistehen, dein Herz zu befragen. Der Mensch werde sich mit lebendigster Aufrichtigkeit bewußt, was sein Inneres enthält: dies wird ihm die Philosophie ersetzen. Keine Philosophie kann die geringste Überzeugungskraft haben, wenn sie diesem Bewußtsein von dem, was in mir liegt, widerspricht. Dieser innere Befund trete an die Stelle jeder dogmatischen Metaphysik.“

In diesem Begriff vom Menschen haben wir zugleich die Grundansicht Rousseaus vor uns, welche das Bekenntnis des Vikars mit den übrigen Schriften ihrem positiven Gehalte nach verbindet. Das Vertrauen auf eine Tiefe im Menschen, eine Tiefe des vollkommen Guten, des schrankenlosen Reichtums, des unbedingten Wertes: dies Vertrauen beseelt und durchleuchtet überall die Angriffe Rousseaus auf falsche Zivilisation und gibt diesen Angriffen ihre enthusiastische Kraft. In diese Tiefe blickte er, als er die Preisaufgabe von Dijon las; aus ihr kam ihm der Grundgedanke seiner ersten Schriften wie eine Erleuchtung zu. Noch die „Confessions“ wollen an dem ersichtlichsten Beispiele nachweisen, daß derselbe Mensch, welcher durch die Berührung mit den Zuständen der Gegenwart, mit der bestehenden Zivilisation, schlecht wurde, im Grunde dennoch gut sei. Seelenvoll spricht Julie jene Grundanschauung aus; sie selbst das Urbild der „belle âme“, der schönen Seele.

Wir verstehen, daß, wenn die Blicke Rousseaus von jener Tiefe hinweg auf die Begriffsgerippe sich richteten, mit welchen die da-

malige Welt sich auch über die menschlichen Dinge für „aufgeklärt“ hielt, diese ihm armselig erscheinen mußten. Wir verstehen nun aber auch, warum der Blick des Königsberger Denkers auf dem „Émile“ haftete; zum ersten Male und in dieser Weise auch zum einzigen Male traf er inmitten einer durchaus aufgeklärten Welt hier ein Gefühl für die unendliche und unerschöpfliche Tiefe der innermenschlichen Probleme an.

* *

In den Schriften Kants aus den Jahren 1763—66 hat man bisher hauptsächlich den auf unseren Philosophen ausgeübten Einfluß der Engländer hervorgehoben. Unzweifelhaft begegnet sich dieser Einfluß zeitlich mit demjenigen Rousseaus. Kant hat Hume als Moralphilosophen Ende der fünfziger Jahre kennen gelernt (während er sich mit seiner Kritik des Kausalbegriffes erst später vertraut gemacht zu haben scheint). Hutcheson erschien in deutscher Übersetzung 1762; 1763 erwähnt ihn Kant. Dann tritt in seinen Zitaten zu diesen beiden Shaftesbury, und zwar an erster Stelle, hinzu. Der Einfluß dieser Schriftsteller begegnet sich auch der Sache nach mit dem Einflusse Rousseaus, da dieser selbst in vielem mit jenem übereinstimmt, und besonders von Shaftesbury gelernt hat. Gemeinsam ist ihnen allen, Kant, Rousseau und den Engländern, die Beziehung auf innere Erfahrung: Psychologie, Moral, Ästhetik erscheinen durch reichere empirische Beachtung des Gefühles bei ihnen allen neu belebt. Daß aber für die metaphysischen Grundbegriffe aus dem Gefühle der menschlichen Seele Inhalt gewonnen werden solle, wie wir dies von Kant fordern hören, war neu. Und gerade dieser Gedanke verbindet Kant mit Rousseau. Beide nehmen ein Wesentliches jener inneren Befunde an, welches den Menschen als Menschen charakterisiere. Beide glauben von der Wahrnehmung dieses Besonderen im inneren Menschen zu einer Anschauung über die höchsten philosophischen Probleme gelangen zu können, welche dem Banne der bisher gehegten metaphysischen Begriffe sich enthebt.

Hutcheson und Hume lehren übereinstimmend, daß nicht die Kraft verstandesmäßiger Überzeugung, sondern eine unmittelbare Neigung uns dem Guten zuwende. Das interesselose Wohlgefallen am Guten kann von einer anderen Neigung überwogen werden; aber wenn Silber von Gold überwogen wird, ist darum doch auch Silber schwer. Interesselose und interessierte Neigungen stehen nebeneinander wie Silber und Gold; die Metapher bezeichnet sogar die Neigung zum Guten durch das wertlosere Metall; beides sind natürliche Neigungen oder Instinkte. Sie sind natürlich, unmittelbar; insbesondere sind die moralischen Instinkte unabhängig vom religiösen Dogma, wovon vor allen Shaftesburys Schriften überzeugt hatten.

Auf diese Auseinandersetzungen der Engländer bezieht sich Kant in der Schrift über die Grundsätze, indem er sie „einen Anfang zu schönen Bemerkungen“ nennt. Sein eigenes Unternehmen soll also da beginnen, wo jene endeten. Er findet in der englischen Moralphilosophie nur eine bessere Auffassung der Elemente vor, welche er nun zum Ansatze seiner Untersuchungen verwenden will. Darüber sagt er ein andermal in dem schönen und wichtigen Vorlesungsprogramm aus dem Jahre 1765: „Die Versuche des Shaftesbury, Hutcheson und Hume werden diejenige Präzision und Ergänzung erhalten, die ihnen mangelt.“

Worin besteht dieses eigene, ergänzende und bestimmende Verfahren Kants? „Ich werde die Methode deutlich machen, nach welcher man den Menschen studieren muß; diese Methode der sittlichen Untersuchung ist eine schöne Entdeckung unserer Zeiten“ — nicht eine Entdeckung der Engländer, oder wenigstens nicht ihrer allein, denn Kant will vermöge dieser Methode über ihre Versuche hinausgelangen; die Worte, welche diese Methode näher erläutern, weisen vielmehr auf Rouffseau: „Wir studieren den Menschen; nicht allein denjenigen, der durch die veränderliche Gestalt, welche ihm sein zufälliger Zustand eindrückt, entstellt und als ein solcher selbst von Philosophen fast jederzeit verkannt worden; sondern die Natur des Menschen, die immer bleibt, und deren eigentümliche Stelle in der Schöpfung, damit man wisse, welche Vollkommenheit ihm im Stande der rohen,

und welche ihm im Stande der weisen Einfalt angemessen sei.“ Die Merkzeichen der Beziehung auf Rousseau sind der Gedanke eines zufälligen, entstellenden Zustandes des Menschen und die Wendung von einer rohen und einer weisen Einfalt.

Die Engländer hatten den Sinn für das Gute als Wohlwollen und Mitleiden beschrieben. Kant analysiert das Mitleid, wie es in dem gegenwärtigen Zustande der Menschheit sich zeigt. Es zeigt sich mannigfach bedingt. Es ist abhängig von dem Zustande, in welchem sich der Teilnehmende befindet: der Industrielle, der den ruhigen Genuß ländlicher Zurückgezogenheit sich zum Ziele eines ruhelosen Geschäftslebens setzte, wird kein Mitleiden für den gestürzten Minister empfinden, der sich auf seine Güter zurückzieht. Das Mitleid ist ferner abhängig von dem Zustande des zu Bemitleidenden, nicht der wahren Bedeutung, sondern dem individuellen Gefühle des Leidenden nach: das Gefühl des Mitleidens kann sich auch einem völlig eingebildeten Unglück gegenüber einstellen. Wenn in dieser Weise bedingt, so hat das Mitgefühl nach Kant nichts mehr mit Moralität zu tun; das Mitleiden bedarf, um moralisch bedeutsam zu werden, einer Bestimmung. „Diese gutartige Leidenschaft ist jederzeit blind. Wenn aber die allgemeine Wohlgewogenheit gegen die Menschheit in euch zum Grundsatz geworden ist, dann ist die Liebe gegen den Notleidenden aus einem höheren Standpunkte in das wahre Verhältnis gegen eure gesamte Pflicht versetzt worden. Dann lautet die Sprache des Herzens: Ich muß jenem Leidenden zu Hilfe kommen; nicht daß er etwa mein Freund oder Gesellschafter wäre. . . er ist ein Mensch, und was Menschen widerfährt, das trifft auch mich. Nun stützt sich das Verfahren des Helfenden auf den höchsten Grund des Wohlwollens in der menschlichen Natur. Das Gefühl von der Schönheit und der Würde der menschlichen Natur lebt in jedem Menschen und erstreckt sich viel weiter als die besonderen Gründe des Mitleidens und der Gefälligkeit. Das Bewußtsein dieses Gefühls ist der Grundsatz wahrer Tugend.“ Sehr ähnlich verfährt Rousseau, auf das Mitleiden sich beziehend, im „Émile“. Auch er schließt: Man lerne, sich unabhängig von der sozialen Lage in den

anderen zu verfehen. Der Bornehme foll fich in die Seele des Niederen verfehen; er foll die Menschheit als folche achten, den Menschen als Menschen ehren. Diefes Mitgefühl hat unbedingten Wert; jeder Menfch hegt es, oder wer es nicht hegt, von dem ift auszufagen, daß fein Inneres nicht eigentlich lebt.

Hier fehen wir Rouffeau und Kant, von dem Ausgangspunkte der Engländer her, in genau der gleichen Richtung weiterschteiten, und fo verchieden ihre Wege fich fernerhin in ihren einzelnen Wendungen geftalteten, haben fie fich doch im ganzen betrachtet auch dem leichen Ziele zubewegt.

* * *

Diefes gemeinfame Ziel verfuchen wir nun genau zu bezeichnen. Es ift dies: eine höhere Weltanfchauung zu gewinnen unter einem Gefichtspunkte, welchen in das Auge zu faffen die Betrachtung des inneren Menschen nötigt.

Rouffeau lehrte: Die Moralität beruht auf dem Urteil, welches wir felbft über unfere Handlungen fällen. Es ift diefem gegenüber merkwürdig zu beachten, daß die englischen Moralphilofophen auf das Urteil des Zufchauers einer Handlung fich zu beziehen pflegen. Denn gerade hier knüpft der Genfer Denker feine fpekulativen Folgerungen an. Die Tatsache der inneren Stimme des Gewiffens beweift, daß wir frei find; fie läßt als möglich abfehen, daß wir unfterblich find. „Conscience! conscience! instinct divin, immortelle et céleste voix, qui rends l'homme semblable à Dieu! c'est toi qui fais l'excellence de sa nature et la moralité de ses actions.“ Auf diefer einen Tatsache ruht alles — „grâce au ciel,“ ruft Rouffeau aus, „nous voilà délivrés de tout cet effrayant appareil de philosophie.“

Was Rouffeau hier bezeichnet, nennt Kant den moralifchen Glauben. In den Träumen eines Geifterfehlers (1766) heißt es: „Es fcheint der menschlichen Natur gemäßer zu fein, die Erwartung der künftigen Welt auf die Empfindungen einer wohlgearteten Seele, als umgekehrt ihr Wohlverhalten auf die Hoffnung der anderen Welt zu gründen. So ift auch der moralifche Glaube bewandt, deffen Einfalt mancher Spitzfindigkeit des Vernünftelns überhoben fein

kann, und welcher einzig und allein dem Menschen in jeglichem Zustande angemessen ist, indem er ihn ohne Umschweif zu seinen wahren Zwecken führt.“ Für Rousseau und Kant gewinnt die aufgefundene Norm des menschlichen Wesens die Bedeutung, daß sie als Anhalt im Reiche des Übersinnlichen dienen kann. Die innere Verwerfung des Bösen durch das Gewissen kündigt eine höhere Ordnung der Dinge im Menschen an.

In handschriftlich hinterlassenen Zusätzen zu den Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen (1764) hat Kant sich am entschiedensten über seine Stellung zu Rousseau ausgesprochen. „Rousseau hat mich zurechtgebracht“, heißt es da. „Rousseaus Buch (über Erziehung der Jugend) dient, die Alten zu bessern.“ Kant rühmt Rousseau als Schriftsteller; seine Begabung gilt ihm als beispiellos; wenn er dies ausführt, nennt er „die ungemeine Scharfsinnigkeit“ zuerst, was darauf hinweist, daß er keineswegs nur von Rousseaus Enthusiasmus allgemein hin angesprochen worden ist, sondern daß er seine philosophischen Ansichten ernst beachtet hat. Kant sagt ferner: „Rousseau verfährt synthetisch und fängt vom natürlichen Menschen an; ich verfare analytisch und fange vom gesitteten an“; das gemeinsame Vorhaben, die Norm des wesentlich und eigentümlich Menschlichen festzustellen, führt Rousseau so aus, daß er darauf als auf das schlicht Natürliche im Sinne einer einfachen, von selbst einleuchtenden Voraussetzung hinweist, Kant so, daß er eine solche Norm als Ideal aus dem gegenwärtigen Befunde der sittlichen Anschauungen darzustellen versucht — die große Verschiedenheit der beiderseitigen Methode, welche sich im Verlaufe der philosophischen Arbeit Kants noch steigerte. Nun aber der Ausspruch, der uns hier besonders angeht und dessen vollständige Erklärung die Stärke des von uns betrachteten Einflusses erst vollends deutlich macht. „Rousseau entdeckte das versteckte Gesetz, nach welchem die Vorsehung durch seine Beobachtungen (über den Menschen) gerechtfertigt wird.“ „La providence est justifiée“, sagt Rousseau selbst im Bekenntnis des Vitars: die innere Erhabenheit des Menschen über das Böse, auch wenn es in der ganzen Welt in Herrschaft ist, beweist die Nichtmaterialität der

Seele; die Immaterialität der Seele läßt absehen (obwohl nicht erkennen), daß sie unsterblich ist; sie erschließt den Blick auf eine ewige Gerechtigkeit. Der Schluß, welcher hier Kants Beifall gewann, ruht darauf, daß das Gute sich in dieser Welt nicht verwirklicht (wodurch eben die Seele ihres Wesensunterschiedes von der Welt inne wird).

Gewiß ist, daß Kant auf diese Wendung des „Bekanntnisses“ Wert legte. Denn gerade in Verbindung mit dieser letzteren Äußerung spricht er sich am entschiedensten über die allgemeine Bedeutung Rousseaus aus. „Rousseau entdeckte zu allererst unter der Mannigfaltigkeit der menschlichen angenommenen Gestalten die tief verborgene Natur des Menschen und das versteckte Gesetz, nach welchem die Vorsehung gerechtfertigt wird.“ Er stellt hier Rousseau mit Newton und dessen Enträtselung des Baues der äußeren Welt zusammen. Von seinen eigenen Arbeiten sagte er im engsten Zusammenhange mit dieser Würdigung Rousseaus: „Wenn es irgend eine Wissenschaft gibt, die der Mensch wirklich bedarf, so ist es die, welche ich lehre, die Stelle geziemend zu erfüllen, welche dem Menschen in der Schöpfung angewiesen ist, und aus der er lernen kann, was man sein muß, um ein Mensch zu sein.“ Hier erklärt sich, wie Kant an Mendelssohn schreiben konnte: „Das wahre und dauerhafte Wohl des menschlichen Geschlechtes kommt auf Metaphysik an“ — und zugleich, was unter „Metaphysik“ in dieser Brieffstelle zu verstehen sei.

* *

„Was den Menschen über sich selbst (als einen Teil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Verstand denken kann und die zugleich die ganze Sinnenwelt unter sich hat, ist die Persönlichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, doch zugleich als ein Vermögen eines Wesens betrachtet.“ Mit diesem Worte berühren wir ein höchstes Ergebnis der gesamten Denkweise Kants. Diese Anschauung von der Persönlichkeit zeigt ihn im Zusammenhange der großen Epoche, welche wir mit Goethes und Schillers Namen bezeichnen. Die rein menschliche Persönlich-

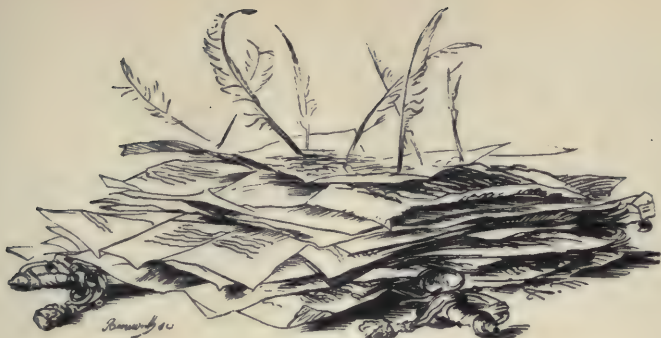
keit sollte durch diese Epoche entdeckt und als fernerhin unverlierbares Ideal dem Geistesleben angeeignet werden. Es ist ein Gedanke, um eine Kantische Wendung zu gebrauchen, keine wahrnehmende Erkenntnis. Es ist ein beständiger Anspruch an das hervorbringende Vermögen des menschlichen Inneren, Persönlichkeit darzustellen, Freiheit zu verwirklichen. Kant schreibt noch 1796, immer neu begeistert von der Glut dieser inneren Anschauung: „Das ist nun das Geheimnis, welches nur nach langsamer Entwicklung der Begriffe des Verstandes und sorgfältig geprüften Grundsätzen, also nur durch Arbeit fühlbar werden kann... Diese Frage regt durch das Erstaunen über die Größe und Erhabenheit der inneren Anlage in der Menschheit und zugleich die Undurchdringlichkeit des Geheimnisses, welches sie verhüllt (denn die Antwort: Es ist die Freiheit, wäre tautologisch, weil diese eben das Geheimnis selbst ausmacht), die ganze Seele auf. Man kann nicht satt werden, sein Augenmerk darauf zu richten.“

Herrlicher, wunderbarer Mann! Welche Welt bargst du in dir!

Wenn wir diese Sätze Glied für Glied betrachten, so sehen wir ein bis dahin unerschautes prächtiges Gewächs vor unseren Augen machtvoll sich entfalten; es strebt empor; wir sehen es die Hüllen sprengen, mit welchen das Mißverständnis seiner wahren Beschaffenheit (sei dieses Mißverständnis sogenannt materialistischer, sei es begrifflich metaphysischer Natur) den Keim des Gewächses umschalte.

Diesen Keim aber finde ich wohl bewahrt und deutlich sichtbar in Rousseaus Schriften; ich finde ihn erkenntlich in den Sätzen des Bekenntnisses des savoyardischen Vikars.





Friedrich der Große

IV.

Im Banne Voltaires

Uns Jünglingen, denen, bei einer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe, als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns selbst und andere immer vor Augen schwebte, war die partielle Anredlichkeit Voltaires und die Verbildung so vieler würdigen Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir bestärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn.
Goethe („Dichtung und Wahrheit“).

Mein Herr, obschon ich nicht das Vergnügen habe, Sie persönlich zu kennen, sind Sie mir doch durch Ihre Werke nicht weniger bekannt. Das sind Geisteschätze, wenn man sich so ausdrücken darf, und Meisterstücke, mit so viel Geschmack, Feinheit und Kunst gearbeitet, daß ihre Schönheiten bei jeder Lektüre wieder neu erscheinen. Ich glaube, aus ihnen den Charakter ihres scharfsinnigen Verfassers erkannt zu haben, der eine Zierde unseres Jahrhunderts und des menschlichen Geistes ist“ . . .

Am 8. August 1736 schrieb Kronprinz Friedrich den ersten Brief an Voltaire. Das lange Schreiben begann mit den eben mitgetheilten Worten und atmet unbedingte Bewunderung und Dankbarkeit.

„Sie verbinden mit der Eigenschaft eines ausgezeichneten Dichters eine Anzahl anderer Kenntnisse, die wohl einige Verwandtschaft mit der Poesie haben, ihr aber doch erst durch Ihre Feder ganz zugeeignet worden sind. Noch nie brachte ein Dichter metaphysische Gedanken in Verse: diese Ehre war Ihnen zuerst vorbehalten. Eben jene Vorliebe, die Sie in Ihren Schriften für die Philosophie zeigen, bestimmt mich, Ihnen die Übersetzung zu schicken, die ich von der Anlage und Rechtfertigung des Herrn Wolff [Philosoph in Halle, durch Anlage orthodoxer Theologie des Landes verwiesen] habe anfertigen lassen, des berühmtesten Philosophen unserer Tage; weil er in die dunkelsten Winkel der Metaphysik Licht brachte und diese schwierigen Gegenstände ebenso erhaben wie bestimmt und klar behandelte, hat man ihn grausam des Unglaubens und des Atheismus beschuldigt. Das ist das Los der großen Männer: ihr überlegener Geist setzt sie stets den giftigen Pfeilen der Verleumdung und des Neides aus“ . . .

Hier, auf dieser ersten Seite des Briefes, haben wir die Elemente beisammen, die den preussischen Kronprinzen und den französischen Schriftsteller zueinanderzogen: Poesie, Philosophie und das Recht freien Denkens.

Die Schriftstellerei Voltaires steht in scharfem Gegensatz zu dem Empfinden eines Rousseau. Voltaires Dichten und Reden ist eine Reizung des klaren Verstandes und der immer beweglichen Nerven. Er dringt nicht in den inneren Ring der Seele vor; er hat zwar rhetorische Energie, aber weder Charaktertiefe noch Gemütswucht. Seine Werke sind prickelnder französischer Sekt, ein Lurusgetränk, das den Kenner entzückt, keine Nahrung für die Volksseele.

Man darf diese nachklassische Verstandes- und Formentkultur nicht moralisch beurteilen. Sie ist amoralisch. Das weibliche Element ist — ganz anders als Rousseaus gleichfalls nicht von Sinnlichkeit freie „schöne Seele“ oder Klopstocks edle Schwärmerei — eine Nerven-erregung, ein Gegenstand des Genusses oder der Ränke; jene Marquisen und Maitressen ehren weder ihren Körper noch empfinden sie etwas wie frauliche Seelenwürde. Man braucht sich unter dem vielen, was seit dem Zeitalter der „trois mousquetaires“ unter Richelieu

und Mazarin bis zur berüchtigten Halsbandgeschichte unter Marie Antoinette diese Luxuskultur verunziert hat, nur die unreinlichen Vorgänge am Hofe des Erzkönigs Stanislaus zu Lunéville zu vergegenwärtigen.

Wir kennen die Trachten und Frisuren jener Zeit aus den Gemälden Watteaus. Es ist nicht überschäumende Sinnlichkeit der vollblütigen englischen Renaissance; es ist gallisch-weichliche Lust am Düpieren, es ist Lüfternheit unbeschäftigter Hofkreise, es ist das schwahafte Gegenstück zur altgermanischen Achtung vor dem Ewig-Weiblichen. Auch das Geschlecht war — und ist — den Genüßlingen dieser Art ein Champagner oder eine Trüffelpastete. In den inneren Kreis des Mystariums „Weib“, wo hinter und trotz aller natürlichen Sinnhaftigkeit die Mutter, die Vestalin, die Beatrice ihr Heim hat, drang diese Kultur so wenig vor wie in das Wesen wahrer Poesie.

Voltaire mutet uns wie ein glänzend zusammenfassender Spätling dieser Epoche eines Louis XIII., XIV., XV. an, ein Gasconner und Kaufdegen der Literatur, ein Thersites und Mephisto in langem Rock mit Galadegen, ein Nachfahre der Ritter Bayard, du Guesclin, Cyrano de Bergerac ohne deren offenen Mut: denn man hat etwa 137 Decknamen zusammengezählt, unter denen sich dieser geschmeidige und verlogene Schriftsteller zu verstecken pflegte. Sein Stil rasch, biegsam, energisch; voll Stacheln und Disteln; mit hagerem Feuer immer wieder durchgearbeitet, denn Voltaire war, wie er ein Genie geistreicher Unterhaltung war, auch besessen von der Leidenschaft des Schreibens. „Ich habe den Teufel im Leibe; den muß man aber auch in sich haben, um etwas zu leisten.“ Er diktirte seine Schriften und Briefe so schnell, daß sein Sekretär kaum folgen konnte. Noch als 67jähriger Greis schrieb er in sechs Tagen ein Drama. „Die Wut bemächtigte sich meiner an einem Sonntag“, bemerkt er darüber, „und verließ mich erst am folgenden Sonnabend. Ich reimte und schmierte in einem fort, denn der Gegenstand riß mich mit vollen Segeln hin.“ Und mit 73 Jahren schreibt er: „Ich führe Krieg nach allen Seiten. Ich lade mein Gewehr mit Salz, wenn ich gegen die einen kämpfe, und mit grobem Geschloß, wenn es gegen andre geht.

Ich schlage mich besonders verzweifelt, wenn man die Schamlosigkeit so weit treibt, daß man mich beschuldigt, kein guter Christ zu sein. Und nachdem ich mich gehörig herumgeschlagen habe, muß ich schließlich lachen.“

Da haben wir Voltaires Zustand. Immer im Hintergrund ein „sourire“, ein Lachen, das wir mit Muffet (Rolla, IV) nicht bloß „hideux“ nennen wollen, das vielmehr recht oft ein heiter-launiges Lachen ist — ein Bedürfnis eben der reizbaren Nerven, die zuvor noch tobten. Er ist ein Meister des Pamphlets, der Satire und der Epistel in Vers und Prosa. Energie und Klarheit zeichnen auch seine geschichtlichen Werke aus; und etwas wie Dramatik gelang diesem Hypnotiseur gleichfalls nach so viel Vorarbeit von Racine und Corneille. Die Formen waren gegeben; und glänzend beherrschte Voltaires äußerliches Stilgefühl die Formen und gab aus Eigenem viel Geist und viel Leidenschaftlichkeit (keine tiefere Leidenschaft) hinzu.

Mit eben dieser Reizbarkeit nahm er sich in berühmten Prozessen (Calas, Sirven usw.) verfolgter Unschuld an. Als hartnäckig bekämpfter Feind stand für ihn immer in Gesichtswerte jeder unduldsame Fanatismus, besonders der Kirche. Sein Eintreten für Unterdrückte, wobei dieser geborene Rechtsanwalt und Sohn eines Notars unzählige Briefe und Bittschriften versandte, ebenso wie seine vielfache Wohltätigkeit — beides ist ebenso echt wie seine aufgeregten Zwistigkeiten wegen angeblicher oder wirklicher Übervorteilung, Beleidigung und sonstiger kleinlicher Wespenstiche, mit denen just ihn die böse Welt verfolgte. Und aus dieser Gereiztheit, aber auch aus Launen und Rantänen flogen wieder seine eigenen ungezählten Verletzungen in die Welt hinaus. Es war ein seltsamer Magnetismus in diesem lebenszähnen Genie, das die Könige Europas so lange beschäftigte und der öffentlichen Meinung niemals Ruhe ließ.

Wie weit hat dieser Beunruhiger sein Jahrhundert wahrhaft gefördert? Das läßt sich, neben den Wirkungen weit modernerer, weil fester in der Natur der Dinge gegründeter Geister wie Diderot, Montesquieu, Rousseau und anderer Vorkämpfer schwer feststellen. Seine Lebensanschauung ist kein Skeptizismus zu nennen wie die

des besonnenen Montaigne; auch nicht Moralismus, wie er uns in Labruyère, Bauvenargues, La Rochefoucauld entgegentritt. Was er von den englischen Deisten oder sonstwoher aufgreift und verarbeitet, setzt er in Subjektivismus um. Es ist geistreiche, lebhafte Rhetorik mit dem allerdings praktischen Zweck der Aufklärung und Befreiung; aber jungenhaft, philosophisch betrachtet, neben Kants festgegründetem Mannestum. Guter, klarer Geschmack nebst glänzender Wirkung sind ihm wertvoller als sachliche Wahrheit an und für sich.

Wir begreifen, daß dieser geniale Literat den König fesseln und beleben mußte. Es ist das Verhältnis zweier Elektrizitäten; sie ziehen sich an und stoßen sich ab. Es wimmelt von „coquin“ und „fripon“ (Schuft und Schelm) in des Königs Gesprächen, wenn er auf Voltaire kommt: aber noch in derselben Minute ist er wieder vom Stilisten entzückt, ohne sich durch dessen Zynismen stören zu lassen.

Nieszsche, mit Voltaire verwandt, spricht einmal die bekannten Worte, die Deutschen hätten noch nicht gelernt, „an einer Seite Prosa wie an einer Bildsäule zu arbeiten“ (Menschliches, Allzumenschliches, II, 95) und rühmt Lessings „echtfranzösische Tugend“, daß er als Schriftsteller „seine Dinge im Schauladen gut zu ordnen und aufzustellen“ wußte. Diese Bewußtheit und Klarheit, zugleich eine anmutige Energie des Rhythmus in Vers und Prosa, besaß der verstandeshelle Formalist Voltaire in hohem Maße. So war er nicht nur zum Formenmeister geschaffen, der des Königs französische Verse verbesserte; er war in dieser Klarheit auch geistig mit dem König verwandt: frei von Aberglauben, von Mystik, von allem Zwielicht des Glaubens, der Träume, des Sehertums — taghell und immer gesellig.

Für den tätig und taghell unverträumten König war dies der bestimmende Vertreter von Poesie und höchster Bildung.

Ein Brief oder Buch von Voltaire war für den Einsiedler ein Jubel. Und dies Verhältnis erhielt sich trotz aller Störungen und Verstimmungen bis zu Voltaires Tod (30. Mai 1778). Noch dies Ereignis gab dem König Anlaß zu einer zusammenfassenden „Lobrede auf Voltaire“, die in der Berliner Akademie öffentlich verlesen wurde.

Voltaire's letzter Brief an den König (1. April 1778) schloß mit den Worten: „Sie haben die Vorurteile besiegt, wie Sie Ihre anderen Feinde besiegt haben. Sie genießen Ihre Schöpfungen jeder Art. Sie sind der Besieger des Aberglaubens und der Beschützer der deutschen Freiheit. Leben Sie länger als ich, um alle die Herrschaften, die Sie gegründet haben, auch zu befestigen. Möge Friedrich der Große auch Friedrich der Unsterbliche sein!“

Und in gleicher Tonart hatte kurz zuvor Friedrich's letzter Brief an Voltaire geschlossen (25. Januar 1778): „Leben Sie, leben Sie, um Ihre glänzende Laufbahn fortzusetzen, zu meiner und aller denkenden Wesen Freude. Dies sind die Wünsche des Einsiedlers von Sanssouci. Vale!“



Tagebuch

Chamberlains Kant. Unfre Wanderungen nach Weimar sind keine herkömmliche Literatur, da wir unser Augenmerk auf das richten, was hinter und jenseits der Literatur das Literatur-Wirkende ist. Unsere Blätter sind gleichsam „Prolegomena“: Untersuchung und Festigung des Grundes, auf dem gebaut wird.

Was wir im Kleinen, durchzogen von Poesie, hier vornehmen, das bedeutet Kant innerhalb der großen Geistesgeschichte. Er hat eine besondere Stellung; er geht auf die Grundgesetze zurück, er bedeutet Selbstbesinnung und besonnene Beschränkung auf das Mögliche. Eine Achtungsbezeugung vor Kant gehört in die Mitte dieser „Wege nach Weimar“.

Da kommt uns eine so ungewöhnliche Persönlichkeit wie Houston Stewart Chamberlain recht zuustatten. Schon seine „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ sind ein befruchtendes Werk von weitgehender Wirkung. Wer solchen großzügigen Anregern Einzelheiten verdrießlich nachrechnet, mit dem mag ich nicht gern zu tun haben; für Grämlinge schreiben lebensvolle Männer nicht. Bei tapfrem Zuschreiten werden Halme zertreten und Käfer zerdrückt, nicht absichtlich, nicht aus Leichtfinn, sondern weil es notwendig ist, quer hindurch stracks auf das vergessene große Ziel loszumarschieren.

Chamberlain ist am 9. Sept. 1855 zu Portsmouth geboren als Sohn eines englischen Kapitäns, des späteren Admirals. Er verbrachte die ersten Lebensjahre in Versailles bei seiner Großmutter, der Witwe des Diplomaten Sir Henry Chamberlain, Baronet, und besuchte dort das Lycée imperial. Später war er Schüler von Cheltenham College, verließ aber England 1870 und entsagte aus Gesundheitsrücksichten der beabsichtigten militärischen Laufbahn. In Begleitung des jetzigen Gymnasialoberlehrers in Stettin, Prof. Otto Runze aus Stralsund, bereifte er die Schweiz und die Riviera und vertiefte sich zum erstenmal in die deutsche Sprache. 1878 heiratete er die Tochter eines preussischen Justizrats. Ein Jahr darauf ließ er sich als Student in Genf immatrikulieren und

widmete sich naturwissenschaftlichen Studien (Botanik). Er lernte dann (Dresden) Wagners Welt kennen: 1885 erschien sein erster Aufsatz „Notes sur Lohengrin“ in der Revue Wagnérienne; 1888 sein erster Aufsatz in deutscher Sprache: „Die Sprache in Tristan und Isolde und ihr Verhältnis zur Musik“. Bekannt ist auch seine große Biographie Wagners. Nach einigen Reisen im Osten von Europa widmete er sich seiner schriftstellerischen Arbeit.

Also ein homo europæus, der aus England über Frankreich nach Deutschland schritt und nun in Wien lebt. Er gehört in den Bezirk eines Richard Wagner, Gobineau und Heinrich von Stein.

Daß man es hier nicht mit einem Formalisten zu tun hat, sondern mit einem Vollmenschen, liegt auf der Hand. Es ist suggestive Kraft in seiner oft glänzenden Darstellung; seine germanische Streitbarkeit, die auch im „Kant“ öfters durchbricht (besonders z. B. S. 694 ff.), ist ein wichtiger Erregungsfaktor; sie ist auch unter der Decke vorhanden und gibt ihm Stil-Energie. Zu allem, was er anfaßt, nimmt er persönliche Stellung, arbeitet es in seinen tätigen Organismus ein. Er braucht Spielraum, dieser Länderdurchschreiter, und braucht Stoffmassen.

Nachdem ich wieder mehrere Fachkritiken mit seinem Kantwert verglichen (besonders bezeichnend in den „Kantstudien“!), bestärkt sich mir die Schätzung — Chamberlains. Nicht als ob jene Akademiker nicht auch „recht“ hätten: es fragt sich aber, was das Wesentliche ist. Das Wesentliche lebt und glüht verteilt in dem ganzen, auch dem irrenden Chamberlain. Die „Kölnische Zeitung“ (4. November 1906) überträgt nicht, wenn sie sagt: „Unter allen Männern, die um die Jahrhundertwende ihrer Zeit prüfend den Puls fühlten, hat keiner auch nur annähernd auf das Denken der intellektuellen Oberschicht einen so breiten und nachhaltigen Einfluß ausgeübt wie dieser Engländer, der in deutscher Sprache so machtvoll zu uns redet.“

Es ist ratsam für jeden, der sich mit Chamberlain beschäftigen will, zunächst die „Grundlagen“ zu lesen: sie sind soeben in billiger und guter Volksausgabe erschienen (geh. 6 Mk., geb. 7,20 Mk.). Dort schon weist Chamberlain auf Kant hin. Und nun hat er diesem Denker und Lebensdeuter ein besonderes Werk gewidmet (München, Bruckmann, 10 Mk., geb. 12 Mk., 786 Seiten).

Er führt uns einen weiten Weg: er führt uns über Goethe, Leo-

nardo, Descartes, Bruno, Plato. Wohl bleibt der Verfasser bewundernswert geistesfrisch; aber diese Reise verlangt Schrittlänge. Ich persönlich liebe — grade bei Kant — ein straffes „ins Enge bringen“.

„Nicht Zufall ist es, wenn die erste vollständige und diplomatisch genaue Ausgabe der sämtlichen Schriften und Briefe Kants im Jahre 1900 zu erscheinen begann. Das neue Jahrhundert bedarf dieses starken Schutzgeistes, der von seiner Weltanschauung urteilen durfte, sie bewirke eine der kopernikanischen analoge Umänderung der Denkart.“ So heißt es auf der ersten Seite. Ihm ist Kant „Grundpfeiler der Kultur der Zukunft“. Chamberlain ist der Überzeugungs: „Für jeden gebildeten und gesitteten Menschen besitzt das Denken Kants vorbildliche Bedeutung; es bewahrt vor den beiden entgegengesetzten Gefahren: priesterlichem Dogmatismus und wissenschaftlichem Aberglauben — und es stärkt zur hingebenden Erfüllung der Lebenspflichten.“ So ziehen sich persönliche Bekenntnisse zu Kant durch das ganze Buch. „Für mich persönlich hat Kants Schule die größte Kraft im Leben bedeutet“: Chamberlain verdankt ihr „Entsagung, die nicht Kleinmut ist“, „Raum zum Atmen, Ruhe zum Nachsinnen“; „man lernt sich selbst befehlen, man verlernt das Fürchten.“

Kant ist ihm also besonders wichtig als Lebensdeuter. Und hierhin — Deutung des Lebens und Ermütigung zu bedeutender Lebensführung — strebt Chamberlains schriftstellerische Tätigkeit. In seiner Dankbarkeit legt er nun vielleicht zu viel Nachdruck grade auf diesen seinen persönlichen Meister und Führer Kant. Wenn uns ein anderer oder eine Mehrheit zu jenen hohen Eigenschaften führt, oder wenn Lebensschicksale wesentliche Führung übernehmen — es ist uns ebenso recht. Nicht der Heros ist das Wichtige, sondern die Kräfte, die sich durch ihn entwickeln. Und dann: Ist Kants Systematik wirklich nicht zu trennen von den aus ihm ausstrahlenden moralischen Kräften? Dann wehe den Armen, die sich durch eins der schwersten Werke der Weltliteratur, durch Kants „Kritik der reinen Vernunft“, hindurcharbeiten sollen, um in höhere Gemeinschaft zu gelangen! Aber ich meine, es gibt viele Tore, durch die man in die eine Stadt Gottes eintreten kann.

Dies Kant-Werk setzt ein mit Goethe und dessen Gespräch mit Schiller über die Urpflanze: hier wird von vornherein „Idee“ und „Erfahrung“ (Verstand und Sinnlichkeit) getrennt; aus Gegenspiel und Verknüpfung beider entsteht Erkenntnis. Es ist ein glückliches, anschau-

liches Beispiel. Schon hier, und im Verlauf des Buches noch oft, weben sich ganze Abhandlungen in den Vortragston ungezwungen ein, z. B. über Metamorphose, Farbenlehre, Evolutionstheorie. Leonardo gibt Anlaß, über Optik zu sprechen, Descartes über Analyse und Infinitesimalrechnung (hier wadet man nur schwer mit), Bruno über den Mythos im Unterschied von philosophischem Denken. Gern hört man ihn über Plato (S. 399 ff.) oder Descartes (S. 178 f.) aus dem Vollen reden. Und wo er über herkömmliche Wortprägungen wie „transzendental“, „Kategorien“ usw. bei Kant selber spricht, setzt er besondere Lichter auf.

Und doch: es ist etwas in dem ganzen Bau und im Vortragstil des Buches, was mich wie ein feiner innerer Widerspruch anmutet. Es ist schwer zu sagen, woran das liegt. Die Grundveranlagung der hier vorgeführten Männer sichtet der Verfasser nach den zwei Gesichtspunkten „Denken“ und „Schauen“. Er variiert nun diese beiden Vermögen in „Denken nach innen, Schauen nach außen, Schauen nach innen, Denken nach außen“ — und wandert mit diesem Maßstab hinter dem Rücken, gleichsam als Methodiker, an lebendigen und großen Menschen vorüber. Da liegt für mich, im Gefühlsbereich störend mitschwingend, etwas Schematisches, etwas Konstruktives — etwas, was dem natürlichen Leben widerspricht. Teils ist dies Geschichte, unbefangenes Anschauen erforderlich, teils aber ist es in bestimmten Gesichtspunkten befangene Methodik. Und so empfinde ich diese lebendigen Menschen ein wenig zu Kategorien, zu Beispielen erniedrigt, auf Formeln abgezogen — oder wie ich es sonst nennen soll. Und dann noch eins: Sind nicht schon die Worte „innen“ und „außen“ selber Rätsel? Und schließlich: Wie hätte sich wohl Kant, der Begner Herders, zu Chamberlains großzügiger Rassenlehre und Kulturgliederung gestellt? ¹⁾

Ich persönlich weiß nicht gar viel über Brunos, Leonardos, Descartes' und sogar Platos wahre und wirkliche Welt, über germanische Rasse, arische Religion usw. Man holt sich von hier und da Steine, oft aus Trümmerstätten, und baut sich langsam seine Lebensburg auf. Zu Kant bin ich von Schiller aus gekommen. Schiller kann ich fassen,

¹⁾ Wie ich selber zur Rassenlehre stehe, habe ich im Aprilhefte der „Wege nach Weimar“ (B. I, S. 241: „Der Kern der Rassenfrage“) ausgeführt. Es ist 'eine praktische Stellungnahme von seellichem Standpunkt aus. Nur eine Rasse hat für mich praktischen Wert: Die jedem guten Willen zugängliche Edelrasse großer Seelen. L.

Schiller ist warm und nahe. Und so hätte ich persönlich den Kreis enger gezogen: Kant, Schiller, Goethe. Und freundlich hätten von allen Seiten her andre und fernere Großen uns begleiten können; die ganze Weltliteratur konnte sich um diese feste Dreieck gruppieren.

Doch — so hat jeder seine Art. Chamberlain kreist in größeren Ellipsen schwungvoll um seine Sonnen. Wir nehmen ihn, wie er ist, dankbar für das Gebotene. —

Es folgen hier noch einige Stilproben. Und das Schlußheft dieses Bandes wird, wie über Friedrich den Großen, auch über Kant die nötige Literatur angeben.

Aus Chamberlains „Kant“:

. . . „Wie das Herz das lebende Zentrum unseres Körpers ist, woher alles Blut entströmt und wohin alles Blut wieder zurückfließt, so ist das Auge der Mittelpunkt von Goethes geistigem Leben. ‚Das Auge war vor allen andren das Organ, womit ich die Welt faßte‘, sagt er selber in Dichtung und Wahrheit (6. Buch). Beinahe alle entscheidenden Eindrücke seines Lebens nimmt er durch das Auge auf; um Schiller zu lieben, muß er ihn sehen. Sein Auge ist ein ewig unersättliches Organ, und was er gesehen hat, das hält der Organismus fest und wandelt es um zu Fleisch und Blut und Knochen“ . . .

„Freilich, was sollte das Auge, die Brücke, wenn nicht da drinnen im dunklen Burgsaal ein König auf Gäste wartete, ein zaubermächtiger König, der alles nach seinem Willen umformt, der die unübersehbare Mannigfaltigkeit der Natur nach menschlichem Maß übersichtlich ordnet und zugleich aus der Welt des Gesetzes und der Unempfindlichkeit die Welt der Freiheit und des Gemütes gestaltet?“ . . .

„Ein wirkliches Schauen gibt es ohne Denken nicht. Ein großer Erschauer muß also auch ein großer Denker sein. Und welche Rolle speziell bei Goethe das Denken als Organ des Schauens gespielt haben muß, können Sie schon aus seinem Selbstbekenntnis entnehmen: ‚Kein eigentlich scharfes Gesicht. Daher die Gabe, die Gegenstände anmutig zu sehen‘; und aus dem andren: ‚Mein Anschauen selbst ist ein Denken‘“ . . .

„Goethe hat uns später erzählt, mit welcher ‚unbewußten Naivität‘ er zu philosophieren pflegte, ehe Schiller und Kant ihn aufgeklärt hatten. Er steckte tief schon in ziellosen Bemühungen über die ‚Urpflanze‘

und das ‚Artier‘ . . . Da erschien Schiller und rüttelte ihn aus dem unkritischen Schlummer auf. Schon anderthalb Jahre nach jener ersten Begegnung wußte es Goethe genau: Das Urbild, nach dem er gesucht hatte, gelte ‚nicht den Sinnen, doch dem Geiste‘. Er hätte also Schiller nicht mehr sarkastisch zurufen können: ‚Es kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen mit Augen sehe‘; denn er hätte sagen müssen: ‚Mit den Augen des Geistes‘. Und das war ja gerade Schillers Meinung“ . . .

„Rant bildet in dieser Beziehung den antipodischen Gegensatz zu Goethe. Von Rant kann man behaupten, er hat seine Sinneswerkzeuge (Auge und Ohr) von jung auf gewaltsam geschlossen. Trotz der vielen Veranlassungen dazu hat er sich nie von Königsberg weiter entfernt, als auf ein benachbartes Gut, wo er es aber auch nur kurze Zeit aushielt, da jede Änderung der Umgebung sein Denken störte; nur im Hochsommer pflegte er manchmal ein paar Tage in einem Forsthaus, eine Meile von Königsberg entfernt, zu weilen“ . . .

„Interessant wird die Sache erst dadurch, daß Rant von Hause aus ungewöhnlich scharfe Sinneswerkzeuge und eine in ihrer Art an das Fabelhafte streifende Anschauungskraft besaß, verbunden mit einer ebenso staunenswerten Vorstellungsgabe. Rants Auge war groß, schön und klar . . . Sein Gehör war so außerordentlich scharf, daß selbst entfernte Geräusche ihn störten. Über seinen Geruchssinn bezeugt ein Arzt ähnliches. Und wie die Sinne, so waren auch die Vorstellungen von geradezu unvergleichlicher Plastizität und Genauigkeit“ . . .

„In der ‚Kritik der reinen Vernunft‘ greift Rant auf Plato zurück, um das Wort ‚Idee‘ in seiner ‚ursprünglichen Bedeutung‘, wie er sagt, wieder einzuführen. Und was diese ursprüngliche Bedeutung gewesen sei, versucht er folgendermaßen auszudrücken: ‚Die Ideen sind bei Plato Urbilder der Dinge selbst und nicht bloß Schlüssel zu möglichen Erfahrungen.‘ Hiermit wird also unsere moderne verblaßte Bedeutung des Wortes Idee, als ungefähr mit ‚Gedanke‘ gleichbedeutend, verworfen; eine Idee ist nicht ein mechanisches Hilfsmittel, ein geistiges Schema zum bequemeren Auffammeln von Erfahrungen, sondern eine Idee ist ein Bild und (wie Sie aus späteren Vorträgen entnehmen werden) eine schöpferische Tat. ‚Ein Gewächs, ein Tier, die regelmäßige Anordnung des Weltbaues, vermutlich also auch die ganze Naturordnung zeigen deutlich, daß sie nur nach Ideen möglich seien‘ (R. d. r. B.). Sie sehen, wie hier die Anschauung zugrunde liegt,

und wie verwandt sich diese Denkweise der Goetheschen zeigt, die ja grade nach „Arbildern“ suchte für jene Anordnung, welche sie in Gewächs und Tier aufgefunden hatte.“

* * *

Richard von Kralik, den ich um seine Meinungsäußerung bezüglich „Christlichen Idealismus“ gebeten habe (Novemberheft, S. 92), wird im nächsten Heft der „Kultur“ meine Anfrage „vollinhaltlich abdrucken lassen mit einer Antwort, die Sie befriedigen und vielleicht einen fruchtbaren Gedankenaustausch einleiten wird“.

Über Kraliks Persönlichkeit unterrichtet sachlich und warm eine Schrift seines Freundes Dr. Hanns Maria Truga (Wien, Karl Fromme; mit Kraliks Bildnis). Als Dichter, Denker und Schriftsteller ist Kralik (geb. 1. Okt. 1852) ein Hauptvertreter jener katholischen Richtung, die man — wenn man etwa Karl Ruch, den Herausgeber des einflußreichen „Hochland“, einem weitherziger gestimmten Katholizismus zuzählt — konservativ nennen könnte. Die historische Vergangenheit seiner Kirche und der damit zusammenhängenden Kultur, Literatur und Kunst beherrscht diesen in sich gelehrten Idealisten treu und tief, aber — wie ich fürchte — belastend.

Es gibt keine Literaturgattung, in der sich Kralik nicht betätigt hätte; man würde Seiten brauchen, um seine Werke aufzuzählen. Er knüpft gern an alte Formen an: er belebt Strophenformen des Minnefangs oder die Kunstformen der Mysterien-, Weihnachts-, Osterspiele; er liebt die altgermanische Sagenwelt; er ist ästhetisch durchgebildet („Kunstbüchlein“) und philosophisch geschult (Kulturstudien), und beweist feine Bildung in manchem Essay. Auch sein Leben Jesu und Leben des Sokrates bezeugen seine umfangreichen geschichtlichen oder religionsphilosophischen Kenntnisse. Er weiß über Architektur und Plastik mitzureden, er komponiert seine Dichtungen selber und trägt sie, wie man mir sagt, wirkungsgeschön am Klavier vor.

Alle Kulturideale dieses österreichischen Dichters sind jedoch durchflochten und durchwachsen mit seiner kirchlichen Grundanschauung, die er kürzlich wieder in einem „katholischen Kulturprogramm“ betont hat. Dessen § 2 fordert dazu auf, alles anzustreben, „was die Einheit, die Autorität, die mächtige Organisation der katholischen Kirche hebt und stärkt . . .“

Den Beschluß dieser kurzen Vorstellung bilde Kraliks Gedicht

An meine Mutter

Aus guten Wünschen bau' ich dir ein schönes Kirchlein auf.
 Der Grundstein ist mein Herz, der ganze Bau steht fest darauf.
 Aus dauerbarer Dankbarkeit
 Sind seine Quadern mächtig ausgehauen.

Die Säulen sind aus fester Treue wohl hineingesetzt,
 Aus Liebe sind die Bilder all gemeißelt und gemeßt.
 Sonst ist mir Baukunst fern und weit;
 Mit solchem Stoff versteh' ich nur zu bauen.

Ein Glockentürmchen, schlank und zier,
 Will ich noch auf das Dach, das hohe, setzen,
 Und in das Türmchen wollen wir
 Ein Silberglöcklein hängen, uns an dessen Klang zu legen.
 Die Glocke will ich dir zu Ehren läuten immerfort;
 Es soll ihr heller Silberklang
 Dir tönen wie das frommste Segenswort.

* * *

Ein Deserteur, der dem preussischen Heer in der Schlacht bei Lobositz entlief, hat später seine Lebenserinnerungen geschrieben und ist unter der Bezeichnung „Der arme Mann aus dem Toggenburg“ eine Art Berühmtheit geworden. Es war ein einfacher Weber aus Näbis bei Wattwil, hieß eigentlich Ulrich Bräker, schlug sich kümmerlich-fröhlich durchs Leben und schriftstellerte in reiferen Jahren dies und das, was in jener Zeit Rousseaus und Lavaters mit Wärme aufgenommen wurde. Der junge Schweizer war preussischen Werbem in die Hände gefallen, geriet in den siebenjährigen Krieg, und erzählt uns nun treuherzig, was er für ein — Hasenherz war. Warum aber auch sollte sich der „Näbis-Alli“ für den Preußenkönig totschießen lassen? Solches Heldentum war nicht seine Sache. Völlig aus der Froschperspektive schaut daher unser kleiner Mann den Krieg an. Er bewundert neidlos die „geborenen Preußen und Brandenburger“, die „wie Furien“ oder „wie wilde Löwen“ den Feind angriffen; er selbst aber salviert sich zum „Anneli“.

Wir sehen auch hier, wie nur im Kern des Heeres, meist Preußen, frederizianischer Heroismus wirklich in Tat umgesetzt wurde. Mit welchem zusammengetrocknetem, sprödem Volk mußte der König siegen!

. . . „Den vierundzwanzigsten September machten wir einen Kontermarsch und kamen bei Nacht und Nebel der Henter weiß wohin. Den fünfundzwanzigsten früh gings schon wieder fort, vier Meilen bis Außig. Hier schlugen wir ein Lager, blieben da bis auf den neunundzwanzigsten und mußten alle Tag' auf Furage aus. Bei diesen Anlässen wurden wir oft von den kaiserlichen Panduren attackiert, oder es kam sonst aus einem Gebüsch ein Karabinerhagel auf uns los, so daß mancher tot auf der Stelle blieb und noch mehrere blessiert wurden. Wenn aber unsere Artilleristen nur etliche Kanonen gegen das Gebüsch richteten, flog der Feind über Kopf und Hals davon. Dieser Plunder hat mich nie erschreckt, ich wäre sein bald gewohnt worden und dacht oft: Pah! wenn's nur den Weg hergeht, ist's so übel nicht. Den dreißigsten marschierten wir wieder den ganzen Tag und kamen erst des Nachts auf einem Berg an, den ich und meinesgleichen abermals so wenig kannten als ein Blinden. Inzwischen bekamen wir Order, hier kein Gezelt aufzuschlagen, auch kein Gewehr niederzulegen, sondern immer mit scharfer Ladung bereit zu stehn, weil der Feind in der Nähe sei. Endlich sahen und hörten wir mit anbrechendem Tag unten im Thal gewaltig blißen und feuern. In dieser bangen Nacht desertierten viele, neben andern auch Bruder Bachmann. Für mich wollt' es sich noch nicht recht schicken, so wohl's mir sonst behagt hätte.

Frühmorgens mußten wir uns rangieren und durch ein enges Sälchen gegen das große Thal hinuntermarschieren. Vor dem dicken Nebel konnten wir nicht weit sehen. Als wir aber vollends in die Plaine kamen und zur großen Armee stießen, rückten wir in drei Treffen weiter vor und erblickten von ferne durch den Nebel, wie durch einen Flor, feindliche Truppen auf einer Ebene, oberhalb dem böhmischen Städtchen Lobositz. Es war kaiserliche Kavallerie, denn die Infanterie bekamen wir nicht zu Gesicht, da sich dieselbe bei gedachtem Städtchen verschanzt hatte. Um sechs Uhr ging schon das Donnern der Artillerie sowohl aus unserm Vordertreffen als aus den kaiserlichen Batterien so gewaltig an, daß die Kanonentugeln bis zu unserm Regiment, das im mittlern Treffen stand, durchschnurkten. Bisher hatt' ich immer noch Hoffnung, vor einer Bataille zu entwischen; jetzt sah ich keine Aussicht mehr

weber vor noch hinter mir, weber zur Rechten noch zur Linken. Wir rückten inzwischen immer vorwärts. Da fiel mir vollends aller Mut in die Hosen. In den Bauch der Erde hätt' ich mich verkriechen mögen, und eine ähnliche Angst, ja Todesblässe las man bald auf allen Gesichtern, selbst derer, die sonst noch so viel Herzhaftigkeit gleichneten (heuchelten). Die geleerten Brenzfläschchen, deren jeder Soldat eines hat, flogen unter den Rügeln durch die Lüfte; die meisten sofften ihren kleinen Vorrat bis auf den Grund aus, denn da hieß es: „Heute braucht es Courage und morgen vielleicht keinen Fusel mehr!“ Jetzt avancierten wir bis unter die Kanonen, wo wir mit dem ersten Treffen abwechseln mußten. Pog Himmel! wie sausten da die Eisenbrocken ob unsern Köpfen weg, fuhren bald vor, bald hinter uns in die Erde, daß Stein und Rasen hoch in die Luft sprangen, bald mitten ein und spickten uns die Leute aus den Gliedern weg, als wenn's Strohhalme wären! Dicht vor uns sahen wir nichts als feindliche Kavallerie, die allerhand Bewegungen machte, sich bald in die Länge ausdehnte, bald in einen halben Mond, dann in ein Drei- und Viereck wieder zusammenzog. Nun rückte auch unsre Kavallerie an, wir machten Lücke und ließen sie vor, auf die feindliche losgaloppieren. Das war ein Gehagel, das knarrte und blinkerte, als sie einhieben! Allein kaum währte es eine Viertelstunde, so kam unsere Reiterei, von der österreichischen geschlagen, und bis nahe unter unsre Kanonen verfolgt, zurück. Da hätte man den Spektakel sehen sollen, Pferde, die, ihren Mann im Steigbügel hängend, andre, die ihre Gedärme auf der Erde nachschleppten. Inzwischen stunden wir noch immer im feindlichen Kanonenfeuer bis gegen elf Uhr, ohne daß unser linker Flügel mit dem kleinen Gewehrfeuer zusammentraf, obschon es bereits auf dem rechten sehr hüzig zuging. Viele meinten, wir müßten noch auf die kaiserlichen Schanzen sturmlaufen. Mir war's schon nicht mehr so bange wie anfangs, obgleich die Feldschlangen Mannschaft zu beiden Seiten neben mir wegrafften und der Wahlplatz mit Toten und Verwundeten übersät war: als mit eins, ungefähr um zwölf Uhr, die Orde kam, unser Regiment nebst zwei andern, ich glaube Bevern und Ralkstein, müßten zurückmarschieren.

Nun dachten wir, es gehe dem Lager zu und alle Gefahr sei vorbei. Wir eilten darum mit muntern Schritten die jähen Weinberge hinauf, brachen unsre Hüte voll schöne, rote Trauben, aßen vor uns her

nach Herzenslust, und mir und denen, welche neben mir stunden, kam nichts Urges in Sinn, obgleich wir von der Höhe herunter unsere Brüder noch in Feuer und Rauch stehen sahen, ein fürchterlich donnerndes Geräusch hörten und nicht entscheiden konnten, auf welcher Seite der Sieg war. Mittlerweile trieben unsre Anführer uns immer höher den Berg hinan, auf dessen Gipfel ein enger Paß zwischen Felsen durchging, der auf der andern Seite wieder hinunter führte. Sobald unsre Avantgarde den erwähnten Gipfel erreicht hatte, ging ein entsetzlicher Musketenhagel an, und nun merkten wir erst, wo der Haß im Stroh lag. Etliche tausend kaiserliche Panduren waren nämlich auf der andern Seite den Berg hinauf beordert, um unsrer Armee in den Rücken zu fallen. Dies muß unsern Anführern verraten worden sein, und wir mußten ihnen zuvorkommen. Nur etliche Minuten später, so hätten sie uns die Höhe abgewonnen und wir wahrscheinlich den kürzern gezogen.

Nun setzte es ein unbeschreibliches Blutbad ab, ehe man die Panduren aus jenem Gehölz vertreiben konnte. Unsre Vordertruppen litten stark, allein die hintern drangen ebenfalls über Hals und Kopf nach, bis zuletzt alle die Höhe gewonnen hatten. Da mußten wir über Hügel von Toten und Verwundeten stolpern. Alsdann gieng Sudri, Sudri, mit den Panduren die Weinberge hinunter, sprungweise über eine Mauer nach der andern herab, in die Ebene. Unsre gebornen Preußen und Brandenburger packten die Panduren wie Furien. Ich selber war in Jaß und Hitze wie vertaumelt, und, mir weder Furcht noch Schreckens bewußt, schoß ich eines Schießens fast alle meine sechzig Patronen los, bis meine Flinte halb glühend war und ich sie am Riemen nachschleppen mußte. Indessen glaub' ich nicht, daß ich eine lebendige Seele traf, sondern alles ging in die freie Luft.

Auf der Ebene am Wasser vor dem Städtchen Lobositz postierten sich die Panduren wieder und pülverten so tapfer in die Weinberge hinauf, daß noch mancher vor und neben mir ins Gras biß. Preußen und Panduren lagen überall durcheinander, und wo sich einer von letzteren noch regte, wurde er mit der Kolbe vor den Kopf geschlagen oder ihm ein Bajonett durch den Leib gestoßen. Nun ging in der Ebene das Gefecht von neuem an. Aber wer wird das beschreiben wollen, wo jetzt Rauch und Dampf von Lobositz ausging, wo es krachte und donnerte, als ob Himmel und Erde hätten zergehen wollen; wo

das unaufhörliche Rumpeln vieler hundert Trommeln, das herzerzschneidende und herzerhebende Ertönen aller Art Feldmusik, das Rufen so vieler Kommandeurs und das Brüllen ihrer Adjutanten, das Zeter- und Mordioegeheul so vieler tausend elender, zerquetschter, halbtoter Opfer dieses Tages alle Sinnen betäubte! Am diese Zeit, es mochte etwa drei Uhr sein, da Loboſitz schon in Feuer stand, viele hundert Panduren, auf welche unsre Vordertruppen wieder wie wilde Löwen einbrachen, ins Wasser sprangen, wo es dann auf das Städtchen selber losging, um diese Zeit war ich freilich nicht der vorderste, sondern unter dem Nachtrab noch im Weinberg droben, von dem mancher, wie gesagt, weit behender als ich von einer Mauer über die andere hinuntersprang, um seinen Brüdern zu Hilfe zu eilen. Da ich also noch ein wenig erhöht stand und in die Ebene wie in ein finsternes Donner- und Hagelwetter hineinsah, in diesem Augenblick deucht' es mich Zeit oder vielmehr mahnte mich mein Schutzengel, mich mit der Flucht zu retten. Ich sah mich nach allen Seiten um. Vor mir war alles Feuer, Rauch und Dampf, hinter mir noch viele nachkommende, auf die Feinde loskeilende Truppen, zur Rechten zwei Hauptarmeen in voller Schlachtordnung, zur Linken Weinberge, Büsche, Wäldchen, nur hie und da einzelne Menschen, Preußen, Panduren, Husaren, und von diesen mehr Tote und Verwundete als Lebende. Da, da, auf diese Seite! dacht' ich, sonst ist's lautere Unmöglichkeit.

Ich schlich also zuerst mit langsamem Marsch ein wenig auf die linke Seite, die Neben durch. Noch eilten etliche Preußen bei mir vorbei. „Komm, komm, Bruder!“ sagten sie, „Viktoria!“ Ich ripositierte kein Wort, tat nur ein wenig bleßiert und ging immer allgemach, freilich mit Furcht und Zittern, fort. Sobald ich mich indessen so weit entfernt hatte, daß mich niemand mehr sehen mochte, verdoppelte, verdrei-, vier-, fünf-, sechsfache ich meine Schritte, blickte rechts und links wie ein Jäger, sah noch von weitem, zum letztenmal in meinem Leben, morden und totschlagen, strich dann in vollem Galopp ein Gehölz vorbei, das voll toter Husaren, Panduren und Pferde lag, rannte eines Rennens gerade dem Fluß nach hinunter und stand jetzt an einem Tobel. Jenseits desselben kamen soeben etliche kaiserliche Soldaten angestochen, die sich gleichfalls aus der Schlacht weggestohlen hatten, und schlugen, als sie mich so daherlaufen sahen, zum drittenmal auf mich an, ungeachtet ich immer das Gewehr streckte und ihnen mit dem Hut den gewohnten

Wink gab. Doch brannten sie niemals los. Ich faßte also den Entschluß, gerad' auf sie zuzulaufen. Hätt' ich einen andern Weg genommen, würden sie, wie ich nachwärts erfuhr, unfehlbar auf mich gefeuert haben. „Ihr Hunde“, dacht' ich, „hättet ihr eure Courage bei Lobositz gezeigt!“ Als ich zu ihnen kam und mich als Deserteur angab, nahmen sie mir das Gewehr ab, unter Versprechen, mir's nachwärts wieder zuzustellen. Aber der, welcher sich dessen impatroniert hatte, verlor sich bald darauf und nahm das Füßl mit. Nun so sei's! Alsdann führten sie mich ins nächste Dorf Scheniseck, eine starke Stunde unter Lobositz. Hier war eine Fahrt über das Wasser, aber ein einziger Rahn zum Transport. Da gab's ein Zetermordiogeschrei von Männern, Weibern und Kindern. Jedes wollte zuerst in dem Rahn sein, aus Furcht vor den Preußen, denn alles glaubte, sie schon auf der Haube zu haben. Auch ich war keiner von den letzten, der mitten unter eine Schar von Weibern hineinsprang. Wo nicht der Fährmann etliche hinausgeworfen, hätten wir alle ersaufen müssen. Jenseits des Flusses stand eine Panduren-Hauptwache. Meine Begleiter führten mich auf dieselbe zu, und die roten Schnurrbärte begegneten mir aufs manierlichste, gaben mir, ungeachtet ich sie und sie mich kein Wort verstunden, Toback, Branntwein und Geleit auf Leitmeritz, wo ich unter lauter Stockböhmern übernachtete.

Morgens darauf, den zweiten Oktober, ging ich mit einem Transport ins kaiserliche Hauptlager nach Budin ab. Hier traf ich bei zweihundert andrer preußischer Deserteurs, von denen, so zu reden, jeder seinen eignen Weg und sein Tempo in Obacht genommen hatte, neben andern auch unsern Bachmann. Wie sprangen wir beide hoch auf vor Entzücken, uns so unerwartet wieder in Freiheit zu sehn! Da ging's an ein Erzählen und Jubilieren, als wenn wir schon zu Haus hinterm Ofen säßen. Einzig hieß es bisweilen: Ach wäre nur auch der Schärer von Wil bei uns! Wo mag der geblieben sein? Wir hatten die Erlaubnis, alles im Lager zu besichtigen. Offiziers und Soldaten stunden bei Haufen um uns, denen wir mehr erzählen sollten, als uns bekannt war. Etliche wußten Winds genug zu machen, ihren Wirten zu schmeicheln und zur Verkleinerung der Preußen hundert Lügen auszuhecken. Da gab's auch unter den Kaiserlichen manchen Erzprahler; und der kleinste Zwerg rühmte sich, wer weiß wie manchen langbeinigten Brandenburger auf seiner eignen Flucht in die Flucht geschlagen zu

haben. Drauf führte man uns zu etwa fünfzig Mann Gefangenen von der preußischen Kavallerie. Ein erbärmlich Spektakel! Da war kaum einer an Wunden oder Beulen leer ausgegangen; etliche übers ganze Gesicht heruntergehauen, andre ins Genick, andre über die Ohren, über die Schultern oder Schenkel. Da war alles ein Ächzen und Wehklagen! Wie priesen uns die armen Wichte selig, einem ähnlichen Schicksal so glücklich entronnen zu sein; und wie dankten wir selber Gott dafür! Wir mußten im Lager übernachten und bekamen jeder einen Dutaten Reisegeld. Dann schickte man uns mit einem Kavallerietransport nach einem böhmischen Dorfe, wo wir, nach einem kurzen Schlummer, folgenden Tags auf Prag abgingen. Wir waren ein wunderseftames Gemengsel von Schweizern, Schwaben, Sachsen, Bayern, Tirolern, Welfen, Franzosen, Polacken und Türken.“

* * *

Des Königs Kammerkonzert. „Die Musikzimmer in Charlottenburg und Sanssouci üben noch immer auf den Besucher einen eigenartigen Zauber aus. Die Phantasie, der Adolph Menzel die glücklichste Richtung gegeben hat, bevölkert und belebt diese Räume, und das Herz fühlt ihre Weihe, denn hier hat der rastlose Herrscher sich ausgeruht. Hier musizierte der große König, sooft es Zeit und Umstände erlaubten, regelmäßig abends zwischen der sechsten und neunten Stunde, mit einer kleinen Zahl auserlesener Künstler meist nur zu seinem persönlichen Vergnügen und zur Erholung, selten vor einem Kreise fürstlicher Zuhörer, noch viel seltener vor anderen Gästen.

Vor Beginn des Konzertes hörte man den König einzelne Stellen aus den Stücken, die vorgenommen werden sollten, spielen und üben. Dann legte er nicht selten eigenhändig die Noten auf die Pulte und zeigte gewöhnlich die gute Laune und jene Liebenswürdigkeit, die ihn unwiderstehlich machte. Gespielt wurden Soli und Konzerte. Bei jenen, die heute Sonaten heißen, wurde die Flöte nur von dem Klavier, bei diesen von einem Streichquartett, zu dem später noch ein Fagott trat, begleitet. Nur ausnahmsweise war die Besetzung stärker. Die Pausen wurden durch Sologesang ausgefüllt, keineswegs aber regelmäßig.

Die Flötenstimme blies der König oder Quanz. Am Klavier saß von 1740—1767 Karl Philipp Emanuel Bach, der Sohn des großen Johann Sebastian, nach ihm Fasch, der Stifter der Singakademie. Die

erste Geige spielte bis zu seinem Tode (1786) Franz Venda. Die schwerste Aufgabe hatte der Klavierspieler, der ‚Klavizembalist‘. Denn er hatte nur die Flöten- und die nicht einmal durchgehend bezifferte Bassstimme vor sich, ohne jede Mittel- und Füllstimmen, und mußte aus dem Stegreife eine harmonisch richtige und geschmackvolle Begleitung ausführen. Er durfte dabei das Soloinstrument nicht erdrücken und mußte bei den Stellen, wo die Flöte pausierte, voller greifen. Diese Kunst ist so gut wie ganz verloren gegangen, auch damals konnte sie wohl nur durch jahrelange Übung erworben werden. Ein großer Reiz lag ohne Zweifel in dem Umstande, daß die Begleitung, auch bei einem und demselben Stücke, jedesmal anders ausfallen mußte.

Der König spielte nur Sonaten und Konzerte von Quantz oder von seiner eigenen Komposition. Diese ungezählte Male bekrittelte ‚Einseitigkeit‘ hatte zunächst einen sehr einfachen Grund: es gab keine anderen Kompositionen, wenigstens keine guten, und schlechte zu spielen, konnte man Friedrich nicht zumuten. Quantz hatte die Flötenliteratur erst geschaffen. Vor ihm behalf man sich mit Oboe- und Violinstücken, die man sich, so gut es ging, für die Flöte zurechtmodelte. Quantz mußte also den persönlichen Bedarf des Königs erst komponieren. Dazu kam nun allerdings die oben dargestellte Übereinstimmung im musikalischen Geschmacke. Der König fand Gefallen an dieser Musik, wie sich an ihr sein Geschmack ausgebildet hatte. Es ist nicht möglich, die Grenze anzugeben, wo die Befriedigung aufhörte und die Beeinflussung anfang. Die Kompositionen von Quantz rechtfertigen aber auch die hohe Achtung, die Friedrich seinem Lehrer im Flötenspiel bis über das Grab hinaus bewahrte. Quantz hat für den König eine große Zahl Sonaten und 300 Konzerte komponiert, die ganz unbekannt geblieben sind.¹⁾ In diesen Noten steckt gute, zum Teil vortreffliche Musik, aus der zwar kein Genie, aber ein tüchtiger Künstler voll Gedanken und Gefühl zu uns spricht.

Die Bedingungen, unter denen Quantz im Jahre 1741 in die Dienste des Königs trat, waren glänzende . . . Quantz hatte sich in der Welt und an Höfen genug umgesehen, um die Grenze innehalten zu können, die eine solche Vertrauensstellung verlangte. Nur zweimal in zweiunddreißig Jahren soll er sich den Tadel des Königs zugezogen haben.

¹⁾ Sie liegen, wie die Kompositionen Friedrichs des Großen vom Verfasser geordnet, in der Musikkammlung der Kgl. Hausbibliothek.

Dabei war er kein Schmeichler. Wohl drückte sich in dem Auftreten des ‚Diktators‘, wie man ihn nannte, der ganze Stolz auf seinen königlichen Schüler aus, und eifersüchtig wachte er über die Vorrechte, die dieser nur ihm einräumte. Er allein hatte das Recht, dem Könige durch ein ‚Bravo‘ seinen Beifall zu erkennen zu geben. Er geizte nicht mit diesem ‚Bravo‘, aber hielt doch auch damit zurück, wenn der König weniger gut spielte. Und Friedrich der Große übte dann das Stück außer der Reihe so lange, bis Quanz das ‚Bravo‘ und dann mit besonderem Nachdruck spendete. Ebenso redlich verfuhr Quanz bei Beurteilung der Kompositionen des Königs. Stillschweigen, die Miene verziehen, im schlimmsten Falle ein Räuspern, das waren die Mittel seiner Kritik. Einmal kam eine falsche Quintenfolge in einer Sonate des Königs vor. Quanz räusperte sich, Bach hob in der Begleitung die Quinten hervor, und die anderen schlugen die Augen nieder. Nach einigen Tagen fragte der König Franz Benda unter vier Augen nach der Stelle und verbesserte sie mit ihm, indem er scherzte: ‚Wir dürfen doch Quanz keinen Katarrh zuziehen‘. . . Friedrich nahm es mit dem Flötenspiel ernst und hatte an Quanz einen Lehrer, der auch dem erlauchten Schüler nichts durchgehen ließ. Vor dem Siebenjährigen Kriege griff er vier- bis fünfmal am Tage zur Flöte: nach dem Aufstehen, am Vormittage nach den Vorträgen, nach der Tafel und abends. Er spielte nur auf Instrumenten, die Quanz selbst, gewöhnlich aus Ebenholz, gebohrt hatte. In den Morgenstunden wurde tüchtig geübt, Tonleitern und Solfeggien nach einer Tabelle von Quanz, d. h. die trockensten Übungen, mit einer Beharrlichkeit, die von seinem eisernen Fleiße zeugt. In Rheinsberg soll er ohne Beschwerde sechs Konzerte und einige Soli hintereinander geblasen haben. Später wurde sein Atem kürzer, so daß er sich auf drei Stücke beschränkte.

Wenn wir auch von den Schmeicheleien eines Algarotti und anderer absehen, so stimmen doch alle Urteile darin überein, daß Friedrichs Flötenspiel über dem Durchschnitte stand. Die Mara sagt naiv, er habe gar nicht ‚wie ein König‘ gespielt, sondern wie ein echter Künstler. In schnellen Sätzen soll, obwohl auch hier sein Vortrag ‚brillant‘ genannt wird, seine Fertigkeit ihre Grenzen gehabt haben, natürlich am meisten im Alter, und man erzählt, der König habe den Atemmangel durch eine Willkür im Tempo zu verdecken gesucht, die es den Musikern nicht immer leicht machte, ihm zu folgen. Einstimmig und ohne Ein-

schränkung ist das Lob seines meisterhaften und ergreifenden Vortrags im Adagio. Der unbefleckliche Fasch behauptete, daß unter allen Virtuosen, die er gehört, der König, Bach und Benda das rührendste Adagio vorgetragen hätten, und der kritische Reichardt rühmt: „Der König trug das Adagio mit so inniger Empfindung und mit einer so edlen, rührenden Simplizität und Wahrheit vor, daß man es selten ohne Tränen hörte.“

Sein inneres Leben verschloß der ‚alte Fris‘ der Außenwelt, denn auch seine Gedichte offenbarten es nur unvollkommen, aber mit der Flöte sprach er die geheimsten, tiefsten Gefühle seiner einsamen, großen Seele aus.“

Dr. G. Thouret (Programm des Königsstädt. Gymnasiums: „Friedrichs des Großen Verhältnis zur Musik“, Berlin 1895).

* * *

Engels Literaturgeschichte (Novemberheft S. 91) erfordert noch einige Worte. Ich habe dort meinen ersten Eindruck wiedergegeben (wobei ich übrigens die Erwähnung des Wachlerschen Bergtheaters übersehen hatte, S. 1133) und bemerkte, daß ich „bedeutende Gesichtspunkte“ vermisse. In einer sachlich-unbittern brieflichen Aussprache wehrt sich Eduard Engel, und hat in seiner Weise recht. Er wird es mir nicht verargen, wenn ich seine Briefe selber sprechen lasse:

„. . . Nur bitte ich eins zu beachten: Ich gehe vornehmlich der gelungenen Leistung nach, nicht so sehr dem guten Willen. Lesen Sie meinen Abschnitt über Grabbe, der zugleich für Bleibtreu und alle Riesenwoller gelten darf! Lesen Sie besonders S. 1005 und 1006! Dies konnte breiter ausgeführt werden, aber im Kern ist das von Ihnen Vermißte, die starke Linie, da. Lesen Sie das ganze Kapitel 6 (S. 1009); es ist ja nur eines von vielen über die Zusammenhänge mit der Weltliteratur. Bedenken Sie auch den Raum! Ich habe den vertraglich vereinbarten um 200 Seiten überschritten . . . Keine Literaturgeschichte, besonders nicht Scherers, weist so wie meine — fast auf jeder zweiten Seite — auf die Literatur um uns herum . . . Ja, was ist ‚echt‘? Gewiß kommt's darauf an. Aber schon so zu scheiden, heißt doch eine Hauptlinie ziehen. Und ich versuche doch wenigstens, die Merkmale des Echten und des Unechten zu zeigen, an sehr vielen Stellen, so namentlich im Schlußkapitel . . . Mir ist, als werde es manchem Leser so gehen, daß er bei längerer Beschäftigung mit dem Buche noch manches entdeckt, was er zuerst vermißte. Ich habe

vieles an Stellen gesagt, wo es nicht jeder sucht, aber hoffentlich mit Vergnügen findet . . . Ich würde Langbehn — jetzt soll's ja Professor Grau gewesen sein¹⁾ — höher gestellt haben, hätte er ein künstlerisch wertvolles Buch geboten. Ich gehöre nun einmal zu der in Deutschland fast nur noch durch mich vertretenen lächerlichen Gattung von Kritikern, die verlangt: jedes Werk der Literatur, das Beachtung fordert, soll ein Kunstwerk, auch ein sprachliches, sein . . . Ich habe in Ihnen vornehmlich den Dichter, den Könner, gesucht, gefunden, herausgehoben. Das, was Sie für das geistige Leben auf anderen als reindichterischen Wegen erstreben, steht für mich in zweiter Reihe. Ich bin sicher, die Zukunft wird mir recht geben . . . Lauff und v. d. Pfordten stehen nicht bei Wildenbruch aus zeitlichen Gründen, sowenig wie Wildenbruch bei Raupach stehen kann. Wildenbruch gehört einem früheren Menschenalter als L. und Pf. an. Ich scheide nach großen Zeiträumen . . . ‚Gehaltsschwere Knappheit‘ vermessen Sie? Ich schrieb nicht in erster Linie für Schriftsteller mit höchster Weltliteraturbildung wie Sie, sondern, wie ich ausdrücklich sage, für die Nichtwissenden, daher ausführlich über das Wichtige. Manches wird anders eingeordnet werden. Jede erste Auflage einer Literaturgeschichte ist ein Versuch. Zum Glück darf ich schon an der 3. Auflage arbeiten. Ich glaube, Sie werden bei prüfendem Nachlesen in manchem Punkt Ihre Meinung wandeln. Wenn aber auch nicht, was tut's? Jeder strebt dann eben auf seine Art zu seinem Ideal.“

So ist's recht! Ich liebe diese frische Unbefangenheit, die ihren Standpunkt ohne Übelnehmerei verteidigt und auf dem Grundbau gegenseitiger Achtung auch den Standpunkt des anderen duldet.

Und so sei an einem Beispiel angedeutet, was ich unter planmäßiger Herausarbeitung (auf diese kommt es an) der inneren Linie etwa verstanden habe. Da ist die heimatische Richtung, die an Wesen und Weben der Landschaften und ihrer Stämme anknüpft. Diese gemüthhafte Richtung könnte von Meister Raabe ausgehen, mit Storm, Groth, Gotthelf und Keller in Verbindung gebracht werden, und mit Frenssen, Timm Kröger, Sohnrey, Geißler, Bartels im Norden, mit Hermann Hesse, Zahn, Heer usw. im Süden enden. Es sind wesentlich Erzähler. Eine Begleiterscheinung dazu ist das Harzer Bergtheater, das im Bühnen-

¹⁾ Ist unterdessen wieder bestritten worden. L.

leben auf dasselbe hinaus will wie jene erzählenden Begabungen auf ihrem Gebiet. Hier wäre nun leicht eine Linie nach Bayreuth hinüber zu finden, und zwar über Hans Herrig und die Lutherfestspiele nebst ähnlichen Veranstaltungen („Oberammergau“). Hier, in Bayreuths Nähe, wäre Chamberlains Kulturarbeit nebst Hans von Wolzogens stiller Tätigkeit zu erwähnen; hier auch Heinrich von Stein, den ich die „theoretische Verbindung zwischen Bayreuth und Weimar“ genannt habe. Wie leicht wären nun die Versuche anzuknüpfen, das Drama höheren Stils auf nationaler Grundlage wieder zu beleben! Da könnte dann das historische Drama seine Stelle finden. Und ich denke, das alles wäre doch so natürlich und zwanglos wie nur möglich?

Aber ich will meine mehr innerliche Betrachtungsweise niemandem aufreden. Das wäre für Engels darstellungsfrohe Tonart unnatur; er mußte so schreiben, wie er geschrieben hat.

Sei denn mit einer schlichten Empfehlung des stattlichen Literaturwerks hiemit abgeschlossen!

* * *

Goethebriefe. Wieder eine 1,80 Mk.-Ausgabe vom Düssel-dorfer Verleger W. Langewiesche-Brandt: „Alles um Liebe“, Goethes Briefe aus der ersten Hälfte seines Lebens, vortrefflich untereinander biographisch verbunden. Auf 446 Seiten dieses schönen Bandes wieviel Leben! Wieviel Leichtigkeit!

13. 10. 1780. nachts.

. . . „Es ist wunderbar und doch ist's so, daß ich eifersüchtig und dummsinnig bin wie ein kleiner Junge wenn Sie andern freundlich begegnen. Gute Nacht Gold. Seit denen Paar Tagen bin ich noch nicht zur Ruhe gekommen als schlafend, das ist mir aber am gesundsten.

Ihr Bote war wieder weg als ich Ihr Zettelgen erhielt. Wenn die Sonne wieder aufgegangen ist schick ich Ihnen meine Alte [Köchin]. Seit heut früh um sechs hab ich nicht Ruhe gehabt und noch nicht. Wenn man nur nicht zu schlafen brauchte und immer ein In-teressantes dem andern folgte! Ich bin wie eine Kugel die rikochet aufschlägt.

Der Mond ist unendlich schön. Ich bin durch die neuen Wege gelaufen da sieht die Nacht himmlisch drein. Die Elfen sangen.

Im Mitternacht wenn die Menschen erst schlafen
 Dann scheint uns der Mond
 Dann leuchtet uns der Stern,
 Wir wandlen und singen
 Und tanzen erst gern.

Im Mitternacht
 Wenn die Menschen erst schlafen
 Auf Wiesen an den Erlen
 Wir suchen unsern Raum
 Und wandlen und singen
 Und tanzen einen Traum.

Gute Nacht. Meine Feder laufft zu schläfrig.“

Dr. Wilhelm Bode gab in der beachtenswerten Hamburger „Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung“ eine Auswahl aus sämtlichen Briefen heraus (2 Bde. 2 Mt.). Auch daraus etwas, was vielleicht in unserer zeitungüberschwemmten Gegenwart bis zu einem gewissen Grade zur Nachfolge ermuntert (an Zelter):

Weimar, den 29. April 1830.

„Hiebei werd ich veranlaßt, Dir etwas Wunderliches zu vermelden und zu vertrauen, daß ich nämlich nach einer strengen schnellen Resolution alles Zeitungslesen abgeschafft habe und mich mit dem begnüge, was mir das gesellige Leben überliefern will. Dieses ist von der größten Wichtigkeit: denn, genau besehen, ist es von Privatleuten doch nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zuviel Anteil schenken, was uns nichts angeht.

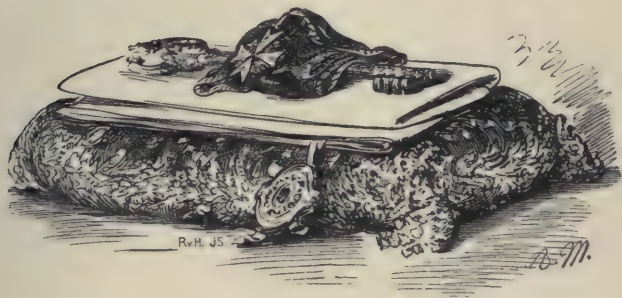
Seit den sechs Wochen, daß ich die sämtlichen französischen und deutschen Zeitungen unter ihrem Kreuzband liegen lasse, ist es unsäglich, was ich für Zeit gewann und was ich alles weg-schaffte.

Die letzten Bände meiner Werke sind nun in den Händen der Drucker, die nötigsten Briefe und Antworten sind fast alle beseitigt. Und dann darf ich Dir wohl ins Ohr sagen: Ich erfahre das Glück, daß mir in meinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen, eine Wiederholung des Lebens gar wohl wert wäre. Also wollen wir uns, solange es Tag ist, nicht mit Mötrien beschäftigen!“

Der überhaupt letzte Brief Goethes (17. März 1832) ist an einen der edelsten Zeitgenossen gerichtet, an Wilhelm von Humboldt. Der Schlusssatz lautet:

„Verwirrende Lehre zu verwirrtem Handel waltet über der Welt, und ich habe nichts angelegentlicher zu tun als dasjenige, was an mir ist und geliebt ist, wo möglich zu steigern und meine Eigentümlichkeiten zu kohobieren [läuternd steigern], wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen.“

„Auf Ihrer Burg“ — wir können die Geschlossenheit einer Lebensführung, die dennoch weite Aussicht erlaubt, nicht besser bezeichnen als mit diesem alten ritterlichen Bilde. Und mit keinem besseren Bilde könnten wir unser Kantheft schließen.



Sternenhimmel und moralisches Gesetz



wei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide darf ich nicht als in Dunkelheit verhüllt oder im Uberschwänglichen, außer meinem Gesichtskreise, suchen und bloß vermuten; ich sehe sie vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewußtsein meiner Existenz.

Das erste fängt von dem Plaze an, den ich in der äußeren Sinnenwelt einnehme, und erweitert die Verknüpfung, darin ich stehe, ins unabsehlich Große mit Welten über Welten und Systemen von Systemen, überdem noch in grenzenlose Zeiten ihrer periodischen Bewegung, deren Anfang und Fortdauer. Das zweite fängt von meinem unsichtbaren Selbst, meiner Persönlichkeit an und stellt mich in einer Welt dar, die wahre Unendlichkeit hat, aber nur dem Verstande spürbar ist, und mit welcher ich mich, nicht wie dort in bloß zufälliger, sondern allgemeiner und notwendiger Verknüpfung erkenne.

Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines tierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem bloßen Punkt im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit, man weiß nicht wie, mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite erhebt dagegen meinen Wert als einer Intelligenz unendlich, durch meine Persönlichkeit, in welcher das moralische Gesetz mir ein von der Tierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart.

Rant

(„Kritik der praktischen Vernunft“)





Johann Joachim Winckelmann

Nach dem Gemälde von Maron im Grossherzogl. Museum in Weimar

Weg nach Weimar

Herausgeber: F. Lienhard

II. Jahrg.

Februar 1907

Heft 5

Von Kant zu Schiller

... Daß ich Kanten noch lesen und vielleicht studieren werde, scheint mir ziemlich ausgemacht.

Schiller an Körner (29. August 1787).

... Ich müßte mich sehr irren, wenn das, was Du von trockenen Untersuchungen über menschliche Erkenntnis und demütigenden Grenzen des menschlichen Wissens fallen liehest, nicht eine entfernte Drohung — mit dem Kant in sich faßt. Was gilt's, den bringst Du nach? Ich kenne den Wolf am Heulen.

Schiller an Körner (15. April 1788).

... Du errätst wohl nicht, was ich jetzt lese und studiere? Nichts Schlechteres als Kant. Seine Kritik der Urteilskraft, die ich mir selbst angeschafft habe, reizt mich hin durch ihren lichtvollen geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten.

Schiller an Körner (3. März 1791).



Der Weg zum Erschauen des Ganzen und des Feinsten geht durch die intuitive Kraft des Innern. Dies scheinbare Sich-zurückziehen ist keine Weltflucht: es ist ein Sich-sammeln auf einen engsten Kreis. Die schauende Kraft zieht sich aus allen Zerstreuungen zusammen zu winzigem, aber um so schärferem Kristall. Mit gesteigerter Energie spiegelt nun der Geist alles Erreichbare wieder. Und so ist diese Verinnerlichung keine Schwäche, sondern Stärke; kein Entfagen, sondern Besitzen; keine Unklarheit, sondern schärfste Reinheit. Wer an einem Sommermorgen

ganz nah in ein Tautröpfchen hineinblickt, der hat ein Symbol und Bild für die sonnespiegelnde seelische Feinheit, die ich hier meine.

Das ist es, was Goethe unter weiser „Beschränkung“ verstanden hat, in der sich erst der „Meister“ zeige. Das Glück ist immer da; lerne nur die schwerste Kunst: dieses nahe Glück zu ergreifen! Hier hilft taufeine Seelenreinheit besser als alle düsteren und umständlichen Machtmittel des Intellekts. Märchen und Sage sind voll von dieser tiefen Ahnung des Zusammenhangs zwischen reinem Menschenwert und reinem Menschenglück.

Diese Kraft tätigen Stilleseins — das war das angestrebte Bildungsideal unserer Klassiker. Das trennte sie von den üblichen Talenten; das trennt auch heute jeden, der diesen Weg geht, von der herrschenden Literatur. Kant und Friedrich der Große, Schiller und Goethe: in diesen vier Namen gipfelt die wahre Kultur des 18. Jahrhunderts.

Kants Lebensbegriff formte sich in die Erkenntnis des erlösenden Wertes der klar und streng durchgeführten sittlichen Tat; König Friedrich war in Kampf und Frieden das verkörperte Beispiel dieses Lebensprogramms. Die beiden Süddeutschen waren Dichter; sie gaben der philosophischen Strenge und dem königlichen Stolz Schwung und Zartheit. Mannigfaltig spiegelte ihre Phantasie die Umwelt wider: aber geheim oder offen zog sich auch durch ihr Leben jenes starke, stille, stolze Gesetz.

„Im Mittelpunkt aller Bestrebungen“ — sagt ein neuerer Kant-Biograph (Kronenberg, S. 31) — „stand diesem Geschlechte der Mensch, der allgemeine wie der individuelle; nur wenig oder nichts galt ihm die Welt außer dem Menschen, wenn sie sich nicht zu ihm, seinen Wünschen und Hoffnungen in irgendwelche Beziehungen bringen ließ. Das gemeinsame Ziel dieser Vielheit von Bestrebungen war die Frage: Welches ist die ursprüngliche Natur des Menschen, aus der alle verschiedenartigen Beziehungen seines Seins, sei es zu den Dingen um ihn her, zur Welt, zu Gott oder zu den übrigen Menschen, sich herleiten lassen? So führen alle diese Bestrebungen auf ein gemeinsames Ziel hin, welches in der Philosophie Kants erreicht

wurde. Tiefer als alle Philosophen vor ihm ist Kant in die innersten Schachte der menschlichen Natur hinabgestiegen und hat hier den Brennpunkt seines Seins entdeckt, von welchem die Strahlen ausgehen, die das gesamte menschliche Dasein und mit ihm alles, was es rings umgibt, erleuchten. So vollendet Kant das Werk der Aufklärung der Menschen dadurch, daß er sie aufklärt über sich selbst. Er ruft die Philosophie von den Sternen zur Erde herab und macht den Menschen zum Ausgangspunkt wie zum Mittelpunkt aller denkenden Beobachtung, zum ruhenden Zentrum für alles Seiende" . . .

Das ist Kants Bedeutung.

Wir dürfen aber noch deutlicher sein und das Wort „Mensch“ noch einmal sieben und sichten; denn auch der Triebmensch und Egoist hält „sich“ für den Mittelpunkt der Welt. Wir werden also sagen: nicht der Mensch schlechthin ist das Maß der Dinge, sondern die göttliche Kraft im Menschen, und zwar in ihrer Wechselwirkung zur Außenwelt, ohne die jene Kraft nicht sichtbar, nicht fruchtbar werden könnte.

Das ist das Grundthema der Schillerschen Philosophie. Dieser genialste Jünger Kants gab der Lebensanschauung, die sich dort verdichtet hatte, Flügel und trug sie, in dichterisch beseelten Formen, in die ganze Nation.

1. Schillers Theosophie

„Schon mehrere Philosophen haben behauptet, daß der Körper gleichsam der Kerker des Geistes sei, daß er solchen allzusehr an das Irdische hefte und seinen sogenannten Flug zur Vollkommenheit hemme.“

Mit diesem bezeichnenden Wort beginnt die Philosophie Schillers. Der Satz steht an der Spitze der Erstlingschrift des jungen Mediziners („Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen“, 1780).

Der Kandidat der Medizin setzt sich in dieser Arbeit mit den zwei Naturen auseinander: mit der Triebnatur und der Geistnatur. Er gibt die Macht des Tierischen realistisch zu: aber der Idealist benutzt sie, um das Geistige erst recht daraus abzuleiten.

Die Not nämlich, die der Körper in jenem Kerker leidet, ist grade der Ansporn zur Entwicklung der geistigen Natur. „Hunger und Blöthe haben den Menschen zuerst zum Jäger, Fischer, Viehhirten, Ackermann und Baumeister gemacht. Wollust stiftete Familien, und Wehrlosigkeit der einzelnen zog Horden zusammen.“

Abichtlich wurden also vom Weltenschöpfer „beide Naturen, geistige und tierische, also eng miteinander verschlungen, daß ihre Modifikationen sich wechselsweise mittheilen und verstärken“. Somit ist der Mensch eine „gemischte Natur“. Und eben aus dem Zusammenwirken und Gegeneinanderwirken dieser Mischung entsteht höheres Leben. „Zerrüttungen im Körper können auch das ganze System der moralischen Empfindungen in Unordnung bringen und den schlimmsten Leidenschaften den Weg bahnen.“ Andererseits aber: „Philosophie und noch weit mehr ein mutiger und durch die Religion erhobener Sinn sind fähig, den Einfluß der tierischen Sensationen durchaus zu schwächen und die Seele gleichsam aus aller Kohärenz (Zusammenhang) mit der Materie loszureißen.“ Das Ganze klingt in Worte aus, die uns an Lessings Schlußworte in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ erinnern. Schiller schließt mit folgendem Ausblick:

„§ 27. Trennung des Zusammenhangs

Endlich dann, auf den Zeitpunkt, wo der Geist den Zweck seines Daseins in diesem Kreise erfüllt hat, hat zugleich eine inwendige ungreifliche Mechanik auch seinen Körper unfähig gemacht, weiter sein Werkzeug zu sein. Alle Unordnungen zur Aufrechterhaltung des körperlichen Floris scheinen nur bis auf diese Epoche zu reichen. Die Weisheit, kommt es mir vor, hat bei Gründung unsrer physischen Natur eine solche Sparsamkeit beobachtet, daß ungeachtet der steten Kompensationen (Ausgleichungen) doch die Konsumtion (Verbrauch) immer das Übergewicht behalte, daß der Tod aus dem Leben, wie aus seinem Reime, sich entwickle. Die Materie zerfällt in ihre letzten Elemente wieder, die nun in andren Formen und Verhältnissen durch die Reiche der Natur wandern, anderen Absichten zu dienen. Die Seele fährt fort, in anderen Kreisen ihre Denkkraft zu üben und das Universum von andern Seiten zu beschauen. Man kann freilich sagen, daß sie diese Sphäre im geringsten noch nicht erschöpft hat, daß sie solche vollkommener hätte verlassen

Winnen; aber weiß man denn, daß diese Sphäre für sie verloren ist? Wir legen jetzt manches Buch weg, das wir nicht verstehen, aber vielleicht verstehen wir es in einigen Jahren besser.“

Also in die kühne Phantasie einer Seelenwiederkehr, behufs immer größerer Vervollkommnung, mündet diese Erstlingschrift eines jungen Mediziners aus.

In demselben Jahre 1780 schrieb der alternde Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts“: „Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wiederzukommen etwa nicht lohnt? Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen bin? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? Oder weil so zuviel Zeit für mich verloren gehen würde? Verloren? Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?“ In diesem Schlusssatz blüht die ganze triebkräftige Geisteskraft des 18. Jahrhunderts.

Schiller verwandelte sich inzwischen aus einem Regimentschirurgen in einen freien Dichter. Er lernte am Rhein die Sorgen und Bitternisse des irdischen Kerkers kennen und atmete erst wieder in Bauerbach auf. Dort saß er an einem Aprilmorgen in der Gartenhütte und schrieb an seinen Freund Reinwald, Bibliothekar in Meiningen, einen bemerkenswerten Brief. Die hier zusammengefaßte Philosophie (Theosophie) blieb Jahre hindurch des Dichters Anschauung, bis er Kant kennen lernte.

Bauerbach. Früh in der Gartenhütte.

Montag, 14. April 1783.

In diesem herrlichen Hauche des Morgens denk' ich Sie, Freund — und meinen Karlos. Meine Seele fängt die Natur in einem entwölkten, blankeren Spiegel auf, und ich glaube, meine Gedanken sind wahr . . . Ich stelle mir vor: jede Dichtung ist nichts anderes als eine enthusiastische Freundschaft oder platonische Liebe zu einem Geschöpf unseres Kopfes.

Wir schaffen uns einen Charakter, wenn wir unsre Empfindungen, und unsre historische Kenntniss von fremden, in andre Mischungen bringen. Gleichwie aus einem einfachen weißen Strahl, je nachdem er auf Flächen fällt, tausend und wieder tausend Farben entstehen, so bin ich zu glauben geneigt, daß in unsrer Seele alle Charaktere nach ihren Urstoffen schlafen.¹⁾ Alle Geburten unsrer Phantasie wären also zuletzt nur wir selbst.

Liebe, mein Freund, ist zuletzt nur ein glücklicher Betrug. Erschrecken, entglühen, zerschmelzen wir für das fremde, uns ewig nie eigen werdende Geschöpf? Gewiß nicht. Wir leiden jenes alles nur für uns, für das Ich, dessen Spiegel jenes Geschöpf ist. Ich nehme selbst Gott nicht aus . . . Sein Bild sieht er aus der ganzen Ökonomie des Erschaffenen vollständig, wie aus einem Spiegel, zurückgeworfen und liebt Sich in dem Abriß, das Bezeichnete in dem Zeichen. Wiederum findet er in jedem einzelnen Geschöpfe Trümmer seines Wesens zerstreut.

Gleichwie keine Vollkommenheit einzeln existieren kann, sondern nur diesen Namen in einer gewissen Relation (Beziehung) auf einen allgemeinen Zweck verdient, so kann keine denkende Seele sich in sich selbst zurückziehen und mit sich begnügen . . . Der ewige innere Dang, in das Nebengeschöpf überzugehen oder dasselbe in sich hineinzuschlingen, es anzureißen, ist Liebe. Und sind nicht alle Erscheinungen der Freundschaft und Liebe — vom sanften Händedruck und Kuß bis zur innigsten Umarmung — so viele Äußerungen eines zur Vermischung strebenden Wesens?

. . . Das, was wir für einen Freund, und das, was wir für einen Helden unsrer Dichtung empfinden, ist eben das. In beiden Fällen führen wir uns durch neue Lagen und Bahnen, wir sehen uns unter andren Farben, wir leiden für uns unter andren Leibern.

Der Dichter muß weniger der Maler seines Helden, er muß mehr dessen Mädchen, dessen Busenfreund sein. Der Anteil des Liebenden fängt tausend feine Nuancen mehr als der scharfsichtigste Beobachter auf. Welchen wir lieben, dessen Gutes und Schlimmes, Glück und Unglück genießen wir in größeren Dosen, als welchen wir nicht so lieben und noch so gut kennen . . .

Nun eine kleine Anwendung auf meinen Karlos. Ich muß Ihnen gestehen, daß ich ihn gewissermaßen statt meines Mädchens habe. Ich

¹⁾ Die Leser erinnern sich hier unsrer Betrachtungen vor den florentinischen Bildern („Tagebuch aus Florenz“, Wege nach Weimar, II., S. 204). L.

trage ihn auf meinem Busen — ich schwärme mit ihm durch die Gegend um Bauerbach herum . . .

Teurer Freund! Ich bin nicht, was ich gewiß hätte werden können. Ich hätte vielleicht groß werden können, aber das Schicksal stritt zu früh wider mich. Lieben und schätzen Sie mich wegen dem, was ich unter besseren Sternen geworden wäre, und ehren Sie die Absicht in mir, die die Vorsicht in mir verfehlt hat. Aber bleiben Sie Mein! S.

Ein echter Schillerbrief! Diesem heißherzigen Empfinden genügt es nicht, seine Gestalten zu „malen“: er rückt ihnen näher, er springt in sie über, er ist ihr Busenfreund, er ist sie selbst. Und warum ist das dem liebenden Schaffen möglich? Weil ja sie alle Teile sind derselben Kraft.

Reinwald war nicht der berufene Freund. Aber im Körner'schen Freundschaftsbereich blüht wenige Jahre danach dieser menscheitumfassende Liebesgedanke erst recht auf. Dort steigt das Lied an die Freude dithyrambisch empor.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr!

Schon in einem älteren Gedicht („Die Freundschaft“) ist ähnliches ausgesprochen:

„Tote Gruppen sind wir, wenn wir hassen —
Götter, wenn wir liebend uns umfassen!“

Und ebendort:

„Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,
Seelen träumt' ich in die Felsensteine
Und umarmend küßt' ich sie!“

Und als kühnster Gedanke:

„Freundlos war der große Weltenmeister,
Fühlte Mangel, darum schuf er Geister,
Sel'ge Spiegel seiner Seligkeit!“

Eben dies theosophische Alles-in-Gott und Gott-in-allem finden wir als Kerngedanken der in Dresden entstandenen „Philosophischen Briefe“ zwischen Julius (Schiller) und Raphael (Körner).

Was jene hohen Menschen unter Freundschaft verstanden, wissen wir schon aus dem Briefwechsel Schiller-Körner.¹⁾ Wie in diesem persönlichen Austausch, so klang es nun auch in den gedruckten „Philosophischen Briefen“.

„Das Universum ist ein Gedanke Gottes . . . Die ganze Summe von harmonischer Tätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existiert, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt. Die Natur ist ein unendlich geteilter Gott.“

Was ist hierbei des Menschen Arbeit und Aufgabe?

„Aus diesem vorhandenen Ganzen die erste Zeichnung wiederzufinden, die Regel in der Maschine, die Einheit in der Zusammensetzung, das Gesetz in den Phänomenen.“

Also die Gottheit zu finden, den Geist zu finden, die Idee des Ganzen. Gott, Geist, Idee — Schiller nennt es hier das vielfältig ausgestrahlte „denkende Wesen“, eine „Kraft, die mir ähnlich ist.“ Es gibt somit „keine Einöde in der ganzen Natur mehr: wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist“ . . . „Die Gesetze der Natur sind die Chiffren, welche das denkende Wesen [Gott] zusammensetzt, um sich dem denkenden Wesen [Mensch] verständlich zu machen: — das Alphabet, vermittelt dessen alle Geister mit dem vollkommensten Geist und mit sich selber unterhandeln. Harmonie, Wahrheit, Ordnung, Schönheit, Vortrefflichkeit geben mir Freude, weil sie mich in den tätigen Zustand ihres Erfinders, ihres Besitzers versetzen. Ich bespreche mich mit dem Unendlichen durch das Instrument der Natur, durch die Weltgeschichte: ich lese die Seele des Künstlers in seinem Apollo“ . . .

Durch und durch dichterische Gedanken! Unser Erdenweg ein Zurücksuchen zu Gott, zur Vollkommenheit — von der wir ausgegangen sind.

„Alle Geister werden angezogen von Vollkommenheit. Alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Äußerung ihrer Kräfte,

¹⁾ Vgl. „Wege nach Weimar“, Bd. I, S. 156 ff.

alle besitzen den gemeinschaftlichen Trieb, alles an sich zu ziehen, in sich zu versammeln, sich eigen zu machen, was sie als gut, als vortrefflich, als reizend erkennen. Anschauung des Schönen, des Wahren, des Vortrefflichen ist augenblickliche Besitznehmung dieser Eigenschaften. Welchen Zustand wir wahrnehmen, in diesen treten wir selbst.

„Wenn wir z. B. eine Handlung der Großmut, der Tapferkeit, der Klugheit bewundern, regt sich da nicht ein geheimes Bewußtsein in unseren Herzen, daß wir fähig wären, ein Gleiches zu tun?“

„Ich bin überzeugt, daß in dem glücklichen Moment des Ideals der Künstler, der Philosoph und der Dichter die großen und guten Menschen wirklich sind, deren Bild sie entwerfen.“

Ausdrücklich betont der Idealist: „Vollkommenheit in der Natur ist keine Eigenschaft der Materie, sondern der Geister.“ Und: „Alle Geister sind glücklich durch Vollkommenheit.“

Wir könnten sagen: durch Wieder-eins-sein mit der Gottheit. In diesem Sinne allein begehren wir Glückseligkeit; diese Eigenliebe ist aber nicht Egoismus, denn das „Ich“, das wir glücklich sehen möchten, ist ja das Geistige in uns: erhöhen wir es, so erhöhen wir das Geistige der Menschheit überhaupt. Und so ist diese Liebe ein Drang zum Besitzergreifen des Vollkommenen; solche Liebe ist „das schönste Phänomen in der beseelten Schöpfung, der mächtige Magnet in der Geisterwelt, die Quelle der Andacht und der erhabenen Tugend“. Wir hören hier Klopstockschen Gemütschwung, den später der phantastische Jean Paul wieder aufnehmen wird.

„Liebe (sagt Schiller) ist nur der Widerschein dieser einzigen Urkraft, eine Anziehung des Vortrefflichen, gegründet auf einen augenblicklichen Tausch der Persönlichkeit, eine Verwechslung der Wesen. Wenn ich hasse, so nehme ich mir etwas; wenn ich liebe, so werde ich um das reicher, was ich liebe. Verzeihung ist das Wiederfinden eines veräußerten Eigentums — Menschenhaß ein verlängerter Selbstmord; Egoismus die höchste Armut eines erschaffenen Wesens.“

So hat dieser junge deutsche Idealist, der Schüler Rousseaus, das Problem der Liebe vergeistigt.

„Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir aufgelegt sind, jede

Blume und jedes entlegene Gestirn, jeden Wurm und jeden geahnten höheren Geist an den Busen zu drücken — ein Umarmen der ganzen Natur, gleich unserer Geliebten. Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im kleinen und großen der Natur aufzulesen und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit näher gerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt.

„Die Philosophie unsrer Zeiten widerspricht dieser Lehre. Viele unsrer denkenden Köpfe haben es sich angelegen sein lassen, diesen himmlischen Trieb aus der menschlichen Seele hinwegzuspotten, das Gepräge der Gottheit zu verwischen und diese Energie, diesen edlen Enthusiasmus im kalten tödenden Hauch einer gleichgültigen Indifferenz aufzulösen. Im Knechtsgeföhle ihrer eigenen Entwürdigung haben sie sich mit dem gefährlichen Feinde des Wohlwollens, dem Eigennutz, abgefunden, ein Phänomen zu erklären, das ihren begrenzten Herzen zu göttlich war. Aus einem dürftigen Egoismus haben sie ihre Lehre gesponnen und ihre eigene Beschränkung zum Maßstab des Schöpfers gemacht — entartete Sklaven, die unter dem Klang ihrer Ketten die Freiheit verschreien!“

Wie für heute gesprochen!

Aber unser Dichter fährt fort, echt Schiller: „Warum soll es die ganze Gattung entgelten, wenn einzelne Glieder an ihrem Werte verzagen?!“ Es ist nun einmal Tatsache: „Egoismus und Liebe scheiden die Menschheit in zwei höchst unähnliche Geschlechter.“

Wendet jemand ein: Dies alles ist nur „ausgedacht“, nur Hypothese oder Postulat? Dem antwortet der Theosoph: „Diese Philosophie hat mein Herz geadelt und die Perspektive meines Lebens verschönert. Möglich, daß das ganze Gerüst meiner Schlüsse ein bestandloses Traumbild gewesen; die Welt, wie ich sie hier malte, ist vielleicht nirgends als im Gehirne deines Julius wirklich — — vielleicht, daß ich bei Erblickung des wahren Originals meine eigene schülerhafte Zeichnung schamrot in Stücke reiße — alles dies mag eintreffen, ich erwarte es. Dann aber, wenn die Wirklichkeit meinem

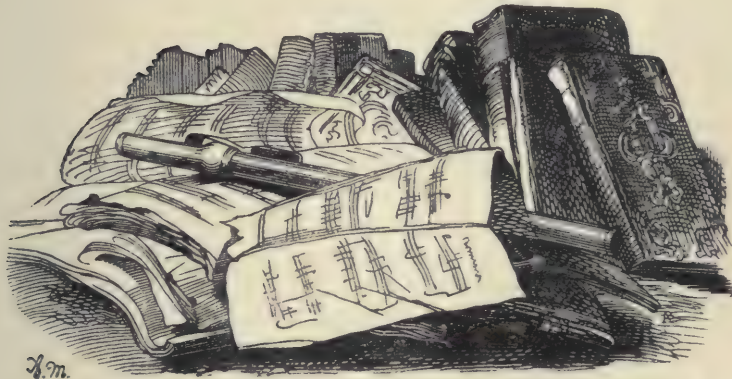
Traume auch nicht einmal ähnelt, wird mich die Wirklichkeit um so entzückender, um so majestätischer überraschen. Sollten meine Ideen wohl schöner sein als die Ideen des ewigen Schöpfers?!"

So spiegelte sich im Dichter der „Don Karlos“ das Weltganze.

Wolff-Leibniz hatten die Schulphilosophie jener Zeit geprägt; und ein subjektiver Gefühls-Pantheismus lag seit Klopstock, neben aller trockenen Aufklärungsarbeit der Popularphilosophie, in der dichterischen Stimmung der Zeit.

Und nun kam, aus dem Lande Friedrichs des Großen, der willensklare Kant.

(Schluß folgt.)



Gordons Heldentod



Man nehme das folgende Charakterbild als ein Beispiel zu unsren Betrachtungen über soldatisches Selbentum und menschliche Pflichterfüllung.

uf der Galerie, die den Regierungspalast von Chartum umgibt, geht der englische Gouverneur Gordon ruhslos auf und ab. Die tropische Nacht spannt über eine ausgehungerte Stadt das blaue Gewölbe. Und darunter kauert unbeschreibliches Elend.

Der Generalstatthalter der ägyptischen Provinzen des Sudan raucht seine Zigarette zu Ende, wirft sie über das Gelände und horcht wieder hinaus. Wie er da stand, ein mittelgroßer, muskulöser Mann, mit breiter Stirn und durchdringenden Augen, die Hände auf das Geländer gestemmt und den Kopf mit der dunkelroten Türkenmütze horchend geneigt — wie er da stand, war er eine Versichertbarung seines Amtes und seiner Tragik: eine Wache auf schwer bedrohtem Posten.

Chartum war seit Monaten vom Mahdi belagert. Bürger und ägyptische Soldaten, soweit das Volk nicht zum Mahdi übergelaufen war, hielten Tag und Nacht die Wälle besetzt. Kämpfe, Ausfälle, Kanonaden brachten ununterbrochen Erregung. Das Gerede ging um, daß Gordon, der einzige Europäer, der in dieser hoffnungslosen Stadt aushielt, überhaupt nicht mehr schlafe.

Der General hatte wohl tausendmal all die Monde her mit dem Fernrohr den nördlichen Horizont abgesucht. Kein Rauch eines Nildampfers! Kein Entsas! . . .

Langsam schritt er wieder hin und her. Auf ihm, dem tief-

religiösen Einsiedler, wucherte der Gedanke, wie ohnmächtig selbst die reinste Liebe sei, selbstlose, opferfähige Liebe. An ein paar kühlen oder beschränkten Diplomatenköpfen zerschellt nun Chartum trotz unerbittlich tapfern Widerstandes. Gordon hatte Übermenschliches an diesen verlassenen Nubiern getan. Er ging zwischen diesen braunen und schwarzen, dicklippigen, unreinlichen Menschenbrüdern umher wie ein Vater zwischen ratlosen Kindern. „Ich verlass' euch nicht“ — das war sein stehendes Wort. Was er an Eigenem besaß, gab er her; er tat das ohne viel Aufhebens, es entsprach seiner Natur. Eine warme Festigkeit strahlte kräftigend von ihm aus, als müßte das alles so sein, wie er es anordnete. Er wirkte magnetisch. In diesem ritterlichen Manne war etwas unbedingt Gutes verkörpert.

Nachtgeräusche drangen aus der Sandebene und über den Nil herüber. Seit das Fort Omdurman in den Händen der Mahdisten war, schien das Schicksal der Stadt besiegelt. Sie gürteteten sich dort drüben zu einem allgemeinen Sturm. Wie Dämonenscharen, zusammengeströmt aus dem schwärzesten Afrika, umringten sie diesen weißen Mann. Jede Stunde konnte das Ende bringen: denn die kraftlosen Verteidiger von Chartum, mit unzulänglichen Speisen genährt (zulezt täglich mit einer Ration Gummi!) mußten bei einem Mahdistensturm umfallen — wie umgeblasen!

Aus dem Anrat dieser nubischen Stadt flogen des englischen Offiziers Gedanken heimwärts, nach Gravesend und den vielen Armen, die er dort — als Ingenieur-Kommandant — in sechs glücklich-stillen Jahren gepflegt und gefördert hatte, weitab vom heiligen Nil. . . . Heilig der Nil? O Land der weißen Lotusblüte! Wieviel Religionen haben seit Jahrtausenden hier, am Rande des Flugsandes, Tempel gebaut! Und jetzt?

Sie kannten den Einen Herrn nicht, an dem dieser Nachkomme der Cromwell-Puritaner als an seinem obersten Kriegsherrn festhielt, der seltsame Gordon, der täglich neben der Bibel in Thomas a Kempis' „Nachfolge Christi“ zu lesen pflegte — und der genau so selbstlos-liebevoll zu tun gewohnt war, wie er gelesen und gebetet hatte, fromm ohne Frömmelei, tatkräftig ohne Phrasen.

„Er lebte nur für andere“, heißt es in einer seiner Biographien. „Sein Haus in Gravesend — und es war ein großes, viel zu groß für die bescheidenen Bedürfnisse des Junggesellen — war Schule, Kranken- und Armenhaus in einem. Kein Notleidender klopfte je vergebens an seine Thür; alle Hilfsbedürftigen hatten ein Anrecht an ihn; aber am meisten zog sein Herz ihn zu den sogenannten Straßengungen. Er lud sie ein, zu ihm zu kommen, und versammelte sie bei sich in Klassen, wozu mehr als ein Zimmer seines Hauses herhalten mußte. Die ganz verkommenen und heimatlosen behielt er eine Zeitlang bei sich, kleidete und reinigte sie, um sie dann, am liebsten als Schiffsjungen, unterzubringen. Drei der Jungen hatten einmal das Scharlachfieber in seinem Hause; er pflegte sie und verbrachte mehrere Stunden der Nacht an ihrem Bette. Auch die Armenschule besuchte er; an den Sonntagnachmittagen konnte man ihn sicher daselbst antreffen. Wenigstens einmal wöchentlich erschien er im Armenspital, und nie kam er mit leeren Händen. Was seine Freunde ihm etwa zuschickten, schöne Trauben oder Erdbeeren zu früher Jahreszeit, das wanderte zu den Kranken. Und die Liebe, die aus seinen Augen strahlte, war den Leuten erquicklicher noch als seine Gaben.“

Eine großzügige Einsiedler-Natur, die alle der Geselligkeit oder Ländelei entzogenen Kräfte als Ersparnisse den Armen schenkte.

So sah der wahrhaft würdige Vertreter der Christenheit aus, der die Stadt Chartum, den äußersten Posten europäischer Kultur, fast ein Jahr lang vor dem mohammedanischen Fanatismus des Mahdi hielt.

* * *

Charles George Gordon — geboren am 28. Januar 1833 — entstammte einem altschottischen Kriegergeschlecht. Als Ingenieur-offizier hatte er in den Laufgräben von Sebastopol, kaltblütig und tapfer schon damals, seine militärische Laufbahn begonnen. Durch die halbe Welt führten ihn Drang und Beruf. Zunächst ward er, nach Beendigung des schweren Krimkrieges, als Sebastopol endlich in die Luft geflogen, zum friedlicheren Geschäfte der Grenzbestimmung zwischen Rußland und Türkei herangeholt. Und nach kurzer Ruhepause in

Konstantinopel riefen ihn die chinesischen Kriegsjahre: der langwierige Taiping-Aufstand.

Welch andres Bild als der Donner und Dampf oder fürchterliche Winterfrost vor Sebastopol! Die kanaldurchzogene chinesische Landschaft — der zertrümmerte Sommerpalast des Kaisers — das Brescheshießen in feindliche Mauern — und zahllose Sturmangriffe auf Rebellenstädte! Major Gordon war zuletzt selbständiger Führer; mit der Gerte nur — „Gordons Zauberstab“ — schritt er seiner fast immer siegreichen Armee in den Kugelregen voran, geliebt vom Freund, geehrt und gefürchtet vom Feind. Er verläßt China unbereichert, trotz glänzender Gelegenheiten und Angebote; was er übrig hat, verteilt er unter die Truppen. Der Kaiser, ratlos gegenüber dem unbefehllichen Manne, gibt ihm den höchsten chinesischen Ehrentitel und eine Ehrenkette: letztere legt Gordon, nach England heimreisend, auf den Teller, der für eine Soldatenwitwe sammelt. Und von einer großen Goldmedaille, die er sich aufgehoben, schabt er später die Inschrift weg und verschießt auch sie — ohne Namensnennung — an einen Kanonikus, der für hungernde Weber um Gaben bat.

Tapferkeit war diesem echten Edelmann so eingeboren wie Frommheit; und diese wieder war aufs wärmste vereinigt mit unbegrenzter Wohltätigkeit. Er machte weder von dem einen noch von dem andren viel Aufhebens, ja, ging allen Ehrungen und Einladungen peinlich aus dem Wege. Seine Lebensauffassung und sein Soldatenberuf verlangten schlichte Tat.

Als er dann zum erstenmal in den Sudan berufen ward, um jener heillosen Paschawirtschaft auf den Leib zu rücken, war es wiederum seine bezwingende persönliche Wahrhaftigkeit nebst unbedingtem sachlichem Mut, was ihm Gehorsam errang und widerspenstigen Willen beugte. Wie oft trug ihn sein Kamel in geschwindestem Schaukelschritt quer über den gelben Wüstensand; und der burnusverhüllte General saß darauf, von Moskitos blutig gestochen, gefoltert von Durst, geblendet von der Sonnenglut — aber mit zähem Eigensinn dem Orte zustrebend, wo zu beruhigen oder auch ungeschwächlich zu strafen war. Einmal trat er so mitten zwischen Auf-

rührer, die vor Verblüffung über solchen Mut willig mit sich reden ließen.

So war er ein fünfzigjähriger Mann geworden. Er war ohne Weib, ohne feste Heimstatt, ohne Reichthum — nur Mensch und Soldat.

Als nun der Aufstand des Mahdi Englands ägyptische Interessen bedrohte, erinnerte man sich dieses selbstlosen Charakters und bedeutenden Offiziers. Gordon erhielt von der englischen Regierung den Befehl, aus den gefährdeten Städten wie Berber und dem noch südlicheren Chartum die Besatzung, die Beamten, Kaufleute und was sonst vom Mahdi bedroht war, nach Kairo in Sicherheit zu bringen. Er kam allein, ohne Heer; aber sein Name hatte Kraft. Der Freudentaumel in Chartum war unbeschreiblich: sie küßten dem Retter Gewand, Hände, Füße (so daß er mehrmals im Einzugsgewimmel zu Boden fiel), sie erwarteten alles Heil von diesem Vater der Armen. Doch es war zu spät zum Rückzug nach dem nördlichen Agypten: das Zwischengelände ward aufständisch, es war kein Durchmarsch mehr möglich. Er selbst hätte sich noch auf einem Nildampfer reiten können; auch über Abessinien wäre anfangs vielleicht ein Abzug möglich gewesen, wenn nicht so unsichere Verhaltensbefehle vom Vertreter der englischen Regierung ausgegangen wären. Kurz — die Stadt wurde eingeschlossen. Lange Belagerung begann. Gordon sandte zuletzt, als alles aussichtslos war, seine wenigen europäischen Begleiter auf einem Dampfer nordwärts (sie verunglückten); er stellte jedermann in der Stadt frei, zum belagernden Mahdi überzugehen, wovon auch Tausende Gebrauch machten. Dann, die übrigen mit Ausdauer stählend und durch die Aussicht auf ein englisches Entsatzheer hartnäckig ermunternd, beschloß er die Stadt bis zum Äußersten zu halten — oder mit den Bewohnern zu fallen. Es mochte Gefindel sein, was ihn da umwimmelte, nicht wert des Opfers; ja, da war vielleicht kein einziger, dem man wirklich trauen konnte. Das Haar war ihm in den Seelenqualen der letzten Wochen weiß geworden; er war fürchterlich allein. Aber das beeinflusste sein Verhalten nicht. Pflicht und Ehre geboten dies Ausharren — wie Pflicht und Ehre England hätten gebieten sollen, diesen Helden samt der ihm anvertrauten Stadt zu

retten. Aber erst spät, unter dem Druck der öffentlichen Meinung, entschloß man sich dort zur Ausfendung einer Entsastruppe.

„Welch eine Komödie!“ schreibt Gordon in seinen Tagebüchern (die uns erhalten sind), „wenn es sich nicht um Menschenleben handelte! . . .“ 21. November 1884: „Ich kann aufrichtig sagen, daß ich meines Lebens müde bin. Tag und Nacht, Nacht und Tag ein ununterbrochener Kampf!“ 6. Dezember 1884: „Morgen sind es 270 Tage oder neun Monate, daß wir in diesem beständigen Elend leben.“ An anderer Stelle (im Oktober) sagt er deutlich: „Die Unschlüssigkeit unserer Regierung ist an allem schuld. Hätte man von Anfang an gesagt: ‚Es geht uns nichts an und wir regen keinen Finger, wenn die Besatzungen im Süden umkommen‘, hätte man mir nichts von Entsaß telegraphiert, statt dessen die drei Worte: ‚Hilf dir selber‘ — dann könnte kein Mensch sich beschweren. Aber die Regierung wollte das nicht sagen, daß sie die Besatzungen im Stich zu lassen gesonnen sei, und darum unterblieb das ‚Hilf dir selber‘. Das ist's, was uns die Hände gebunden hat. Hätte ich meinen Posten verlassen, so hätte man mich als Deserteur darum zur Verantwortung ziehen können, weil ich die Dampfer und Kriegsvorräte in des Mahdi Hände hätte fallen lassen. Denn wenn ich Reißhaus nähme, so dauerte es keine fünf Tage und der Mahdi wäre hier.“ . . . Gordon ist nüchtern und gerecht genug, zu empfinden und zu wissen, wie sein „Reißhausnehmen“ wirken würde, nachdem die Stadt seit Monaten Entbehrung über Entbehrung gelitten hat, immer auf englischen Entsaß hoffend. „Und darum erkläre ich ein für allemal, daß ich den Sudan nicht verlasse, bis jeder sich hat retten können, der es nötig hat, bis eine Regierung hier aufgerichtet ist, die mich meiner Pflicht entbindet. Und wenn jetzt ein Befehl kommt, der mich gehen heißt, so werde ich nicht gehorchen, sondern bleibe hier und falle mit der Stadt und teile ihre Not.“

Am 14. Dezember 1884 schließt er sein Tagebuch mit folgenden Worten: „Jetzt beherzigen Sie das: wenn das Expeditionskorps nicht in zehn Tagen kommt, wird die Stadt fallen. Ich habe mein Bestes für die Ehre meines Vaterlandes getan. Lebt wohl!“

*

*

*

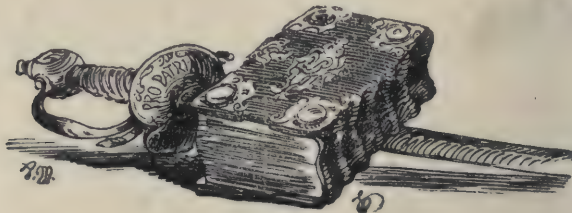
In der Ferne Schüsse, Geschrei, Getöse . . . Der Statthalter fährt auf . . . Das Getöse schwillt herüber, Boten jagen: „Farag Paschas Bastion gefallen!“ Die Mahdisten sind in der Stadt.

Es war in einer Sonntagnacht gegen Morgen des Montags. Gordon nimmt seinen Säbel und geht hinab. Niemand kann sagen, wie es nun in dem wüsten Brand- und Blutgetümmel zuing. Gordon soll, wie ein Gefangener des Mahdi (Cuzzi) erzählt, mit einem Häuflein bis an das Missionshaus vorgedrungen sein; dort toste ihm ein Rudel dieser blutberauschten Derwische entgegen: und einer von ihnen stieß ihm sofort den Speer durch den Leib. Der Kopf wurde dem Mahdi gebracht. Etwa zwanzigtausend Menschen sind in diesem zweitägigen Blutbad gefallen.

Zwei Tage später — es war Gordons zweiundfünfzigster Geburtstag — stieg der so lang ersehnte Rauch der zum Entsatz heranzögernden Dampfer des Expeditionsheeres endlich auf. Zwei Tage zu spät! Kanonenschüsse von den nunmehr mahdistischen Wällen her abgefeuert, empfangen die verspäteten Helfer. Sie kehrten um.

So starb einer der edelsten Männer des 19. Jahrhunderts am 26. Januar 1885 den einsamen Heldentod.

„Ich selber“, hatte Gordon einmal in seiner schlichten Weise geschrieben, „vermag nichts. Ich bin nur ein Werkzeug in der Hand des Meisters, ein Messer, welches das Holz beschneidet. Wenn ich die Schneide verliere, muß er sie wieder schärfen. Und gefällt es ihm, mich auf die Seite zu legen und mit einem andern Werkzeug zu arbeiten, so geschehe sein Wille!“





Friedrich der Große

V.

Der königliche Schriftsteller

Der Einsiedler von Sanssouci, der sich in der strengen Vornehmheit jener glänzenden Räume bewegte, kannte zeitlebens kein eigentlich Idyll. Sein ununterbrochen tätiger Geist erlaubte keine behagliche Ausspannung. Was er von Voltaire rühmt, gilt in reinerem und stärkerem Maße von ihm selber: „Sein Dasein war derartig, daß bei ihm der Geist immer die Materie beherrschte; es war eine starke Seele, die ihre Kraft einem fast durchsichtigen Körper mittheilte.“ Diese Spannung einer so außergewöhnlichen Arbeitsamkeit strafft auch des Königs Stil.

Der Stil des königlichen Schriftstellers hat Verbe, Nerv, Energie (ich wähle mit Absicht Fremdwörter). Man spürt darin ein fortwährendes Wachehalten; ja ein Angreifen, Andringen, ein sachlich Bestimmen; es ist entweder geistreich-aggressive Unterhaltung oder Rede,

die keinen Widerspruch gewohnt ist, weil sie ihre unbestechlichen Gesetze in sich selbst weiß. Man kann sagen: Friedrichs Werke sind Monologe eines lebhaften Einsiedlers; nicht eines beschaulichen Gemütes, sondern eines raschen und ununterbrochen beweglichen Geistes. Dieser Einsiedler ist aber zugleich König: er legt Wert auf die Form seiner Episteln und Ansprachen; ihn leitet hierbei französischer Geschmack der nachklassischen Zeit. Man merkt ihm die Zufriedenheit an, wenn er eine „gute“ Arbeit liest oder selber leistet. Es ist nichts von Stimmung darin; alles ist auf praktische Arbeit und Aufklärung gestimmt. Verstand, Willen und Geschmack, aber in leidenschaftlich Anteilnehmender Bewegtheit, bestimmen des Königs Diktion.

Man kann in drei Worten zusammenfassen, was jenem rednerischen und aufklärenden Zeitalter Voltaires gefehlt hat. Es sind drei zarte Geheimnisse, die weder mit Verstand noch durch den Willen erfaßt werden: Natur, Weib, Religion. Für den alles wissenden Verstand gibt es keine Mysterien. Er meistert die Natur, statt in ihrer Vielfältigkeit die natürlich verschlungenen Linien zu achten; er zieht den Schleier vom Frauengemüt und findet „la femme“: das Geschlecht; er nimmt den Schleier von der religiösen Seelenstimmung und findet dahinter Priestertum oder gar „Betrüger“. Zum Wesen des religiösen Genies hat dieses Zeitalter kein Verhältnis gefunden.

Doch müssen wir da vor Ungerechtigkeit auf der Hut sein. Mit Friedrichs gespannten Organismus vertrug sich nicht eine gemüthhafte Beseelung der Welt, wie sie von germanischer Poesie und Mystik erwärmend ausgeht. Das hätte verweilende Beschaulichkeit erfordert, ruhig-reines Horchen auf die feinen Stimmen des dämmernenden Waldes und des dämmernden Herzens, worin schon der Ernst eines Tacitus keimhaft die deutsche Religiosität geahnt hat. Des Königs bewegliche, nie ruhende Energie hatte andere Aufgaben. Seine Poesie war leidenschaftliche Rede wider abstrakt zusammengefaßte Feinde des Staates und der Humanität, wie „Neid, Haß, Verleumdung, Schicksal“; selbstermunternde oder sein Volk ermunternde Rede; echt und wahr empfunden und nervig ausgesprochen. Seine Prosa-Arbeiten waren nicht von warmer Luftschicht umhüllt, wie doch

selbst Schillers warmtönig-ideale Aufsätze und gar Goethes Arbeit: es war bestimmte Sachlichkeit, ohne die wechselnden Modulationen der natürlichen Menschenstimme, und infolgedessen etwas eintönig. Eintönig, weil immer in gleich straffer Energie dahineilend.

* * *

Am wechselreichsten und anmutigsten ist dieser Stil in den Briefen. Unter den 30 Bänden der Werke Friedrichs des Großen (herausgegeben auf Anordnung Friedrich Wilhelms IV. unter Leitung der Berliner Akademie durch J. D. E. Preuß) — unter diesen dreißig Bänden sind 12 Bände mit Briefen gefüllt; darunter drei allein mit Briefen an Voltaire. Es sind über 3000 Briefe. Und zwar zum Theil sehr umfangreiche Episteln, wahre Abhandlungen; dazwischen wieder kurze Zettel.

Aus diesen Briefen ganz besonders leuchtet uns der innere Reichtum dieses herzenshöflichen und herzenswahren königlichen Menschen entgegen. Auch die oratorisch klingenden Übertreibungen, z. B. in den Briefen an Voltaire, sind nicht nur Höflichkeit; im scheinbaren Phrasenschema (wie man hier fast sagen möchte) glüht echte Dankbarkeit, reges Bedürfnis nach Austausch und Gegenreiz. Und auch aus seinem Zorn oder aus sarkastischen Verstimmungen macht der König, bei aller eleganten Höflichkeit der Form, keinen Hehl. Man hat davon Proben.

Die Briefe an gelehrte Männer (z. B. d'Allembert) wurden gewöhnlich erst nach mehrfacher Durcharbeitung abgesandt. Die meisten dieser 30 Bände großen Formats hat Friedrich eigenhändig geschrieben. Nur ein Theil (etwa ein Fünftel) ist von Kabinettsekretären nach genauen Angaben des königlichen Schriftstellers ausgeführt worden.

Wir haben des Königs Briefe in diesen Blättern hinlänglich kennen gelernt. Nur zwei prächtig unmittelbare Ergüsse, an Freund Jordan und an eine mütterliche Freundin, die alte Gräfin Camas, mögen hier noch einmal unsre Darstellung mit Beispielen beleben:

Ottm ach au, 14. Januar 1741.

Mein liebster Herr Jordan, süßer Herr Jordan, sanfter Herr Jordan, mein guter, gemüthlicher, friedlicher, mein menschenfreundlicher

Jordan, ich melde Deiner Heiterkeit, daß Schlesien erobert ist, ich zeige Dir an, daß Reiffe bombardiert wird, ich bereite Dich auf die wichtigsten Pläne vor und unterrichte Dich von den glücklichsten Erfolgen, die Fortunas Schoß jemals geboren hat.

Dies möge Dir genügen. Sei mein Cicero, was das Recht meiner Sache anlangt, ich werde in der Ausführung Dein Cäsar sein.

Lebe wohl; Du weißt, ob ich mit der herzlichsten Freundschaft Dein treuer Freund bin.

Neustadt, 18. November 1760.

Ich bin pünktlich mit meiner Antwort und beeile mich, Ihren Wunsch zu erfüllen. Sie sollen ein Frühstücksservice haben, liebe Mama: sechs niedliche Tassen, hübsch bunt und mit all den kleinen Verzierungen, die sie noch niedlicher machen. Es kommen noch einige Kleinigkeiten hinzu, und dadurch wird sich die Absendung um mehrere Tage verzögern; ich hoffe aber, daß Sie damit zufrieden sein werden, da Sie auf diese Weise eine Kleinigkeit erhalten, welche Ihnen gefällt und Sie an Ihren alten Anbeter erinnert.

Wir werden leider alt. Seit vier Jahren habe ich auf die Soupers verzichtet, die für das mir aufgezwungene Handwerk nicht passen. An Marschtagen besteht mein Diner aus einer Tasse Chokolade.

Wir waren ganz aufgebläht von unserem Siege und sind wie Narren gelaufen, um zu versuchen, ob wir die Österreicher aus Dresden herauswerfen könnten. Sie haben uns aber von der Höhe ihrer Stellung auf den Bergen ausgelacht. Da bin ich denn wie ein kleiner Junge sacht wieder zurückgegangen, um meinen Ärger in einem der verwünschtesten Dörfer Sachsens zu verbergen.

Augenblicklich muß ich die Herren Reichstruppen aus Freiberg und Chemnitz verjagen, um Lebensmittel und Quartiere zu erlangen.

Ich schwöre Ihnen, es ist ein Hundeleben. Kein Mensch außer mir und Don Quixote hat so gelebt. Diese unaufhörlichen Geschäfte, die stete Unruhe haben mich so alt gemacht, daß Sie Mühe haben werden, mich wieder zu erkennen. Auf der rechten Seite sind mir die Haare völlig grau geworden, meine Zähne werden mürbe und fallen aus. Mein Gesicht ist so voll Runzeln, wie ein Frauenkleid voll Falten, der Rücken krumm wie ein Fiedelbogen, und mein Inneres so traurig und niedergeschlagen, wie die Seele eines Trappisten.

Ich sage Ihnen das alles, damit Sie, wenn wir uns im Fleische

wiedersehen sollten, nicht allzusehr über mein Äußeres erschrecken. Nur mein Herz ist nicht verändert und wird, so lange ich atme, die Gesinnungen der Achtung und liebevollen Freundschaft für meine gute Mama bewahren.

Leben Sie wohl.

Friedrich.

Hier, bei den Briefen, will ich eine für diesen seltsamsten Preußenkönig vielleicht wichtige Bemerkung nicht unterdrücken. Friedrich, der sich wie ein Atlas schwerste Lebensarbeit auflud, war durch Naturanlage, absolutistische Zeitstimmung und Lebensschicksale zu seiner Isolierung gekommen: — er stellte nun gleichsam die fremde Sprache, die höflichen Formen dieser Sprache, die Philosophie, die Geschichte wie eine Wand zwischen sich und die Menschen seiner Umwelt.

Das will heißen: dieses Genie hatte Abstand nötig, weil er Sammlung nötig hatte; aus der Sammlung aber floß seine Kraft. Hier haben wir den instinktiven Grund seiner Einsamkeit. Hier auch den Grund, warum er große Männer aus der Geschichte — „große Toten“, wie später Ruskin sagt — ununterbrochen in Form von Büchern oder Kunstwerken bei sich zu Gast hatte. Denn nicht der Raum nähert wahrhaft, sondern der gleiche Seelenzustand. Ihm stand der tote Mark Aurel näher als der lebendige August der Starke. Und weil Voltaires geniales Formgeschick die Kunstarten mancher Großen des Altertums so vielseitig in den französischen Geschmack jener Zeit umsetzte, bildete grade Voltaires Formengenie die angenehme Brücke zu den wirklich Großen, in die nun unser königlicher Einsiedler kongenial alle Blut und Sattrast seiner eigenen großen Seele übertrug — und wieder in sich zurückstrahlen ließ. Denn die Großen geben nur dem, der selber gibt.

So wob sich der Einsiedler von Sanssouci in eine Welt ein, die zwar von Gelehrten, Künstlern, Soldaten, Windspielen und männlicher Dienerschaft betreten wurde, nie aber von seiner Gemahlin.

* * *

Geschichtliche Bildung ist also für König Friedrich unerläßliche Grundlage aller Erziehung. Er hat fortwährend bedeutende

Namen zur Hand, sich selber und andren zur Ermunterung und aus Bedürfnis nach bedeutendem Umgang. Denn auch hier ist nicht der Wissensballast ihm an sich wertvoll, sondern das Wesen der Sache und der praktische Wert, der Lebenswert für den Staat und den Einzelmenschen.

„Selbst wer an der Spitze der Nationen steht, oder wer unter ihnen die Regierung leitet, darf sich nicht dem Studium der Geschichte entziehen. Das ist ihr Brevier, das ist ein Gemälde, welches ihnen in feinsten Abstufungen die Charaktere und Handlungen mächtiger Menschen, sowie deren Tugenden, Laster, Erfolge, ihr Unglück und ihre Hilfsmittel vorführt. In der Geschichte ihres Vaterlandes, die hauptsächlich ihre Aufmerksamkeit anziehen muß, finden sie den Ursprung guter und schlechter Einrichtungen und eine zusammenhängende Kette von Ereignissen, die bis auf die heutige Zeit führt; sie finden darin die Gründe, welche die Völker vereinigt, und die Gründe, welche diese Bande wieder zerrissen haben; Beispiele, welche nachzuahmen, und Beispiele, welche zu vermeiden sind“ . . .

„Beispiele“ . . . So heißt es in der „Abhandlung über den Nutzen der Künste und Wissenschaften in einem Staate“. Und im „Versuch über die Eigenliebe als moralisches Prinzip betrachtet“ [Eigenliebe: nämlich Liebe zu unsrem höheren Ich] ist dieser erziehende Wert der Geschichte noch schärfer hervorgehoben.

„Weshalb sollten nun solche großartigen Beispiele, die auf die Alten so mächtigen Einfluß gehabt haben, in unseren Tagen dessen weniger fähig sein? Die Liebe zum Ruhm ist schönen Seelen angeboren. Es gilt nur, sie zu reizen, sie zu beleben; und die Menschen, die bisher nur ein Pflanzenleben führten, würden durch diesen beglückenden Drang entflammt werden und in Halbgötter verwandelt scheinen.“

Große Beispiele sich selber und der Mit- und Nachwelt hinstellen: so faßten auch unsre weimarischen Dichter den Wert der Geschichte auf. So erregt die Geschichte neben der Einsicht in die Zusammenhänge und daher in die Maßverhältnisse der Gegenwart jene Freude zur Tat, jenen schöpferischen „Enthusiasmus“, den Goethe preist.

„Diese verweichlichte Jugend“ — schreibt der König im „Brief über Erziehung“ — „hat mir oft den Gedanken erregt, was wohl Arminius, dieser stolze Verteidiger Germaniens dazu sagen würde, wenn er das

Geschlecht dieser Sueben und Semnonen so entartet, so verschlechtert und gesunken sähe? Und was würde der große Kurfürst Friedrich Wilhelm sagen, er, der Anführer einer tapferen Nation, der mit seinen Helden die Schweden aus seinen Staaten jagte? Was ist aus diesen zu ihrer Zeit so berühmten Geschlechtern geworden, und was sind ihre Sprößlinge? Was wird aus denen werden, die in unseren Tagen blühen?"

Und wiederum („Über den Nutzen der Künste“ usw.) gegen die Nörgler und gegen Rousseaus Preisschrift:

„Möchten doch alle, die so gern eifern, das achten lernen, was achtungswert ist, und, statt nützliche und ehrenwerte Beschäftigung zu bekritteln, ihre Galle lieber über die Untätigkeit ergießen, die Mutter aller Laster. Wie hätte wohl Griechenland in jenen denkwürdigen Zeiten, wo ein Sokrates, Plato, Aristoteles, Alexander, Perikles, Thukydides, Euripides, Xenophon dort gewandelt, den hellen Glanz ausgestrahlt, durch den es noch jetzt unsere Augen blendet, wenn Wissenschaften und Künste nicht von unentbehrlicher Notwendigkeit für die menschliche Gesellschaft wären? Alltägliche Handlungen entschwinden dem Gedächtnis, doch die Taten, Entdeckungen und Fortschritte großer Menschen hinterlassen einen bleibenden Eindruck.“

Der letzte Satz nimmt Carhyles Heldenverehrung vorweg.

* * *

So kommen wir zu des Königs geschichtlichen Werken. Wissenschaftliche Forschung um des Forschens willen, die mühselige Kleinarbeit von heute, kannte man damals nicht. Es ist pragmatische Geschichtschreibung einfacher Linie, und es ist praktische Geschichtsphilosophie. Auch hierbei war Voltaire, nach Stil und künstlerischer Komposition, des Königs Lehrmeister; und zwar befruchtet vom Stil französischer und (ins Französische überseht) antiker Muster. Aber der König schrieb seine eigenen Kriege und seines Hauses Taten. Darin, in diesem festen Begründetsein, liegt der Unterschied zwischen König und Literat. Was der Verfasser des „Siècle de Louis XIV“ oder „Charles XII.“ an Eleganz der Sprache und der Begabung voraushaben mochte, das wurde bei dem königlichen Schriftsteller ausgeglichen durch die sachliche Unmittelbarkeit seiner Erlebnisse.

Friedrichs beide Hauptwerke sind die „Mémoires pour servir

à l'histoire de la maison de Brandebourg" (bis 1740 führend) und die dreiteilige „Histoire de mon temps" (die mit 1776 schließt). Diese und einige andere historische Schriften füllen die 6 ersten Bände der Gesamtausgabe.

Ein Stück aus der Vorrede (neubearbeitet 1775) zur „Geschichte meiner Zeit" mag des Königs Auffassung ins Licht setzen:

„Da dieses Werk für die Nachwelt bestimmt ist, befreit es mich von dem Zwange, die Lebenden zu schonen und gewisse Rücksichten zu nehmen, die mit dem Freimut der Wahrheit unverträglich sind; es wird mir gestattet sein, ohne Rückhalt, ganz offen zu sagen, was man im stillen denkt. Ich werde die Fürsten schildern, wie sie sind, ohne Vorurteil für die, welche meine Bundesgenossen, und ohne Haß gegen die, welche meine Feinde waren; ich werde nur von mir selber sprechen, sobald die Notwendigkeit mich dazu zwingen wird, und man wird mir gestatten, nach dem Beispiel Cäsars, von dem, was mich betrifft, in der dritten Person Erwähnung zu tun, um das Widerrwärtige zu vermeiden, von sich selbst reden zu müssen. Der Nachwelt kommt es zu, uns zu richten; doch, wenn wir weise sind, müssen wir ihr zuvorkommen, indem wir uns selbst strenge beurteilen. Das wahre Verdienst eines guten Fürsten besteht in einer aufrichtigen Anhänglichkeit für das Wohl des Volkes, in der Liebe zum Vaterlande und zum Ruhm; ich sage Ruhm, denn der glückliche Instinkt, der den Menschen das Verlangen nach gutem Ruf einflößt, ist der wahre Beweggrund zu Heldentaten; er ist die Kraft der Seele, die sie aus ihrer Unempfindlichkeit weckt und sie zu nützlichen, notwendigen und lobenswerten Unternehmungen hinleitet.

Alles, was in diesen Denkwürdigkeiten behauptet wird, es betreffe Unterhandlungen, Briefe von Fürsten oder unterzeichnete Verträge, hat seine in den Archiven aufbewahrten Beweise. Für die kriegerischen Tatsachen kann man als Augenzeuge bürgen; mancher Schlachtenbericht ist um drei oder vier Tage verschoben worden, damit er genauer und wahrheitsgetreuer werde.

Die Nachwelt wird vielleicht mit Bewunderung in diesen Denkwürdigkeiten die Berichte von geschlossenen und gebrochenen Verträgen sehen; obgleich diese Beispiele gewöhnlich in der Geschichte sind, würde dies den Verfasser dieses Werkes nicht rechtfertigen, wenn er nicht bessere Gründe zur Entschuldigung seines Verhaltens hätte" . . .

Friedrich hatte bekanntlich in jungen Jahren eine scharfe, ja zornige Schrift wider einen nicht recht verstandenen Machiavell („Antimachiavell“) geschrieben. Sein Zorn wider Untreue und Undank änderte sich zwar auch später nicht. Aber in der Schule der Diplomatie, im Kampf mit Ränken sah er sich doch zu einer lebensgemäheren Auffassung der Politik und Kriegsführung genötigt. Da ist nun psychologisch ganz besonders bemerkenswert die Schilderung der Empfindungen, aus denen Friedrichs Erweiterungskriege entstanden sind. Erinnern wir uns, daß er nach der Schlacht bei Rossbach an die Schwester schrieb: „Es wird heißen: 20 000 Preußen haben 50 000 Franzosen und Deutsche geschlagen. Jetzt werde ich in Frieden ins Grab steigen, nachdem der Ruhm und die Ehre meiner Nation gerettet sind.“ Diese Empfindlichkeit für eigenen Ruhm und die Ehre der Nation (in der obigen Vorrede eine „Kraft der Seele“ genannt, die aus „Unempfindlichkeiten weckt“) — sie ist es, die den jungen König noch bei Lebzeiten seines Vaters mit Zorn und Stolz lud, so daß er losschlug, sobald er selber Herr war.

Diesen wichtigen psychologischen Vorgang schildert das zweite Kapitel der „Geschichte meiner Zeit“:

. . . „Allen guten Bürgern blutete das Herz wegen der geringen Achtung, welche die Mächte dem verstorbenen König besonders während seiner letzten Regierungsjahre bewiesen hatten, und wegen des Brandmals, das die Welt dem preußischen Namen aufdrückte. Das weise und vorsichtige Betragen des verstorbenen Königs wurden ihm als Schwäche ausgelegt. Er hatte im Jahre 1729 Streitigkeiten mit den Hannoveranern wegen Kleinigkeiten, die gütlich beigelegt wurden; bald darauf entstandenen Zwistigkeiten von ebenso geringer Bedeutung mit den Holländern, die gleichfalls freundschaftlich vermittelt wurden. Aus diesen beiden Beispielen von Mäßigung schlossen seine Nachbarn und Neider, daß man ihn unbeftraft beleidigen könne; daß statt einer wirklichen, er nur eine Scheinmacht besitze, statt erfahrener Offiziere, er nur Fechtmeister habe, und statt tapferer Soldaten Mietlinge, welche nur geringe Anhänglichkeit an den Staat hätten; und, was ihn selber betreffe, er immer seine Waffen spanne, aber niemals abdrücke. Die Welt, oberflächlich und leichtfertig in ihrem Urteil, schenkte dergleichen Reden

Glauben, und diese schändlichen Vorurtheile verbreiteten sich bald in ganz Europa. Der Ruhm, wonach der verstorbene König trachtete, ein gerechterer als jener der Eroberer, bestand darin, sein Volk glücklich zu machen, seine Armee zu disziplinieren und seine Staatseinkünfte mit der weisesten Ordnung und Ökonomie zu verwalten. Er vermied den Krieg, um in so schönen Unternehmungen nicht gestört zu werden; durch dieses Mittel gelangte er auf heimlichem Wege zur Größe, ohne den Neid der Herrscher zu erwecken. In seinen letzten Lebensjahren hatten körperliche Übel seine Gesundheit ganz zerstört, und sein Ehrgeiz wollte sich nie dazu verstehen, anderen Händen als den eigenen seine Heere anzuvertrauen. Alle diese verschiedenen Ursachen vereinigt, machten seine Regierung glücklich und friedlich.

Wäre die Meinung, die man von dem Könige hegte, ein spekulativer Irrthum gewesen, so hätte die Wahrheit früher oder später das Publikum enttäuscht; allein die Fürsten hatten eine so unvorteilhafte Meinung von seinem Charakter, daß ihn seine Verbündeten mit ebenfowenig Schonung behandelten wie seine Feinde. Zum Beweise dafür: der Hof von Wien und der von Petersburg kamen mit dem verstorbenen König überein, einen Prinzen von Portugal auf den polnischen Thron zu setzen. Schnell ließen sie dieses Projekt wieder fallen und erklärten sich für August II., Kurfürst von Sachsen, ohne sich herbeizulassen, dies dem König anzuzeigen. Der Kaiser Karl VI. hatte unter gewissen Bedingungen eine Hilfsleistung von zehntausend Mann erhalten, die der verstorbene König im Jahre 1734 gegen die Franzosen an den Rhein sandte, er hielt sich jedoch über die Verpflichtung erhaben, diese erbärmlichen Versprechungen zu erfüllen. Der König Georg II. von England nannte den verstorbenen König seinen Bruder, den Caporal; er sagte, er sei der König der Landstraßen und Erzsandstreuer des römischen Reiches; das ganze Benehmen dieses Fürsten trug das Gepräge der tiefsten Verachtung. Die preussischen Offiziere, die zufolge kurfürstlicher Privilegien in den kaiserlichen Städten Soldaten anwarben, waren allen möglichen Plackereien ausgesetzt; man nahm sie gefangen, schleppte sie in Kerker, wo sie den gemeinsten Verbrechern beigelegt wurden; kurz, diese Gewaltthätigkeiten giengen so weit, daß sie nicht mehr auszuhalten waren. Ein erbärmlicher Bischof von Lüttich suchte eine Ehre darin, dem verstorbenen Könige Kränkungen zuzufügen. Einige Untertanen der Herrschaft Herstal, die zu Preußen ge-

hörte, hatten sich empört; der Bischof nahm sie in seinen Schutz. Der verstorbene König sandte den Obersten Kreuz mit einem Beglaubigungsschreiben nach Lüttich, um diese Sache beizulegen. Wer ihn aber nicht annehmen wollte, war der Herr Bischof von Lüttich; drei Tage hintereinander sah er diesen Abgesandten in dem Hof seines Hauses erscheinen und versagte ihm jedesmal den Eintritt.

Diese Begebenheit und manche andere, die man aus Liebe zur Kürze übergeht, belehrte den König, daß ein Fürst seiner Person Achtung verschaffen muß, und besonders seiner Nation; daß die Mäßigkeit eine Tugend ist, welche Staatsmänner, wegen der Verderbtheit des Jahrhunderts, nicht immer strenge ausüben dürfen, und daß bei dieser Veränderung der Regierung es angemessener sei, Beweise von Festigkeit als von Milde zu geben.“

Dieser aristokratische Schwung des persönlichen Stolzes taucht schon 1731 in einem langen Brief an den Kammerherrn v. Nahmer auf. Dieser Drang, „unter den Großen der Erde eine gute Figur zu machen“, war die Ursache zu den Kriegen, denen Friedrichs Preußen seine Kraftentfaltung verdankt. Man sollte diesen hier so plastisch vom König selbst hervorgestellten persönlichen Zug in unsren Geschichtsbüchern ruhig hervorheben. Der geniale Fürst sah, trotz der bekannten schweren Jugenderlebnisse, voll Bewunderung zu seinem tüchtigen Vater auf, den er in der „Geschichte des Hauses Brandenburg“ in schöner Weise schildert: er empfand sich daher gleichsam als Rächer von Beleidigungen, als er nach dem Regierungsantritt wider das Haus Habsburg den Degen zog.

Zu dieser subjektiven Bestimmtheit kam die nüchterne, objektive Erwägung der politischen Lage. Auch hierüber eine Probe der königlichen Geschichtschreibung (diese Proben sind entnommen der Übersetzung von E. Schröder: „Friedrich des Großen ausgewählte Schriften“, Dresden, Hönsch & Viesler):

... „Was den König vollends zu dieser Unternehmung bestimmte, war der Tod der Kaiserin Anna von Rußland, der sehr bald auf den des Kaisers folgte. Durch ihr Absterben fiel die Krone Rußlands auf den jungen Iwan, Großfürsten von Rußland, zurück, den Sohn des Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig, Schwager des Königs und

einer Prinzessin von Mecklenburg. Allem Anschein nach würde während der Minderjährigkeit des jungen Kaisers sich Rußland mehr damit beschäftigen, die Ruhe in seinem Reiche zu erhalten, als die Pragmatische Sanction zu unterstützen, welche unfehlbar Deutschland in Unruhe versetzen mußte; füge man diesen Gründen noch eine zum Kampfe völlig ausgerüstete Armee hinzu, vorgefundene Gelder, und vielleicht die Begierde, sich einen Namen zu machen; alles dieses war die Ursache des Krieges, den der König Maria Theresia von Oesterreich, Königin von Ungarn und Böhmen, erklärte. Es schien, daß dies der Zeitpunkt der Veränderungen und Umwälzungen war. Die Prinzessin von Mecklenburg-Braunschweig, Mutter des Kaisers Ivan, befand sich mit ihrem Sohne unter der Vormundschaft des Herzogs von Rutland, dem die Kaiserin Anna sterbend die Verwaltung des Reiches anvertraut hatte. Diese Prinzessin hielt es für unter ihrer Würde, einem anderen zu gehorchen; sie glaubte, daß die Vormundschaft, in ihrer Eigenschaft als Mutter, ihr eher zukäme als Biron, der weder Russe von Geburt noch ein Verwandter des Kaisers war. Sie bediente sich mit Geschick des Marschalls Münnich, dessen Ehrgeiz sie anzuregen mußte. Biron wurde festgenommen, dann nach Sibirien verwiesen, und die Prinzessin von Mecklenburg bemächtigte sich der Regierung. Diese Veränderung schien vorteilhaft für Preußen, denn sein Feind, Biron, wurde verbannt, und der Gemahl der Regentin, Anton von Braunschweig, war der Schwager des Königs. Die Prinzessin von Mecklenburg vereinigte mit Verstand alle Launen und Fehler einer schlecht erzogenen Frau; ihr Gemahl, schwach, ohne Geist, hatte nur das Verdienst einer instinkartigen Tapferkeit. Münnich, der Urheber ihrer Erhebung, der wahre Held Rußlands, war zu gleicher Zeit der Verwahrer der höchsten Macht. Unter dem Vorwande dieser Umwälzung schickte der König den Baron von Winterfeldt als Gesandten nach Rußland, um den Prinzen von Braunschweig und seine Gemahlin wegen des glücklichen Erfolges ihrer Unternehmung zu beglückwünschen. Der eigentliche Beweggrund, der geheime Zweck dieser Sendung war, Münnich, den Schwiegervater Winterfeldts, zu gewinnen und ihn den Plänen geneigt zu machen, die man im Begriff war, auszuführen; und Winterfeldt hatte einen so glücklichen Erfolg, wie man nur wünschen konnte.“

Die Stellen, die unsre Probe durch den Druck hervorhebt, beweisen, wie offen und unbefangen der König Geschichte schreibt. Er

ist, bei seiner etwas summarischen Art, in Einzelheiten nicht immer genau; aber er ist immer von persönlicher Wahrhaftigkeit. „Ich habe nichts bemäntelt, nichts verschwiegen.“

* * *

Der König als Erzieher zur Männlichkeit tritt besonders in seinen politisch-philosophischen und moralischen oder pädagogischen Abhandlungen zutage (Bd. 7—9 der Gesamtausgabe). Die militärischen Instruktionen (Bd. 28—30) enthalten Fachbestimmungen für das Heer, durchpulst von Friedrichs Geist auch sie, eine Grundlage für die Entwicklung des deutschen Heeres. Lesen wir da Sätze wie die berühmte Bestimmung (1744):

„Es verbietet der König hierdurch allen Offizieren von der Kavallerie bei infamer Kassation, sich ihr Tage in keiner Aktion vom Feinde attatieren zu lassen, sondern die Preußen sollen allemal den Feind attatieren“ —

— so erkennen wir Friedrichs Angriffsnatur auch hier überall. Ein Meisterwerk wie „Der Krieg“ von Clausewitz wäre ohne diese seit Friedrich fortschwingende und nachwirkende Energie nicht denkbar. Wir brauchen uns aus diesem klassischen Werk der deutschen Kriegswissenschaft nur einige Sätze zu vergegenwärtigen (z. B. Clausewitz, *Der Krieg*, S. 144): Die Kühnheit . . . „diese edle Schwungkraft, mit der die menschliche Seele sich über die drohendsten Gefahren erhebt, ist im Kriege auch als ein eigenes wirksames Prinzip zu betrachten. Sie ist vom Troßknecht und Tambour bis zum Feldherrn hinauf die edelste Tugend, der rechte Stahl, welcher der Waffe ihre Schärfe und ihren Glanz gibt. Bestehen wir uns nur: sie hat im Kriege sogar eigene Vorrechte. Über den Erfolg des Ralküls mit Raum, Zeit und Größe hinaus müssen ihr noch gewisse Prozente zugestanden werden, die sie jedesmal, wo sie sich überlegen zeigt, aus der Schwäche der andren zieht. Sie ist also eine wahrhaft schöpferische Kraft“ . . . In solchen Sätzen hören wir Friedrich den Großen und Kant.

Eine ganze Anzahl Instruktionen hat der König in deutscher

Sprache geschrieben, in seiner feinen, kleinen, raschen Handschrift (mit Verbesserungen orthographischer Art vom Rabinettsekretär Eichel). Die folgende Probe zeigt seine Schreibweise („Instruktion für die Infanterie“):

„Wenn die Schildwache des Nachts jemand, es sei wer es wolle, zweimal anruft und selbiger antwortet nicht, so soll die Schildwache nach dem zweiten Anruf gleich Feuer auf ihn geben, und haben die Offiziere insonderheit ihre Schildwachen jedesmal sehr wohl zu instruieren, damit solche beständig vigilant und alerte seien, und ist besonders von den Husaren und dergleichen flüchtigen Feinden zu besorgen, damit solche sich nicht glupisch, nach ihrer Gewohnheit, heranschleichen und die Schildwache massakrieren, damit solche keinen Lärm machen kann“ . . .

Diese bis ins einzelne gehenden Vorschriften (Preuß hat nur die wichtigeren aufgenommen) bilden die praktische Seite friderizianischer Energie. Man braucht nur in den „Urkunden und Beiträgen zur Geschichte des preußischen Heeres“ (Herausgeg. vom Großen Generalstabe, Berlin, Mittler & Sohn) das zehnte Heft: „Potsdamer Tagebücher von 1740—1756“ nachzulesen: was für Kleinarbeit verzeichnen hier diese beiden Offiziere! „Den 31. kam Kapitain Goltz und Stutterheim in Arrest auf die 2. Schloßwache, weil sie die Distance zwischen die Kolonnen beim 3. Manöver in Berlin nicht recht abgezählt hatten.“ . . . „Den 29. um 9 Uhr exerzierte das erste Bataillon ganz allein bataillonsweise im Garten, der König war dabei. Wenn ein Peloton blind chargiert, so muß es von der Zeit, da Feuer commandiert wird, drei Sekunden haben, bis Hahn in Ruh ist, 1 Sekunde zur Ladung zu werfen, 2 zum Ladstock heraus, 2 in Lauf, 4 an seinen Ort und hoch zu nehmen, 12 Sekunden in allem. Die meisten von uns kommen mit 9 bis 10 hoch.“ . . . Und um alle diese technischen Einzelheiten kümmerte sich der König auf das genaueste.

Die philosophischen Abhandlungen sind oft ein Nachhall von Büchern: da ist z. B. ein Widerspruch gegen die Enzyklopädisten, insbesondere noch gegen Holbachs „System der Natur“, dessen geistloser Mechanismus dem geistlebendigen König verhaßt war. Da ist besonders sein idealistischer „Anti-Machivell“, der in Europa großes

Auffsehen erregte (1740), Gegenschrift gegen Machiavellis „Il principe“, dessen Realpolitik nur aus den Bedingungen der italienischen Renaissance heraus recht zu verstehen ist. Hier glüht, in scharfem Gegensatz zu dem rund umher üblichen Luxusfürstentum, zum erstenmal die Auffassung empor, daß der Fürst „seines Staates erster Diener“ sei.

Die Schrift hat für uns Zeitgenossen Niehsches noch einen besondern Reiz durch die scharfe Ablehnung eines Cäsar Borgia.

„Borgia ist das Muster, nach welchem Machiavell seinen Fürsten gebildet hat und den er die Schamlosigkeit hat, denen als Beispiel vorzuschlagen, die sich mit Hilfe ihrer Freunde oder ihrer Waffen in der Welt emporzuschwingen . . . Es gibt kein Verbrechen, das Cäsar Borgia nicht begangen, kein Bubenstück, zu dem er nicht das Beispiel gegeben, keine Art Freveltat, deren er sich nicht schuldig gemacht hätte . . . Borgia gründete den Plan zu seiner Größe auf die Uneinigkeit der italienischen Fürsten; er beschloß, sie miteinander zu entzweien, um aus ihren Plünderungen Gewinn zu ziehen. Das ist eine Anhäufung abscheulicher Verbrechen. Borgia fand nichts ungerecht, wenn sein Ehrgeiz im Spiel war; ein Fall zieht immer einen anderen nach sich. Um die Güter seiner Nachbarn an sich zu reißen, muß man sie schwächen; und um sie zu schwächen, muß man sie entzweien: das ist die Logik der Schurken.“

Dieser Absage an die Raubtierschönheit eines Borgia ist das ganze siebente Kapitel gewidmet, das dann mit den Worten schließt:

„Ist es also das Glück, was die Ehrgeizigen suchen? Sie werden es noch weniger finden als den Ruhm. Ihr Weg ist mit Dornen bestreut, und sie werden nur Sorgen, Kummer und zahllose Mühen finden. Das wahre Glück ist ebensowenig naturgemäß an den Wagen der Glücksgöttin gebunden wie der Körper des Hector an den Streitwagen Achills. Es gibt nur ein Glück für den Menschen, nämlich im Menschen selber; und nur die Weisheit läßt uns diesen Schatz entdecken.“

Solche Sätze, die sich durch das ganze Buch und ähnliche Abhandlungen ziehen, beweisen deutlich, daß Friedrich der Große trotz aller Nervenreize und geistiger Genüsse, die von Voltaire ausgingen, dennoch einerseits zu Kant, andererseits zu Schiller, Fichte, Humboldt, Goethe gehört. Es ist der Stolz der Lebensanschauung, der auch diesen deutschen Geist auszeichnet. Moralismus und Deis-

mus, den er mit Voltaire teilte, hat hier bedeutende Formen angenommen, da sich ein organisatorisches Genie dieser Formen bemächtigt hat. Moralismus ohne Genie wäre Pedanterie, wäre lebensfödtend. Dieser Organismus aber sprüht von schaffendem Leben. Und grade weil er selber Phantasie genug hat und den „torrent furieux de leurs caprices et de leurs débordements“ in kongenialer Nachbarschaft kennt, grade weil er diesen „wütenden Bergstrom der Phantasie-launen und Ausschweifungen“ in sich selber 'durch strenge Selbsterziehung zu überwinden gehabt: grade deshalb nimmt er so mit perfönllicher Gereiztheit Stellung gegen dies Fürstenbild der zügellosen Renaissance.

Daher, aus dieser Notwendigkeit einer steten Zügelung seiner raschen Phantasie, seines Temperamentes, seines Dranges zu manchmal verlegenden Neckereien — daher die stete Bergegenwärtigung des Wertes der Arbeit für das Ganze und der sittlichen Selbsterziehung.

*

*

*

Der König war, nach anfänglicher Schwärmerei für Wolffs Philosophie, immer mehr von dem „métaphysiquer“ hinweggekommen und hatte sich auf das „pratique“ gesammelt. Es ist ein Irrtum, ihn deshalb für einen Skeptiker zu halten. Es ist bei ihm, genau betrachtet und von manchen Stimmungen gereinigt, dieselbe Entwicklung zu beobachten, die Kant genommen hatte, als er der „kritische“ Kant wurde. Schon Montaignes Skeptizismus hat mit dem frechen oder schlaffen Nihilismus der Überbildung oder Unterbildung nichts gemein. Es handelt sich in diesem bedächtigen „que sais-je?“ um ein Gegengewicht gegen Schwärmerei oder Fanatismus, um das Suchen nach Wahrhaftigkeit und festem Gleichgewicht innerhalb erreichbarer Möglichkeiten.

Solcher „Skeptizismus“, wenn man ihn überhaupt so nennen darf, ist eine Reifestufe, ein Eintreten der Beruhigung und Beschränkung. Wie heftig hat Friedrich oft mit der Weltordnung gehadert! Er neigte, aus diesen Stunden der Verzweiflung her, zu der

Anschauung, daß die Vorsehung sich zwar um das Ganze, aber nicht um den einzelnen kümmere. Doch im „Versuch über die Eigenliebe, als moralisches Prinzip betrachtet“ (4. Januar 1770 an d’Alembert gesandt) schreibt der alternde König:

„Begnügen wir uns, in der Stille anzubeten und die Regungen unseres Herzens auf die Gefühle einer tiefen Dankbarkeit gegen das Wesen der Wesen zu beschränken, in welchem und durch welches alle Wesen sind.

Da uns weder äußere Dinge noch jene Glücksfälle, welche die bewegliche Weltbühne abwechselnd vorführt und zerstört, wahre Glückseligkeit gewähren können, so muß man die letztere einzig in sich selbst suchen. Es gibt keine andre, ich wiederhole es, als die Seelenruhe.

Ich beschränke mich auf die Behauptung, daß jeder, der neue Grundsätze zur Verbesserung der Sitten auffindet, der Gesellschaft einen wichtigen Dienst leistet, ja, ich wage sogar zu sagen: der Religion.“

So drängt auch in Friedrichs moralischen und religiösen Anschauungen alles auf das „pratiquer“, auf die praktische Tat. Diese Moral des Seins und Handelns ist ihm so wichtig und wesentlich, daß alle Unterschiede der Dogmen und metaphysischen Richtungen davor verblaffen. In der „Instruktion für Major Borcke“, betreffend die Erziehung des jungen Prinzen Friedrich Wilhelm (24. Sept. 1751) lesen wir:

... „Sobald er einige Jahre älter ist, kann man ihm einen Abriss von den Ansichten der Philosophen und der verschiedenen Religionen erteilen, ohne ihm Haß gegen eine derselben einzuschößen, indem man ihm beweist, daß alle Gott anbeten, doch auf verschiedene Weise.“

Die Abhandlung „Von der Religion unter der Reformation“ schließt mit den Worten:

„Alle diese Sekten leben hier in Frieden und tragen gleich viel zum Glücke des Staates bei. Es gibt keine Religion, die in betreff der Moral sich weit von den übrigen entfernte. Sie können also der Regierung alle gleich sein, die folglich einem jeden die Freiheit läßt, auf welchem Wege es ihm gefällt, zum Himmel zu gehen; ein guter Bürger zu sein, ist alles, was man von ihm verlangt. Der falsche Eifer ist ein Tyrann, der die Länder entvölkert; die Duldsamkeit ist eine zärtliche Mutter, welche sie pflegt und gedeihen läßt.“

Und des Königs Satiren wider Priestertum, Aberglauben, Heiligenkultus? — Einige derbsatirische Prosablätter (z. B. ein Kommentar in theologischen Sprachwendungen über Ritter Blaubart) und die ausgelassenen Spottgedichte „Das Palladium“ und „Der Krieg der Konföderierten“ leisten in der That scharfe Ansfälle. Aber — irren wir uns nicht: das gilt einem Zerrbild, das gilt der gedankenlosen Gebärde eines seelenlos gehandhabten Christentums. Vor allem Wesensechten, auch in religiösen Naturen, hatte der König Achtung.

* *

Sechs Bände (X—XV) der Gesamtausgabe sind noch unerwähnt: sie enthalten des Königs Dichtungen. Diesen Bekenntnissen einsamer Stunden, besonders in den harten Feldzugsnächten, wird unsre Schlußbetrachtung gewidmet sein.



Tagebuch

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke ist eine edle Einfalt und eine stille Größe, sowohl in der Stellung als im Ausdruck. So wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, ebenso zeigt der Ausdruck in den Figuren der Griechen bei allen Leidenschaften eine große und gefestete Seele.

Der Ausdruck einer so großen Seele geht weit über die Bildung der schönen Natur: der Künstler mußte die Stärke des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor einprägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweisen in einer Person. Die Weisheit reichte der Kunst die Hand und blies den Figuren derselben mehr als gemeine Seelen ein.

Winkelmann

(„Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke“, 1755)

Winkelmann. Ein Kopf der Juno Ludovisi, in ausgezeichnetener Photographie auf schwarzem Hintergrunde, begleitete mich von Rom nach Norden. Sie hängt in meinem Zimmer unter Tischbeins Goethe in der Campagna. Oft davor stehend, sage ich mir mit Shakespeare: „Wie schön ist doch der Mensch!“

Das ist das Erhabene der griechischen Kunst, daß sie nicht eine Richtung oder Mode ist, sondern daß sie aus alledem emporstrebt in den Typus des Edelmannen schlecht hin. Laßt uns das in voller Deutlichkeit festhalten! Hierin ist das Griechentum das unmittelbare Seitenstück zum Christus-Evangelium: auch hier nicht Konfessionen noch Richtungen, sondern der seelische Typus des Edelmannen. Man muß nur durch die Formen und Kirchen hindurchschauen in den erhaben-ruhigen Geist, der jene Figuren und diese Worte geprägt hat.

In Rousseaus Zeitalter bildete sich der Ausdruck „schöne Seele“: — diese schönen und hohen Steingestalten der Griechen prägte man sich ein, und es wird sich etwas von dem optischen Eindruck umsetzen in innere Schönheit.

Aber nur dem wird dies Angebot von außen etwas nützen, der

ihm von innen etwas entgegenbringt. Winkelmann brachte Seele mit nach Dresden und vollends nach Rom; und in der Seele Schönheits-hunger; und dieser Hunger nach Schönheit war nur eine andere Form von unerfüllter Liebe, von einem mächtigen Drang nach Freundschaft. Aus liebender Seele, das hat Goethe oft betont und betätigt, entsteht das Schöne; das Herz denkt den größten Gedanken; Schönes außer uns wird nur erfaßt, wenn Liebe in uns (Menschenliebe, Seelenwärme) dem Schönen außer uns entgegenleuchtet.

Und mit dieser Liebe war der arme Schuhlickersohn Johann Joachim Winkelmann (im weltverlorenen märkischen Stendal geboren, 9. Dez. 1717) über und über geladen. Es hatte sich in ihm aufgehäuft in einer kümmerlichen Jugend, unter Darben und Stundengeben; es wuchs auf der Stendaler Lateinschule, im Kölnischen Gymnasium zu Berlin, im Studenten in Halle und im schwer belasteten Konvektor zu Seehausen in der Mark. Gründlich hat er sich in all diesen Jahren in die griechische Literatur eingelebt. Aber erst in Dresden, als Bibliothekar des Grafen von Büchau, trat er endlich in seine wirkliche Welt ein: in das erlebende Schauen und schauende Erleben der herrlichen Kunstwelt des Altertums. Und 1755 kam er nach Rom und fand die Erfüllung aller Träume in sichtbaren Gestalten von Stein, fand die „antwortenden Gegenbilder“, nach Goethes schönem Wort, „zu dem, was die Natur in ihn gelegt hatte“. Und nun entlud sich das in 12 glücklichen Jahren, entlud sich in bahnbrechenden und grundlegenden Werken, dessen erstes (aus dem unser obiges Leitwort genommen ist) noch in Deutschland erschien. Diese Werke, besonders die „Geschichte der Kunst des Altertums“, öffneten den bisher bloß philosophierenden oder fühlenden Deutschen eine ganz neue Welt. Und zwar nicht in trockenem Belehrungston, sondern in einem Stil voll begeisternder Ansteckungskraft.

Italien rächte sich gleichsam, daß ihm dieser schlichte Deutsche so viel Anmut in das deutsche Geistesleben entführte: in einem Gasthof zu Triest wurde Winkelmann am 8. Juni 1768 von einem habgierigen Italiener erstochen. „So war er denn“, schließt Goethe seine fein abgewogene Studie über Winkelmann, „auf der höchsten Stufe des Glücks, das er sich nur hätte wünschen dürfen, der Welt verschwunden. Ihn erwartete das Vaterland, ihm streckten seine Freunde die Arme entgegen: alle Äußerungen der Liebe, deren er so sehr bedurfte, alle Zeug-

nisse der öffentlichen Achtung, auf die er so viel Wert legte, warteten seiner Erscheinung, um ihn zu überhäufen. Und in diesem Sinne dürfen wir ihn wohl glücklich preisen, daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein kurzer Schrecken, ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen . . . Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vorteil, als ein ewig Lächlicher und Kräftiger zu erscheinen; denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten, und so bleibt uns Achill als ewig strebender Jüngling gegenwärtig.“

Derselbe Goethe spricht in jener Studie das wichtige Wort aus: „Aber es ist auch nur eine Täuschung, wenn wir selbst Bewohner Athens und Roms zu sein wünschten. Nur aus der Ferne, nur von allem Gemeinen getrennt, nur als vergangen muß das Altertum uns erscheinen.“ Within: als ein Seelenland, als ein Phantasieland, als ein Land des Ideals, das in den Herzen der griechischen Künstler und Dichter lebte und mittelst ihrer Prägekräft jutage trat. Als ein Zustand, der ahnungsvoll in uns allen liegt, selten aber und flüchtig auf Erden versichtbart wird, da unser Stern wohl noch zu unreif dazu ist: den aber immer wieder in Wort und Bild herauszustellen schöne Pflicht der Poeten und Bildner bleibt. Denn in dieser Richtung wächst die Menschheit.

Dies ist, über alle Formen hinweg, das Dauernde in Winkelmanns Entdeckung.

Aus Winkelmanns Werken:

„Der höchste Begriff idealischer männlicher Jugend ist sonderlich im Apollo gebildet, in welchem sich die Stärke vollkommener Jahre mit den sanften Formen des schönsten Frühlings der Jugend vereinigt findet. Diese Formen sind in ihrer jugendlichen Einheit groß, und nicht wie an einem in kühlen Schatten gehenden Liebliche, und welchen die Venus, wie Ibykus sagt, auf Rosen erzogen, sondern einem edlen und zu großen Absichten geborenen Jünglinge gemäß: daher war Apollo der schönste unter den Göttern. Auf dieser Jugend blühte die Gesundheit; und die Stärke meldet sich wie die Morgenröte zu einem schönen Tage . . . Hier wünschte ich eine Schönheit beschreiben zu können, dergleichen schwerlich aus menschlichem Geblüt erzeugt worden: es ist ein geflügelter Genius in der Villa Borghese, in der Größe eines wohlgemachten Jünglings. Wenn die Einbildung, mit dem einzelnen Schönen in der Natur angefüllt

und mit Betrachtung der von Gott ausfließenden und zu Gott führenden Schönheit beschäftigt, sich im Schlafe die Erscheinung eines Engels bildete, dessen Angesicht von göttlichem Lichte erleuchtet wäre, mit einer Bildung, die ein Ausfluß der Quelle der höchsten Übereinstimmung schien: in solcher Gestalt stelle sich der Leser dieses schöne Bild vor. Man könnte sagen, die Natur habe diese Schönheit, mit Genehmhaltung Gottes, nach der Schönheit der Engel gebildet.“

(„Geschichte der Kunst des Altertums“.)

„Je ruhiger der Stand des Körpers ist, desto geschickter ist er, den wahren Charakter der Seele zu schildern: in allen Stellungen, die von dem Stande der Ruhe zu sehr abweichen, befindet sich die Seele nicht in dem Zustande, der ihr der eigentlichsste ist, sondern in einem gewaltsamen und erzwungenen Zustande. Kenntlicher und bezeichnender wird die Seele in heftigen Leidenschaften; groß aber und edel ist sie in dem Stande der Einheit, in dem Stande der Ruhe . . . Aber in dieser Ruhe muß die Seele durch Züge, die ihr und keiner andren Seele eigen sind, bezeichnet werden, um sie ruhig, aber zugleich wirksam, stille, aber nicht gleichgültig oder schläfrig zu bilden.“

(„Von der Nachahmung der griech. Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“.)

* * *

Juno Ludovisi. Schillers Gebiet war Plastik der Seele. Wie feine Personen leiblich aussehen, das sich auszumalen, war nicht seine Eigenart. Sachenkultur und Beschaffenheit der Gegenstände war ihm weniger wichtig als die Wesensart des inneren Menschen und der Situationen, die sich der Mensch durch seine seelischen Zustände schafft. Und an diesen menschlichen Zuständen und geschichtlichen Situationen seelisch Anteil nehmen zu lassen, das erfordert mindestens so viel dichterische Kraft wie die gegenständliche Malerei eines Taine und Zola.

Es ist nun anziehend, Schiller über einen so erhabenen Gegenstand der Kunst, wie es der Kopf der Hera Ludovisi ist, sprechen zu hören. Dies Antlitz, streng und schön, hoheitvoll und ehrfurchtgebietend, mit dem festen, feinen Rinn voll ruhiger Willenskraft, den leis gewölbten und kühl vornehmen, dennoch frauenhaften Lippen, den großen Augen, der edlen Nase — es ist der Inbegriff reifer Frauenschönheit. So empfanden jene Künstler die Königin der Götter.

Goethe brachte bekanntlich einen stattlichen Gipsabdruck des Kopfes,



Juno Ludovisi

Nach dem Original im Museo Boncompagni-Ludovisi in Rom

der ihn „wie ein Gesang Homers“ ansprach, aus Rom nach Weimar. Und in dem fünfzehnten der Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes“ fügt Schiller in seine Betrachtungen, gleichsam als Beispiel, einen Hinweis auf dies Idealbild ein:

„Es ist weder Anmut, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer Juno Ludovisi zu uns spricht; es ist keins von beiden, weil es beides zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstenügsamkeit uns zurtück. In sich selbst ruht und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in der Ferne gehalten, befinden wir uns zugleich in dem Zustande der höchsten Ruhe und der höchsten Bewegung; und es entsteht jene wunderbare Rührung, für welche der Verstand keinen Begriff und die Sprache keinen Namen hat.“

Demnach: eine maßvolle Mitte zwischen Gewalt der Anziehung und Notwendigkeit des Abstandhaltens. Wer fühlt ihm das nicht nach? Es liegt in diesen Worten, den schönen Erscheinungen insgesamt gegenüber, ein Kunst- und Lebensprogramm.

*
*
*

Rant als Freund. „Rant zeichnete sich durch ein warmes Gefühl für Freundschaft aus. Der innigste und vertrauteste Freund, den er in seinem Leben gehabt hat, war der nun schon zwanzig Jahre verstorbene englische Kaufmann Green, ein Mann, dessen eigentümlichen Wert und dessen wichtigen Einfluß auf unseren Weltweisen Sie aus der Schilderung dieses einzigen Freundschaftsbundes werden kennen lernen. Ein eigener Zufall, der bei der ersten Bekanntschaft einen Todhaß zwischen diesen beiden Männern erzeugen zu wollen schien, gab zu dem innigsten Freundschaftsbündnisse Veranlassung. Zur Zeit des Englisch-Nordamerikanischen Krieges ging Rant eines Nachmittags in dem Dänhoffschen Garten spazieren und blieb vor einer Laube stehen, in welcher er einen seiner Bekannten in Gesellschaft einiger ihm unbekannter Männer entdeckte. Er ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein, an welchem auch die übrigen

teilnahmen. Bald fiel ihr Gespräch auf die merkwürdige Zeitgeschichte. Kant nahm sich der Amerikaner an, verfocht mit Wärme ihre gerechte Sache und ließ sich mit einiger Bitterkeit über das Benehmen der Engländer aus. Auf einmal springt ganz voll Wut ein Mann von der Gesellschaft auf, tritt vor Kant hin, sagt, daß er Engländer sei, erklärt seine ganze Nation und sich selbst durch seine Äußerungen für beleidigt und verlangt in der größten Hitze eine Genugthuung durch einen blutigen Zweikampf. Kant ließ sich durch den Zorn des Mannes nicht im mindesten aus seiner Fassung bringen, sondern setzte sein Gespräch fort und fing an, seine politischen Grundsätze und Meinungen und den Gesichtspunkt, aus welchem jeder Mensch als Weltbürger, seinem Patriotismus unbeschadet, dergleichen Weltbegebenheiten beurteilen müsse, mit einer solchen hinreißenden Beredsamkeit zu schildern, daß Green — dies war der Engländer — ganz voll Erstaunen ihm freundschaftlich die Hand reichte, den hohen Ideen Kants beipflichtete, ihn wegen seiner Hitze um Verzeihung bat, ihn am Abend bis an seine Wohnung begleitete und ihn zu einem freundschaftlichen Besuch einlud. Der nun auch schon verstorbene Kaufmann Motherby, ein Geschäftsteilhaber von Green, war Augenzeuge dieses Vorfalls gewesen und hat mir oft versichert, daß Kant ihm und allen Anwesenden bei dieser Rede wie von einer himmlischen Kraft begeistert erschienen wäre und ihr Herz auf immer an sich gefesselt hätte.

Kant und Green schloßen nun eine vertraute Freundschaft, die auf Weisheit und gegenseitige Achtung gegründet war, die täglich fester und inniger wurde, und deren Trennung durch den früheren Tod Greens unserem Weltweisen eine Wunde schlug, die er zwar durch Seelengröße linderte, aber nie ganz verschmerzte.

Kant fand in Green einen Mann von vielen Kenntnissen und von so großem Verstande, daß er mir selbst versicherte, er habe in seiner Kritik der reinen Vernunft keinen einzigen Satz niedergeschrieben, den er nicht zuvor seinem Green vorgetragen und von dessen unbefangenen und an kein System gebundenem Verstande hätte beurteilen lassen. Green war seinem Charakter nach ein seltener Mann, ausgezeichnet durch strenge Rechtchaffenheit und durch wirklichen Edelmut, aber voll von den sonderbarsten Eigenheiten, — ein wahrer „whimsical Man“, dessen Lebensstage nach einer unabänderlichen, launenhaften Regel dahinflossen. Hippel hat seinen „Mann nach der Uhr“ nach Green gezeichnet, woraus Sie ihn

mehr kennen lernen können. Ich will nur noch einen Zug hinzufügen. Rant hatte eines Abends dem Green versprochen, ihn am folgenden Morgen um 8 Uhr auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Green, der bei solcher Gelegenheit um $\frac{3}{4}$ schon mit der Uhr in der Hand in der Stube herumging, mit der fünfzigsten Minute seinen Hut aufsetzte, in der fünf- und fünfzigsten seinen Stock nahm und mit dem ersten Glockenschlage den Wagen öffnete, fuhr fort und sah unterwegs Rant, der sich etwa 2 Minuten verspätet hatte, ihm entgegenkommen, hielt aber nicht an, weil dies gegen seine Abrede und gegen seine Regel war.

In der Gesellschaft dieses geistreichen, edelgesinnten und sonderbaren Mannes fand Rant so viele Nahrung für seinen Geist und für sein Herz, daß er sein täglicher Gesellschafter wurde und viele Jahre hindurch mehrere Stunden des Tages bei ihm zubrachte. Rant ging jeden Nachmittag hin, fand Green in einem Lehnstuhle schlafen, setzte sich neben ihn, hing seinen Gedanken nach und schlief auch ein; dann kam Bankdirektor Ruffmann und tat ein gleiches, bis endlich Motherby zu einer bestimmten Zeit ins Zimmer trat und die Gesellschaft weckte, die sich dann bis 7 Uhr mit den interessantesten Gesprächen unterhielt. Diese Gesellschaft ging so pünktlich um 7 Uhr auseinander, daß ich öfters die Bewohner sagen hörte: es könne noch nicht 7 sein, weil der Professor Rant noch nicht vorbeigegangen wäre. Am Sonnabend blieben die Freunde, zu welchen sich dann noch der schottische Kaufmann Hay und einige andere gesellten, zum Abendessen versammelt, welches aus einer sehr frugalen kalten Küche bestand.

Dieser freundschaftliche Umgang fiel in das Mittelalter unseres Weltweisen und hat unstreitig auf sein Herz und auf seinen Charakter einen entscheidenden Einfluß gehabt. Greens Tod veränderte auch Rants Lebensweise so sehr, daß er seit dieser Zeit nie mehr eine Abendgesellschaft besuchte. Es schien, als wenn er diese Zeit, die einst der vertrautesten Freundschaft geheiligt war, zum Opfer für den abgesehenen Busenfreund bis an sein Lebensende in stiller Einsamkeit verbringen wollte.

Rant behielt das warme, herzliche Freundschaftsgefühl bis in sein spätes Alter. Seine gefühlvolle Seele beschäftigte sich unablässig mit allem, was seine Freunde betraf. Er nahm die kleinsten Umstände ihres Lebens zu Herzen. Er war innigst besorgt bei ihren mißlichen Vorfällen und herzlich erfreut, wenn drohende Gefahren einen glücklichen Ausgang

nahmen. Der nach Greens Tode mit Motherby ebenso freundschaftlich fortgesetzte Umgang liefert für alles dieses die rührendsten Belege.

Rant hegte die größte Hochachtung auch für seine jungen Freunde. Er verweilte gern bei ihren Vorzügen; er sprach gern von ihren vorzüglichen Eigenschaften und Verdiensten. Er gab ihnen seine Wertschätzung durch schmeichelhafte und ehrenvolle Beweise zu erkennen und fühlte sich selbst geehrt durch die Ehre und den Beifall, den seine Freunde genossen. Aber er beförderte auch diese sowie das ganze Lebensglück seiner Freunde nach allen Kräften. Er war ein tätiger Freund, der oft eine ängstliche Vorsorge für diejenigen bewies, denen er seine vertraute Freundschaft geschenkt hatte, und deren Schicksal ihn interessierte.

Ich kenne einen Mann, der schon in seinen ersten Jünglingsjahren sich Rants ausgezeichnete Liebe erwarb. Rant lernte ihn besonders in seinem Repetitorio kennen, rief ihn zu sich, gab ihm die Erlaubnis, sich über schwierige Gegenstände der Philosophie mit ihm besonders unterhalten zu können, zog ihn endlich in seinen näheren Umgang, nahm ihn unter die Zahl seiner Freunde auf und äußerte überall für ihn eine väterliche Vorsorge. Diesen empfahl er vor mehreren Jahren persönlich dem Chef eines Regiments zu einer erledigten Feldpredigerstelle. Wenige Tage vor der Probepredigt ließ er den Kandidaten zu einer ungewöhnlichen Morgenstunde zu sich bitten und leitete mit der größten Feinheit ein Gespräch über den Probetext ein, nach welchem er sich besonders hatte erkundigen lassen. Und — denken Sie sich den liebenswürdigen Mann! — aus Liebe zu seinem Freunde hatte sich der tiefe Denker in ein ganz neues Feld gemacht und sich die Mühe gegeben, eine förmliche Disposition zu einer Predigt in Gedanken zu entwerfen, über welche er mit ihm sprach, und wobei er viele fruchtbare Gedanken äußerte. Am Tage der Predigt hatte er einen anderen Freund mit dem Auftrage in die Kirche gesandt, ihm am Schluß der Rede über den Eindruck derselben eiligst Nachricht zu bringen . . .“

[Es ist der Schuldirektor Sachmann, der diese und ähnliche Züge von seinem Freund und Lehrer Rant erzählt. Das verschollene Buch ist, nebst zwei anderen Schriften von ähnlichem anekdotischem Charakter, kürzlich auf Anregung Chamberlains von A. Hoffmann neu herausgegeben worden: Halle a. S., Verlag von Hugo Peter (442 Seiten, geb. 2 Mk.). Wir stellen hier gleich noch einige Merkmale von Rants Wesen aus diesem Buche zusammen.]

... „Kant war ein Muster von Pünktlichkeit in allen seinen Vorlesungen. Mir ist in den neun Jahren, in welchen ich seinem Unterricht beivohnte, nicht ein Fall erinnerlich, daß er hätte eine Stunde ausfallen lassen oder daß er auch nur eine Viertelstunde versäumt hätte. Seine Vorträge waren ganz frei. In vielen Stunden bediente er sich nicht einmal eines Heftes, sondern er hatte sich auf dem Rande seiner Lehrbücher einiges notiert, das ihm zum Leitfaden diente. Oft brachte er nur ein ganz kleines Blättchen in die Stunde mit, worauf er seine Gedanken in kleiner, abgekürzter Schrift verzeichnet hatte.

Kant war im eigentlichen Sinne des Wortes ein Universalgelehrter. Er hatte mit seinem Geiste das ganze Gebiet menschlicher Kenntnisse umfaßt und war allenthalben bis ins genaueste Detail eingedrungen.

Auch sein metaphysischer Unterricht war, die Schwierigkeit des Gegenstandes für den anfangenden Denker abgerechnet, lichtvoll und anziehend. Eine besondere Kunst bewies Kant bei der Aufstellung und Definition metaphysischer Begriffe dadurch, daß er vor seinen Zuhörern gleichsam Versuche anstellte, als wenn er selbst anfinge, über den Gegenstand nachzudenken. . . Vor allem anderen aber, mein Feuerster, hätten Sie seine Moral hören sollen! Hier war Kant nicht bloß ein spekulativer Philosoph, hier war er auch geistvoller Redner, der Herz und Gefühl ebenso mit sich hinriß, wie er den Verstand befriedigte. Ja es gewährte ein himmlisches Entzücken, diese reine und erhabene Tugendlehre mit solcher kraftvollen, philosophischen Beredsamkeit aus dem Munde ihres Urhebers selbst anzuhören. Ach, wie oft rührte er uns bis zu Tränen, wie oft erschütterte er gewaltsam unser Herz, wie oft erhob er unseren Geist und unser Gefühl aus den Fesseln des selbstsüchtigen Eudämonismus zu dem hohen Selbstbewußtsein der reinen Willensfreiheit, zum unbedingten Gehorsam gegen das Vernunftgesetz und zu dem Hochgefühl einer uneigennütigen Pflichterfüllung! Seine Zuhörer verließen gewiß keine Stunde seiner Sittenlehre, ohne besser geworden zu sein.

Seine gesellschaftlichen Gespräche aber wurden ganz besonders anziehend durch die muntere Laune, mit welcher er sie führte, durch die witzigen Einfälle, mit welchen er sie ausschmückte, und durch die passenden Anekdoten, welche er dabei einstreute. In der Gesellschaft, wo Kant war, herrschte eine geschmackvolle Fröhlichkeit. Jedermann verließ sie

bereichert mit Kenntnissen und neuen Ideen, zufrieden mit sich selbst und mit der Menschheit, gestärkt zu neuen Geschäften und gestimmt zur Beglückung seiner Mitmenschen.“

* * *

Lebensburg. Wir bemerkten kürzlich, auf einen Vers von Goethe anspielend, daß man durch verschiedene Tore in die eine Stadt Gottes eintreten könne. Dieses Gedicht, so recht Goethe, steht im „West-östlichen Diwan“:

„Frage nicht, durch welche Pforte
Du in Gottes Stadt gekommen,
Sondern bleib am stillen Orte,
Wo du einmal Platz genommen.

Schaue dann umher nach Weisen
Und nach Mächt'gen, die befehlen:
Jene werden unterweisen,
Diese Tat und Kräfte stählen.

Wenn du nützlich und gelassen
So dem Staate treu geblieben,
Wisse, niemand wird dich hassen,
Und dich werden viele lieben.

Und der Fürst erkennt die Treue,
Sie erhält die Tat lebendig:
Dann bewährt sich auch das Neue
Nächst dem Alten erst beständig.

Und verbringst du, kräftig milde,
Deiner Laufbahn reine Kreise,
Wirft du auch zum Musterbilde
Jüngeren nach Deiner Weise.“

Leicht rufen wir uns von hier aus den Schluß des vorigen Heftes ins Gedächtnis zurück, jenen Ausklang von Goethes überhaupt letztem Briefe: . . . „wie Sie es, würdiger Freund, auf Ihrer Burg ja auch bewerkstelligen“. Und wir erinnern uns der bekannten Briefstelle an Eckermann (14. August 1823): „Möge ich Sie in stiller Tätigkeit

antreffen, aus der denn doch zuletzt am sichersten und reinsten Weltumsicht und Erfahrung hervorgeht.“ Weltumsicht — auch dies Wort gemahnt an jenes Bild von der festen und doch freie Umschau gewährenden Burg.

Unser Bild von der „Lebensburg“ wird den Lesern grade dieser Seite leicht eingehen. Wir haben ja auch in der Wartburg, die ungefähr in der geographischen Mitte Deutschlands steht — im Herzen des Volkes — ein nationales Sinnbild für diese schatzhaltige, geisthaltige Gralsburg. Und plötzlich tönt nun auch Lohengrins Abschiedslied in unser tieferes Verständnis:

„Im fernen Land, unnahbar euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Monsalvat genannt;
Ein lichter Tempel stehet dort inmitten,
So kostbar, wie auf Erden nichts bekannt:
Drin ein Gefäß von wundertät'gem Segen
Wird dort als höchstes Heiligtum bewacht,
Es ward, daß sein der Menschen reinste pflegen,
Herab von einer Engelschar gebracht.
Alljährlich naht vom Himmel eine Taube,
Um neu zu stärken seine Wunderkraft:
Es heißt der Gral, und selig reinster Glaube
Erteilt durch ihn sich seiner Ritterschaft.“

Dem „reinen Toren“ steht die Gralsburg — die Möglichkeit, sein Leben zu einer solchen Burg zu gestalten — nicht fern, und das Wunderland der „großen Gedanken und des reinen Herzens“ ist nicht unnahbar. Lerne nur den Gral ergreifen!



Aus des Königs Testament

(8. Januar 1769)



Unser Leben ist von dem Momente unserer Geburt bis zu dem unseres Todes ein schnelles Vorübergehen. Der Mensch soll während dieses kurzen Zeitraums arbeiten für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist. Seitdem ich zur Führung der Geschäfte gelangte, habe ich mich bestrebt mit allen Kräften, welche die Natur mir gegeben hat, und nach meinen schwachen Erkenntnissen diesen Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen.

Ich gebe gern und ohne Bedauern den Lebenshauch, der mich befeelt, der gütigen Natur zurück, die ihn mir geliehen hat, und meinen Körper den Elementen, woraus er zusammengesetzt worden ist. Ich habe als Philosoph gelebt und will als solcher begraben sein; ich will weder sezirt noch einbalsamiert werden; man soll mich in Sanssouci begraben, auf den Terrassen, in einem Grabmal, das ich mir habe bereiten lassen. [Dieser Wunsch ist nicht erfüllt worden: der König ruht in der Garnisonkirche zu Potsdam.]

Meine letzten Wünsche werden in dem Momente, wo ich scheidet, für das Glück dieses Reiches sein. Möchte es immer mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft regiert werden; möchte es der glücklichste der Staaten werden durch die Milde der Gesetze, der am rechtlichsten verwaltete durch Ordnung in den Finanzen und der am wachsamsten verteidigte durch ein Militär, welches nur für die Ehre und den Ruhm atmet, und möchte es blühend und gedeihend bis an das Ende der Zeiten dauern!“





Friedrich der Grosse
Stich von Bennett Salomon vom Jahre 1797



Von Kant zu Schiller

(Schluß)

2. Schiller und Kant

Im philosophischen Briefwechsel zwischen Julius und Raphael hat letzterer das Schlusswort: der Kantianer Körner.

Dieser Brief ist bemerkenswert. Wir verstehen den Kern von Kants Einwirkung auf Schiller, wenn wir diesen ersten Hinweis auf Kant verstanden haben.

„Mit innigem Vergnügen“ hat Raphael von den Ideen seines Julius Kenntnis genommen. „Sie sind einer Seele wie der deinigen wert. Aber hier konntest und durftest du nicht stehen bleiben. Es gibt Freuden für jedes Alter und Genüsse für jede Stufe des Geistes. Du sollst zu einer höheren Freiheit des Geistes gelangen, wo du solcher Behelfe nicht mehr bedarfst.“

Behelfe? Wir horchen auf. Jene schöne und kühne Gedankenpoesie ein „Behelf“?!

Raphael holt weiter aus. Er legt dar, daß die unterste Geistesstufe darin bestehe, gehorchen zu lernen, d. h. nachzulernen, was Reifere vorgedacht. Diese Unterjochung des Geistes gelingt von allen Erziehungsstufen gewöhnlich am ersten. In diesem Zustand der Unmündigkeit befand sich Julius, als Raphael ihn kennen lernte; Julius

hatte als Denker noch keine eigene Meinung. Nun bestand die Erziehung durch Marquis Posa darin, daß er seinen Schüler verlockend auf den „Wert des Selbstdenkens“ aufmerksam machte, indem er ihm „Zutrauen zu den eigenen Kräften“ einflößte. Und so begann es in der That in dem jüngeren Freunde zu arbeiten; Phantasie und Ahnungen schufen jenes System, das wir vorhin kennen gelernt haben.

„Alles kam darauf an, dich auf den Wert des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen. Der Erfolg deiner ersten Versuche begünstigte meine Absicht. Deine Phantasie war freilich mehr dabei beschäftigt als dein Scharfsinn. Aber eben dies begeisternde System gab dir den ersten Genuß in diesem neuen Felde von Tätigkeit, und ich hütete mich sehr, einen willkommenen Enthusiasmus zu stören, der die Entwicklung deiner trefflichsten Anlagen beförderte. Jetzt hat sich die Szene geändert. Die Rückkehr unter die Vormundschaft dieser Kindheit ist auf immer versperrt. Dein Weg geht vorwärts und du bedarfst keiner Schonung mehr.“

Das hört sich hart an. Dem Kundigen fällt freilich ein, daß der spätere Schiller einmal an Goethe schrieb, der ästhetische Mensch „brauche keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten“ — wobei er freilich meint, er brauche nicht den liebkosenden Gedanken daran als Behelf; denn — fahren wir fort — die Seele hat jene Systeme und Gedanken nicht etwa abgestreift und als Lügengebilde vernichtet, sondern deren Kerngehalt in sich aufgenommen und in That umgesetzt, die Spekulationen aber als müßige Phantasien beiseite gestellt. Denn der Fernflug in Spekulationen lähmt die entschlossene That. Die That aber allein erhebt und befreit.

Dies ist der Übergang zu Kant. Der Philosoph war erfüllt vom Glauben an die Gottheit, an die Unsterblichkeit und die daraus sich ergebende schöpferische Tugend als der innersten und stärksten Macht des Menschen. Aber er vermied alle theosophischen Phantasien, alle „überschwenglichen Anmaßungen mit Theorien des Übersinnlichen, wovon man kein Ende absieht, dadurch man aber die Theologie zur Zauberlaterne von Hirngespinnstern macht“, wie es einmal in der Praktischen Vernunft heißt. Das höchste Gut kann nur durch die geläuterte,

willensreine Persönlichkeit in treuer Tat erlebt und durch Erlebnis als allein beseligend erkannt werden. „Tut den Willen Gottes, so werdet ihr sehen, ob meine Worte von Gott sind“, sagte Jesus. Der Wille Gottes aber — so dürfen wir in Kants Sinne fortfahren — ist zwar in Büchern und Autoritäten niedergelegt, aber durch edelmenschliche Organe hindurch: und dieses edelmenschliche Aufnahmeorgan ist heut noch lebendig wie ehemals. Weckt es nur, verfeinert und reinigt es nur! Dann wird man sagen können (wie vom „Reich Gottes“): der Wille Gottes wirkt in euch selber. Oder mit Schiller:

„Nehmt die Gottheit auf in eurem Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron!“ . . .

Jetzt verstehen wir, was ich einleitend skizziert habe. Kant appellierte an den seelischen Adel und drängte darauf hin, die Gottesmacht in uns wach werden zu lassen, damit sie sich als Vernunft oder als Gewissen offenbare. So wirkte er als Befreier von Spekulationen, als Befreier zur Tat. Dies ist die praktische Seite von Kants Bedeutung.

Und so schreibt denn auch der Kantianer Raphael an den Pantheisten Julius: „Den Keim jeder höheren Begeisterung, das Bewußtsein des Adels deiner Seele in dir zu beleben, dies ist mein Zweck.“

Raphael deutet den Weg zu Kant nur an: „Es ist ein gewöhnliches Vorurteil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, während es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mit-leidig herabsieht . . . Wir übersehen einen kleinen Teil des Weltalls, und die Auflösung der größeren Menge von Mistbönen ist unstrem. Ihre unerreichbar . . . Träges Anstaunen fremder Größe kann nie ein höheres Verdienst sein. Dem edleren Menschen fehlt es weder an Stoff zur Wirksamkeit noch an Kräften, um selbst in seiner Sphäre Schöpfer zu sein. Und dieser Beruf ist auch der deinige, Julius.“

Haft du ihn einmal erkannt, so wird es dir nie wieder einfallen, über die Schranken zu klagen, die deine Wißbegierde nicht überschreiten kann."

Und die philosophischen Briefe klingen in den echt kantischen Satz aus: Mache dich erst einmal mit dem „Umfang deiner Kräfte völlig bekannt“!

Jetzt sind wir wieder auf der Erde, im Menschenland. Wie hieß es doch in Schillers Jugendgedicht „Die Größe der Welt“?

„Steh, du segelst umsonst — vor dir Unendlichkeit!
 Steh, du segelst umsonst — Pilger, auch hinter mir!
 Senke nieder,
 Ablergedant', dein Gefieder!
 Bühne Seglerin, Phantasie,
 Wirf ein nutzloses Unter hie“ — —

Nutzlos? Nur für den ist Kant der „Alleszermalmer“, der dem Ikarusflug seiner eigenen Erkenntniskräfte zu viel oder alles zutraute; für den Gereiften aber ist diese weise Beschränkung die einzig wahre, tiefe, starke Erkenntnis, eine Errungenschaft, keine Resignation.

Und so wird der spätere Schiller sich an sein andres Wort halten („Breite und Tiefe“):

„Wer etwas Treffliches leisten will,
 Hätt' gern was Großes geboren:
 Der sammle still und unerschlaft
 Im kleinsten Punkte die höchste Kraft!“

So verlegt dann Schiller allen Schwerpunkt in das schöpferische Zentrum, das in uns selber ist. Sind wir denn „denkende Wesen“ wie das denkende Wesen Gott, so laßt uns dieser Kraft in uns alles Augenmerk zuwenden! Leicht stellt sich somit das Heroische und Erhabene in den Mittelpunkt der stolzen und würdevollen Schillerschen Weltanschauung.

Aber das Erhabene ist nur die eine Seite der Lebensentfaltung, wenn auch eine wichtige Seite. Kant stellte bereits neben das Erhabene — in der „Kritik der Urteilskraft“ — das Schöne. Und so teilte auch Schiller die Ästhetik in Anmut und Würde. Jenes weib-

liche Element umfaßt alles Schöne, Heitre, Gefällige, Zarte — dieses männliche Element alles Heroische und Harte. Wiederum sind es gleichsam zwei Polaritäten wie zwischen „Verstand“ und „Sinnlichkeit“ (Idee und Erfahrung); berechtigt und selbständig ist jede, aber fruchtbringend ist erst ihr Austausch. „Die erhabene Geistesstimmung ist das Los starker und philosophischer Gemüther, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst den eigennützigen Trieb unterjochen gelernt haben“, heißt es einmal bei Schiller (Über die tragische Kunst). Anmut aber ist der Ausdruck einer „schönen Seele“; und „eine schöne Seele nennt man es, wenn sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben in Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen nicht eigentlich sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Die schöne Seele hat kein andres Verdienst, als daß sie ist. Daher weiß sie selbst auch niemals um die Schönheit ihres Handelns, und es fällt ihr nicht mehr ein, daß man anders handeln und empfinden könnte; dagegen ein schulgerechter Jüngling der Sittenregel, so wie das Wort des Meisters ihn fordert, jeden Augenblick bereit sein wird, vom Verhältnis seiner Handlungen zum Gesetz die strengste Rechnung abzulegen.“ So heißt es in Schillers Aufsatz „Über Anmut und Würde“.

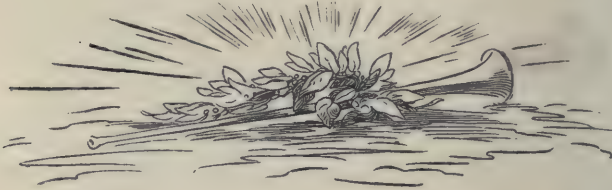
Hier ist der bekannte Punkt, wo Schiller auch über den „dramatischen“ Kant hinausging und sich — dem Künstler Goethe näherte. Über Kant hinaus? Nein, das bedarf einer Einschränkung. Kant hat recht, wenn er in seiner Schrift über die Religion (Anmerkung zum ersten Stück) Schillers Abhandlung, die er als „mit Meisterhand verfaßt“ ausdrücklich lobt, nicht als Gegensatz empfindet; Kant ist als Philosoph und Moralist unanfechtbar folgerichtig. Aber Schiller entdeckt unbewußt, vom dichterischen Genie getrieben, eine noch feinere Kraft im Menschen: die Intuition, das unmittelbare und unbewußte Gefühl des reinen Herzens, dem das Sittengesetz Natur geworden.

Wir haben diesen wichtigen Vorgang schon neulich, in den „Gedanken über Kant“ (S. 148 f.), skizziert und werden später wohl

noch oft dies Verhältnis von Ethik und Phantasie berühren müssen. Beide Grundkräfte in Einheit zu bringen, möchte man nahezu das wichtigste Problem nennen.

Und so tritt an Stelle des führenden Mannes Kant, der in seiner Sphäre durchaus die rechten Worte fand, nunmehr eine neue Führerin: die weibliche Muse, das seherische Gemüt. An Stelle Vergils führt nun Beatrice; an Stelle des Bewußten der geläuterte Künstlerinstinkt; an Stelle der Philosophie die durch Philosophie und Sittengesetz geklärte Poesie. Das Schöne tritt wieder zum Dichter, der so lange nur Denker war: Anmut gesellt sich zum Erhabenen. In Briefen an Körner (Januar und Februar 1791) beschäftigt sich Schiller eindringlich mit dem „objektiv Schönen“, das er als „Freiheit in der Erscheinung“ auffaßt, als etwas, das seine Gesetze in sich selbst hat oder zu haben scheint, Schwere überwindend, Materie besiegend. Mit eben diesen Fragen ringt er in den „Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen“. Bis er sich zu der Verkörperung des künstlerisch-seherischen Instinktes hindurchfindet: zu dem großen Bildner und seelenfeinen Betrachter Goethe.

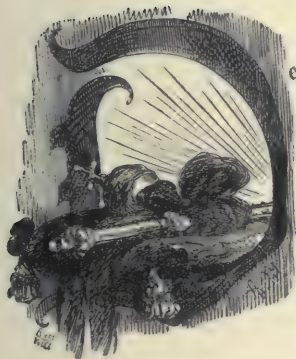
Damit brechen wir ab. Alle Ströme dieses langen und mühevollen Denkens fließen nun wieder in eins zusammen. Schiller hat auf Umwegen wieder sein nunmehr geläutert Element gefunden: die dichterische Tat.



Friedrich der Große

VI.

Der Dichter und Satiriker



er König geht in seinem Zelte schlaflos auf und ab. Eine Kerze brennt auf dem Tisch; Schreibzeug, Papier, ein Buch befinden sich in der Nähe. Es ist tiefe Nacht. Um ihn her hört man das Atmen des nächtlichen Kriegslagers; hie und da ein Stampfen oder Schnaufen gekoppelter Pferde; halblaute Anrufe der Wachposten; ein stockendes Plaudern müder Offiziere, die um ein Feuer liegen. Über der bleichen Gebirgslandschaft steht der Mond.

Dies ist der düster-große Hintergrund zu des Königs heroischer Poesie. Er hat die verhältnismäßige Mehrzahl seiner Gedichte im siebenjährigen Kriege geschrieben. Öfters in Briefen an d'Argens oder Voltaire spricht er nebenhin, gleichsam um Entschuldigung bittend, von dem „Geschwätz“ oder den „schlechten Versen“, die „ein Dämon mich mit Gewalt zur Welt bringen läßt“. „Diese Tätigkeit macht mich glücklich, solange sie dauert; sie täuscht mich hinweg über meine gegenwärtige Lage und verschafft mir das, was die Ärzte lichte Augenblicke nennen“ (an Marquis d'Argens, 20. März 1760). Einen Brief von dem anhänglichen Marquis erhält er (wohl mehr als einmal) „unter den Qualen der Sicht“, nachdem er, wie er an den Prinzen

Ferdinand schreibt, „während drei Wochen Märtyrerqualen ausgestanden“ hat (nach der Runersdorfer Schlacht). Und ein andermal heißt es (an d'Urgens, 1. März 1759): „Ich habe mein Winterquartier wie ein Karthäuser verbracht. Ich esse allein zu Mittag, ich bringe meine Zeit hin mit Lesen, mit Schreiben, ich esse nicht zu Abend. Wenn man traurig ist, wird es auf die Dauer zu schwer, unaufhörlich den Kummer zu verheimlichen; und es ist besser, allein betrübt zu sein, als sein Mißvergnügen in die Gesellschaft zu tragen. Nichts tröstet mich als angestrenzte Tätigkeit, wie eine Arbeit sie erfordert, und zwar unausgesetzte Tätigkeit.“

Diese Stimmungen, die wir bereits kennen, muß man sich wieder vergegenwärtigen, um aus den Verskolonnen unseres großen Königs den Kriegsklang herauszuhören. Diese Dichtungen mögen der Form nach abhängig sein von Voltaire, Boileau oder der französischen Übersetzung des Horaz. Und gewiß, sie enthalten nichts von dem Zauber echter Lyrik. Aber in diesen Formen pulsiert Friedrichs Herz und königliche Entschlossenheit. Das erhebt diese Gedichte zu Bekenntnissen. Das verwandelt diese Strophen gleichsam in marschierende und angreifende Kriegsbataillone, durchpulst von der Energie des Kriegsobersten: Peloton hinter Peloton unter Kartätschfeuer anrückend, schießend, die Vorderreihe aufs Knie fallend, ladend und wiederum schießend, und mit geschlossenen Lücken in unerbittlicher Straffheit wie eine Mauer den erschütterten Feind zermalmend — ein preußischer Angriff! Diese Angriffe wurden im Takt ausgeführt, ein Triumph der Regel und der Manneszucht. Und eben dieser Geist ist in des Königs Versen.

Dieser rasche Rhythmengang („die Preußen sollen allemal den Feind attackieren“) unterscheidet des Königs Dichten wesentlich von den temperamentlosen Zopfpoeeten der Zeiten Gottscheds. Anakreon-tische Ländelei, feierliche Lehrgedichte, steife Oden — so etwa läßt sich die Lyrik jenes matten Zeitalters zusammenfassen. Ein Pedanterie-Geschmäcklein war überall dabei, auch in Gellerts Fabeln, die zu den wenigen deutschen Dichtungen gehören, wovon der König eine flüchtige Kostprobe erhalten hat. Ein volkstümliches Element ist freilich

in Gleims Grenadierliedern nicht zu überhören¹⁾. Auch im tüchtigen Kleist (z. B. in der Ode an die preußische Armee) klingen männliche Klänge auf; und Ramler legte Wert auf die Form, ohne jedoch packen und erwärmen zu können. Ihnen allen aber fehlt das ganz spezifische Feuer des Königs. Es war kein eigentlich dichterisches Feuer; denn seine Poesie war die Tat, und Romantik unwittert zwar dies ganze Heldenleben, steckt aber nicht als Stimmungselement in den Poesien. Doch es war Geniefeuer, das den König erfüllte und von da auch im Redeschwung seiner Oden zu spüren war.

* * *

Warum trotzdem die Unbekanntschaft der deutschen Nation mit ihres großen Königs Poesien? Zunächst trennt die Fremdsprache den Dichter von seinem Volke; zweitens sind es die Dichtungsformen eines veralteten, eines romanisch-rhetorischen Stiles, woran sich der König erzogen hatte; drittens, und im Zusammenhang damit, fehlt der besondere Reiz des dichterischen Geheimnisses; sodann beeinträchtigt die ermüdende Länge den künstlerischen Genuß; und endlich sind die Übersetzungen unerträglich.

Unerträglich schlecht! Das sind lederne Alexandriner, in denen nichts zittert von dem Zorn, dem Stolz und den Sorgen des königlichen Kämpfers, auch nichts von der Leichtigkeit und Ausgelassenheit

¹⁾ Z. B. Gleims Siegeslied nach der Schlacht bei Lobositz:

„Gott donnerte, da floh der Feind,
Singt, Brüder, singet Gott!
Denn Friederich, der Menschenfreund,
Sah obgesiegt mit Gott.

Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht“ . . . usw.

Der treffliche Gleim hat nie eine Muskete getragen und war auch sonst keine Kampfnatur; außer einer verunglückten Hochzeitsgeschichte ist sein freundlicher Gemütszustand auch von den Leidenschaften der Liebe nie gerüttelt worden. So fehlte seinem Singen die magische Kraft; doch ist es für jene Zeit ein Factor in der Gemütsausbildung gewesen, da ein Mensch voll echten Wohlwollens dahinterstand.

seiner satirischen Launen. Es ist in diesen Übersetzungen alles steif, matt und feuerlos geworden, seelenlos, genielos.

Als die beste der mir bekannten Verdeutschungen erscheint mir eine Auswahl der Oden und Episteln von Theodor Vulpinus (Berlin, 1886, Rich. Eckstein Nachf.). Das Buch hat den Vorteil, daß es auf der linken Seite den französischen Urtext bringt, dem der Übersetzer auf der rechten Seite, in genauer und oft guter Übertragung, in der Versform des Originals, seine deutschen Strophen gegenüberstellt. Aber auch hier ist der energische und doch leichte Ton des Königs nicht kongenial herausgekommen. Wir werden gleichwohl im folgenden dieser Übersetzung folgen, indem wir ihre besseren Stellen auswählen. Der Leser dieser Blätter kennt bereits zwei Proben, die der Herausgeber selber zu übertragen versuchte: „An meine Mutter“ (S. 144) und „An die Geduld“ (S. 38). Zu Weiterem reichte weder Zeit und Kraft, noch auch traue ich mir die Fähigkeit zu, so umfangreiche Gedichte hindurch die gespannte Energie beizubehalten, in der sich der dichtende Feldherr befunden hat. Denn dies sind gewissermaßen Entlastungen der Nerven: Tagebuchblätter. Einer hätte sie, wie ich schon sagte, kongenial in deutscher Sprache nachdichten können, wenn sein Pathos auch zu wichtig geworden wäre: Friedrich Schiller.

Beispiele mögen zeigen, was unter des Königs „Ton“ zu verstehen ist.

Da ist eine leichte „Gazette militaire“, ein gereimter Lagerbericht, der mit den Worten beginnt:

„Dans ce moment, de grand matin“ —

— also: „In diesem Augenblick, am frühen Morgen“. Wie übersetzt Vulpinus diesen zwanglosen Anfang? „Des Morgens, kaum daß auf ich bin“! Dann geht es weiter, in spielendem Plauderton (denn der König reimte leicht):

„Nous apprenons par le Sarmate,
Qu'un de nos héros, nommé Plate,
Vient de donner un coup de patte
Au Moscovite Buturlin“ —

— also: „Erfahren wir vom Sarmaten, daß einer unserer Helden, namens Platen, soeben einen Tazenschlag verabreicht hat dem Moskowiter Buturlin.“ Unser Übersetzer reimt, nicht schlecht, aber zu steif:

„Kommt mir die Post von den Sarmaten,
Daß unser Held, der brave Platen,
Schön in die Haare ist geraten
Dem Moskowiter Buturlin“ . . .

Ich brauche nur noch etliche Anfangszeilen bei Friedrich mit den ersten Zeilen des Übersetzers zu vergleichen, so springt der Unterschied in die Augen: „Partez, l'occasion est bonne“ (Zieh ab, Gelegenheit ist gut) ruft der König dem Gegner Daun, dem „grand général de l'Empereur“, nach der Schlacht bei Leuthen in einem Spottgedicht zu. Vulpinus übersetzt: „Zieh ab, gut ist der Zeitpunkt eben“ . . . Oder: „Si j'étais le bonhomme Homère“ (Wär' ich der Biedermann Homer) — Vulpinus: „Wenn ich Homer, der gute, wäre“ . . . Man sieht: es ist etwas Steifes hineingekommen, die Leichtigkeit ist weg.

Oder da ist ein Epigramm wider die Kaiserin Maria Theresia:

„Un Ottoman ambassadeur
Vint, de la part du Grand-Seigneur,
A Vienne, cour très-haut huppée.
Des présents leur fit par honneur:
Il donna, je crois par erreur,
A l'Impératrice l'épée
Et la quenouille à l'Empereur“ —

— was sich, entwürfsweise, etwa so übertragen ließe:

„Kam ein Gesandter aus Türkenland
Nach Wien, vom Großherrn abgesandt,
Ehrengeschenke zu Füßen zu legen
Dem Hof, des hohe Haube bekannt.
Gab also (wie man sich irren kann!)
Der Kaiserin den Degen,
Die Runkel ihrem Mann.“

Unser Übersetzer gibt diesen spielenden Spott in folgender Form:

„Vom Großherrn abgeschickt, erschien
Ein Staatsgesandter jüngst in Wien
Mit Ehrengaben, wie sie pflegen
Den steifen Hof dort anzuziehn.
Doch ein Versehn geschah durch ihn:
Er hat der Kaiserin den Degen,
Die Kunkel ihrem — Mann verliehn.“

Der Ton Friedrichs ist verflogen. Glückworte wie „pflegen“, „anzuziehn“; den „steifen Hof“ (statt der feinen Anspielung auf die Frauenhaube, die in dem „hochgehaubten Hof“ mit darin liegt); das ungelente „doch ein Versehn geschah durch ihn“ statt des lächelnd-leichten „je crois par erreur“: — all dies entstellt und beschwert die königliche Schreibweise.

Nur noch zwei Beispiele aus einem ernstern Gedicht: In der Ode „An den Prinzen Ferdinand von Braunschweig“ blüht der König die Franzosen an:

„O nation frivole et vaine!
Quoi! sont-ce là ces guerriers,
Sous Luxembourg, sous Turenne,
Couverts d'immortels lauriers?!“

Dies scharfe kurze: „O frivole und eitle Nation!“ samt dem Anruf: „Quoi!“ usw. wird in der Übersetzung peinlich matt:

„Sind das die edlen Krieger,
Dies Volk der Eitelkeit“ usw.

Und die nächste Strophe beginnt gar:

„Beherrscht das Angeheuer
Der Selbstsucht unsern Sinn,
So stirbt das edle Feuer
Des Ruhms, der Ehre hin“ —

Das ist der Singsang des alternden Kirchenlieds, aber weder die Wucht Luthers noch das schnelle Feuer Friedrichs des Großen! Der König, der in jenem Gedicht seinen Gegner Ludwig XV. ein

„jouet de la Pompadour“ (Spielzeug der Pompadour) nennt, sagt an dieser Stelle: „L'intéret, ce vice infame“ (die Selbstsucht, dies infame Laster) — und das klingt schneidiger, das klingt kurz, preußisch, friederizianisch.

Man wird mich verstehen. Und es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß auch der König neben schwungvollen Stellen oft ins Prosaische oder Konventionelle entgleitet. Ich glaube daher nicht an die Möglichkeit einer Neubelebung. Auch uns ist es in diesen „Wegen nach Weimar“ nicht um diese Seite des Königs allein zu tun, sondern um dessen Gesamtbild und die Lebenswerte seiner großen Persönlichkeit.

Wir werden uns also mit einem abschließenden Gang durch seine Dichtungen begnügen.

* * *

Ode, Epistel, Satire — das sind die drei Gattungen, worin sich der Poet von Sanssouci erging. Horaz und die römische Lyrik (ins Französische überfetzt: andre als französische Bücher besaß der König nicht) nebst den Gedichten eines Boileau, Jean Baptist [nicht Jean Jacques] Rousseau, Gresset, Voltaire waren die wesentlichen Vorbilder damaliger lyrischer Poesie ¹⁾. Ihnen entsprach in Deutschland Gottscheds Richtung, in England Alexander Pope. Es war vor Ossians wehmütig-schöner Naturschwärmerei, vor Percys Volksballaden, vor Burns, Bürgers „Lenore“ und der echten Volkspoesie, wie sie sich später in „Des Knaben Wunderhorn“ und durch Uhland oder die Brüder Grimm wiederum in die Kultur zurückgefunden hat. Es war Vernunft-Rede, nicht die magische Rede der Poesie.

Die Oden und die poetischen Episteln, lang wie die Briefe jener Schreib- und redetrohen Zeit, bilden den Hauptteil. Manche

¹⁾ Der Akademiker Thiebault bemerkt in seinen Denkwürdigkeiten über des Königs Bibliothek: „Er hatte fünf Büchersammlungen, die einander genau gleich waren: eine in Potsdam, die zweite in Sanssouci, die dritte in Berlin, die vierte in Charlottenburg und die fünfte in Breslau. Deutsche Bücher hatte Friedrich gar nicht; wurden ihm welche geschenkt, so schickte er sie an die Bibliothek nach Berlin“ (Friedrich der Große und sein Hof; Stuttgart, Rob. Luz, S. 80).

dieser Episteln sind halb Vers, halb Prosa, eine launige Zwischengattung. Ernster Art ist des Königs Gedicht in 6 Gesängen „L'Art de la guerre“ (Die Kriegskunst), ein Lehrgedicht militärischen Charakters. Zu den satirischen Arbeiten gehört ein komisches „Heldengedicht“ — „poëme grave“ nennt es der König scherzend — im derben Stil der schlüpfrigen „Pucelle“ Voltaires, nämlich „Le Palladion“ (Das Palladium), die Gefangennahme des Gesandtschaftssekretärs Darget durch die Oesterreicher behandelnd. Hier ist der König, bei allem Zynismus, oft von glänzendem Wit. Weniger in der Satire in vier Gesängen: „La guerre des confédérés“ (Der Krieg der Verbündeten), die polnische Wirtschafft geißelnd, nebst gleichfalls derben Spässen wider Heiligenverehrung und ähnlichen Glauben seiner politischen und religiösen Gegner. Auch die drei „Totengespräche“ sind satirischer Art. Zahlreiche „facéties“, fliegende Blätter in Prosa, gehören in diese Ecke; dazu allerlei Epigramme und Grabschriften, gepfeffert wie die Fischgespräche von Sanssouci. Und endlich verdienen hier Erwähnung die satirischen Prosalustspiele im Stil Molières: „Le singe de la mode“ (Der Modeaffe) und besonders „L'école du monde“ (Die Schule der Welt), das einen trotz des Dr. Diffucius [womit der Philosoph Wolff gemeint war] gründlich verbummelten Studenten aus Halle zum zweifelhaften Helden hat. Auch sie sind nach dem üblichen Schema flott gearbeitet und mehr geistreicher oder lebhafter Dialog als wirkliche Gestaltung.

Wir wollen nur die Hauptlinie innehalten und uns einige wenige Oden vergegenwärtigen.

Da ist schon 1734 eine Ode des Kronprinzen „An den Ruhm“, geschrieben im Lager des Prinzen Eugen bei Philippsburg, überarbeitet 1750. Ich deute in Prosa einige Hauptstellen an und ergänze durch eine Stelle aus den Übertragungen von Vulpinus.

„Mein ganzes Wesen ist durchflammt, o Ruhm, von deinem göttlichen Feuer! Mit meiner Leier süßesten Akkorden will ich deine Wohlthaten preisen . . .

Unsere Tugenden führen zum Ruhm, und der Ruhm hinwiederum führt zu Tugenden; er ist siegreicher Befreier aus Ketten; ihm verdankt

Cicero seine Beredsamkeit, Seneca seine umfangreichen Kenntnisse, er bildet den wahren Cäsar.

Schon an den Thermopylen gab er den großherzigen Verteidigern, die sich für ihre Städte opferten, „l'inébranlable fermeté“, die unerschütterliche Festigkeit. Während das Eisen sie fällt, zeigt ihnen der Ruhm die Unsterblichkeit —

... „O Ruhm, dem ganz ich mich vertraue,
 Verkäre gnädig all mein Tun!
 Du kannst, trotz Not und Todesgefahren,
 Ein schwaches Fünkeln doch bewahren
 Des Geistes, welcher wohnt in mir!
 O, öffne selber mir die Schranken,
 So lauf' die Bahn ich ohne Wanken,
 So leb' ich und so sterb' ich dir!“

Eine Ode „An die Zeit“ (um 1738) formt den Gedanken, den der König einmal de Catta anschaulich machte, indem er die Minuten seines Lebens zählte. O Nichtigkeit der unbarmherzig vorübereilenden Zeit! Nichtigkeit aller Erdendinge! Und doch: „wertvoll ist jeder Augenblick!“ Laßt uns die Zeit nützen!

Eine andere Ode ist eine Abschüttelung der Schmeichelei (Laflatterie, 1740), im ersten Jahre seiner Regierung verfaßt.

„... Den wahren Ruhm des großen Mannes
 Erübt nur solch schnöde Kriecherei!
 Ob man uns Lob, ob Eadel spende,
 Wir bleiben, was wir sind, am Ende:
 Siech oder wohl, heil oder lahm.
 Nicht euer unerschöpflich Preisen,
 Nur mein Gewissen soll mir weisen,
 Ob ich mit Recht zu Ehren kam.“

Die Ode „Zur Wiederaufrichtung der Akademie“ (1743 gedichtet, von Darget in einer öffentlichen Sitzung der Akademie vortragen) möchte man ganz besonders gern in einer Nachdichtung Schillers lesen.

„... Des Stumpffsinns Beute war die Menschheit, als auf Erden
 Schmachvolle Blindheit noch den Stab der Herrschaft trug,

Als noch Unwissenheit mit herrischen Gebärden
 Der Einfalt dumpfen Leib in Eisensfesseln schlug.
 Der Mensch ward feig und scheu, leichtgläubig zum Erbarmen;
 Da trat die Wahrheit vor und leitete den Armen,
 Bis er das Joch der Furcht abwarf, die ihn gebannt,
 Bis er, statt an Altären
 Des Wahns den Schreck zu nähren,
 Sie brach mit eigner Hand.“

In den Oden „An die Preußen“ (um 1751) und „An den Prinzen Ferdinand von Braunschweig“ (1758) flammt ein nationaler Ton auf; und gleich stark, aber noch wortreicher, in der Ode „An die Deutschen“, in der schwersten Zeit des Jahres 1760 gedichtet.

Völker! (so ruft er seinen Preußen zu) Innrer Wert hat euch zum Ruhme geführt, ihr lorbeergetrönten Helden, ihr Lieblingskinder des Mars, überhäuft von seiner Gunst: nun hütet euch, daß nicht Trägheit, Hochmut und Weichlichkeit eure Sitten verderben!

So ging Karthago unter, verweicht in Capua; so sank Athen, das zuvor des Keryes ungeheure Heerezmacht zerbrochen hatte. Ihr aber, Preußen:

Zur Sonne blickt empor, die, ew'ge Bahnen schreitend
 Und hoch aus Himmelshöhn des Lichtes Fülle breitend,
 Unwiderstehlich schmilzt des starren Winters Eis!
 Die reinen Strahlen geben
 Der Schöpfung neues Leben
 Und Kraft dem Weltentreis.

Und aus ihr selbst entspringt der Sonne Feuerhelle;
 Sie zeugt sich selbst und nährt sich fort aus eigner Quelle!
 Wenn golden steigt herauf des Morgenrotes Glanz,
 Wird blaß und blasser immer
 Des Sternenheeres Schimmer
 Und bald erlischt er ganz!

Die Sonne, Preußen, nehmt zum Vorbild und zur Lehre!
 Festhaltet, gleich wie sie, des neuen Glanzes Ehre,
 Und, ohne still zu stehn nach erster Arbeit Frucht,

Lernt es, der Welt zu zeigen,
 Daß euch die Kraft zu eigen,
 Die neue Taten sucht!"

Und ebenso in dem Aufruf an die Deutschen:

(„Que des antiques faits le récit vous éclaire!
 Voyez-vous Charles-Quint dans son destin prospère,
 Des Germains divisés chef trop ambitieux“) —

... „Daß doch, was einst geschehn, nicht eurem Geist entflöhe!
 Seht Karl den Fünften an auf seines Glückes Höhe:
 Gespalten ihr — und er voll Ehrgeiz Deutschlands Haupt!"

— hier spricht, mit historischem Bewußtsein, der Vorkämpfer für geistige Freiheit der Deutschen. Und einige Strophen vorher heißt es:

„Die Stunde drängt, und Zeit ist's, endlich klar zu schauen,
 Daß auch der Donau Schoß Tyrannen euch erzeugt!
 Derweil ihr mutig mich bedrängt mit blindem Hasse,
 Zergrämt die Freiheit sich und weint, zum Tod gebeugt,
 Um ein entartet Volk, das sich will Knechten lassen!"

Als Friedrich diese lange und leidenschaftliche Ode schrieb, war (nach Ruglers Worten) seine „Armee wieder bis auf die geringe Zahl von 24000 Mann zurückgekommen; alle Welt erwartete, daß er nun auch alle zuletzt errungenen Vorteile wieder einbüßen werde. Aber Friedrich wich keinen Schritt“. Gegen Ende dieser Ode rät er den Preußen, auszuziehen, statt sich dem Sklavenjoch zu beugen:

„Zieht fort, o Preußen, weit! Verlaßt dies Land, die Beute
 Der Ungerechtigkeit und wilder Kriegesmeute,
 Wo solch ein Schwindelgeist der Brüder Sinn berückt!
 Voll schänden Andanks wird der Deutsche ächten später
 Ans, die ihn schützten, wird, ins Sklavenjoch gebückt,
 An seiner Freiheit bloß selbst werden zum Verräter!" ...

Doch er verwirft den Gedanken wieder:

„Nein, tapfere Freunde, nein! Hochsinnige Seelen töten
 Im Reim schon einen Plan, vor welchem sie erröten,
 Weil kleinlich er gedacht und ihrer würdig nie!

Die Ehre wahr, und nichts hat das Geschick entschieden!
 Die Götter sind gerecht, und Sühne senden sie
 Der guten Sache noch und dem entweihten Frieden.
 Auf, in den Feind hinein,
 Ihr Reiter echten Mutes!
 Und wascht in Väthen Blutes
 Von jedem Schimpf euch rein!"

Hätten wir in Deutschland ein wahrhaft nationales Kulturbewußtsein und eine deutsche Akademie, die — etwa in Weimar — die Güter der Vergangenheit im lebendigen Bewußtsein der Nation erhielte: sie müßte u. a. ein Preisausschreiben erlassen für die gehaltvollste Neudichtung solcher Oden des Preußenkönigs. Wie heute die Dinge liegen, empfindet man das eben als Gedichte unter Gedichten, womöglich als „schlechte Gedichte“, ohne Verständnis für deren männlichen Heroismus.

Ich breche ab. Es ist uns nicht um eine Zergliederung dieser Bände füllenden Oden und Episteln zu tun, sondern um eine Kennzeichnung des Geistes, aus dem sie entstanden sind.

*
*
*

Der König liebte scharf gewürzte Speisen. Er hänselte gern, konnte einen witzigen Einfall nicht immer unterdrücken und bemerkte einmal, in der entschuldigenden „Palinodie an Darget“: „Ach, wenn uns die verfluchte Übermutslaune (verve) mit ihrer Wut packt, so steigen Rauch und Flammen aus dem erregten Gehirn wie aus einem Vulkan, und nichts vermag diesen Ausbruch zu hemmen. In diesem wilden Enthusiasmus, der uns auf gut Glück dahinträgt, entweichen uns wohl Sarkasmen, an denen das Herz keinen Anteil hat.“ Ob in dieser Vorliebe für scharfe Speisen und französischen Champagner sich dasselbe Naturbedürfnis äußerte, das ihn immer wieder mit Genuß Voltaires „Candide“ oder „Pucelle“ lesen ließ?

Schon de Catt berichtet von des Königs gelegentlichem Drang zu Neckereien oder spizen Bemerkungen, deren Opfer z. B. der freilich nicht hervorragende Baron Pöllnis oder der harmlosere

Oberst Guichard waren. Thiébault, von 1765 ab fast 20 Jahre in Friedrichs Umgebung, erzählt ähnliches. Und noch der Marquis Lucchesini, in den letzten Jahren oft des Königs Tischgast, bringt die folgende Notiz, die aber zugleich in aller Schlichtheit den wundervoll versöhnenden Zug hinterher bringt:

16. März 1781.

„Mittagstafel. Unter anderem fiel das Gespräch auf die Schlacht bei Campo Santo (1743) und die Nachricht, die der Marquis Ercolani den Österreichern über den Marsch der Spanier hatte zukommen lassen. Da ich nun, sehr zur Unzeit, ausrief: ‚Dieser Herr ist ein Spion‘, sagte der König: ‚In Italien sind also die Marquis Spione?‘ Ich entgegnete: ‚Und zum Lohn erhalten sie das goldne Blied!‘ Dann schwieg ich die ganze Tafel über, wie sehr mich auch der König mit allerhand Gesprächen zum Sprechen reizen mochte; und trotzdem sie auch Gegenstände berührten, an denen ich mich sonst gewöhnlich beteiligte, entschloß ich mich nicht, mein Schweigen zu brechen . . . Abends war der König *comis, blandus, humanus* [verbindlich, einschmeichelnd, leutselig]. Er sprach über die Unmöglichkeit, die augenblicklichen Einfälle zu unterdrücken.“

Dies war des Königs Art, um Entschuldigung zu bitten. Und an anderer Stelle schreibt Lucchesini (25. Juli 1783): „Der König sprach die denkwürdigen Worte aus: ‚Jeder hat seine Fehler, auch ich habe die meinigen, die ihr mir verzeihen müßt; die eurigen verzeihe ich sehr leicht und gern!‘“

So fassen wir denn des Königs persönliche und schriftstellerische Satiren als Reiz-Auslösungen eines elastischen Mannes, der aus den Verhaltenheiten und Spannungen strenger Tagesarbeit wieder in seine natürliche Lebensheiterkeit zurückschnellt.

Lebensheiterkeit: noch 1772 dichtete der königliche Causeur und Plauderer seinen Oberkoch Noël an!

„Ich scherze nicht: unsterblich macht dich noch,
Fürwahr, Noël, dein groß Talent als Koch!
Unsterblichkeit! Dazu gib't's viele Mittel:

Wer Kunstgenossen überfliegt im Nu,
 Wer neue Wege bahnt dem Ziele zu,
 Erwirbt in seinem Fach den Meistertitel —
 Und aller Köche Stern und Held bist du!

Dein sicherer Besitz ist: feinste Kenntnis
 Des ganzen Pflanzenreichs. Dein Kunstverständnis,
 Behutsam mischend gleicher Kräutlein Saft,
 Weiß herzustellen manche Wundersauce,
 Die lieblich duftet wie Jasmin und Rose
 Und Königen und Fürsten Wonne schafft . . .

Was für Filets dein Denken schon erfand!
 Was für Pasteten formte deine Hand!
 Was für Hachis und Farcen zum Entzücken,
 Die unsrem Gaumen, recht ein Wonneschmauß,
 Ihn kitzelnd fein, behagten überaus!" usw.

Dieser Zug von frohgelauntem Feinschmeckertum gehört in das Charakterbild dieses Königs, das ohne romanisches Raffinement der Rokoko-Kultur nicht völlig abgerundet wäre.

* * *

Sollen wir uns nun zu guter Letzt noch über eine Schrift wundern, die man gewöhnlich allein anzuführen weiß, wenn von Friedrich dem Großen die Rede ist? Gerade diese vielgenannte Schrift „Über die deutsche Literatur“ reizt uns am wenigsten zu irgendwelcher Ereiferung. Denn wir haben inzwischen in diesen Blättern tiefer in des Königs Seele geschaut; wir haben das Positive lieben gelernt, das in des Königs Lebensburg glühte. Was frommt es da, zu sagen, daß er Racines — übrigens edelschöne — „Athalie“ allen anderen dramatischen Dichtungen vorzog, Shakespeare aber „abscheulich“ fand, „Börs von Verlichingen“ eine „abscheuliche Nachahmung jener schlechten englischen Stücke“ nannte und Voltaires „Henriade“ über die homerischen Gesänge stellte? Die Schrift erschien 1780, sie ist jedoch eine Zusammenfassung von Anschauungen, die sich der König lange zuvor gebildet hatte — auf Grund des spärlichen Ma-

terials, das ihm in seiner französisch belebten Einsiedelei zu Gesicht kam. Sie ist eine Folge seines durchgeführten Romanismus.

Aber, alles in allem: selbst wenn er sie gekannt hätte, befriedigen konnte jene deutsche Literatur das königliche Genie nicht. Denn, das beherzige man wohl: der König vermifste Größe. Und die wuchs tatsächlich erst langsam heran, trotz der Vorläufer Klopstock und Lessing, wuchs heran in Kant, Schiller, Goethe, deren Lebenswerk man aber damals noch garnicht ahnen oder überblicken konnte. Der König ist daher in dieser Schrift mehr als je Idealist und stellt ideale Zukunfts-Forderungen. Er nimmt auch hier von den größten Beispielen den vergleichenden Maßstab, besonders von Griechenland und Rom („alles an diesem Staate war Nerv und Kraft“, sagt er in schöner Knappheit von den Römern).

Hier eine Blütenlese, die uns, im Hinblick auf des Königs gedrunenen und nervigen Stil, mit Achtung erfüllen wird.

„Sie wundern sich, mein Herr, daß ich meine Stimme nicht mit der Ihrigen vereine, um die Fortschritte zu loben, welche die deutsche Literatur nach Ihrer Meinung von Tag zu Tag macht. Ich liebe unser gemeinsames Vaterland so sehr wie Sie, und deswegen hüte ich mich wohl, es zu preisen, bevor es solchen Preis verdient hat: das hieße einen Mann als Sieger ausrufen, der mitten im Wettlauf ist . . .

Ich bin überzeugt, ein Schriftsteller kann nicht gut schreiben, wenn die Sprache, die er redet, weder ausgebildet noch verfeinert ist; und ich sehe, in jedem Lande fängt man mit dem Notwendigen an und fügt nachher hinzu, was uns Genuß bereitet . . .

Hierauf prüfe ich Deutschland nach diesen Regeln, um die Lage, in der wir uns befinden, gerecht zu beurteilen; ich säubere meinen Geist von allen Vorurteilen, einzig und allein die Wahrheit soll mich erleuchten. Ich finde eine halbbarbarische Sprache, die in ebensoviel verschiedene Dialekte zerfällt, wie Deutschland Provinzen hat. Jeder Kreis redet sich ein, seine Mundart sei die beste. Was man in Schwaben schreibt, ist in Hamburg nicht verständlich, und der Stil Osterreichs erscheint in Sachsen dunkel . . .

Ich höre einen aller Anmut baren Jargon reden, den jeder nach seiner Laune behandelt; ohne Wahl werden die Ausdrücke verwendet, die passenden und bezeichnendsten Wörter vernachlässigt und die Be-

deutung der Dinge in einem Meer von Nebensachen ertränkt. Ich stelle Nachforschungen an, um unsere Homere, unsre Virgile, unsere Anakreons, unsere Horaze, unsre Demosthenes, Cicero, Thutydides, Livius zu entdecken: ich finde nichts, meine Mühe ist umsonst.

Gerade als Richelieu sich durch die Bildung seines Volkes mit Ruhm bedeckte, war der Dreißigjährige Krieg auf seinem Höhepunkt. Deutschland wurde von zwanzig verschiedenen Heeren verwüstet und geplündert, die bald siegreich, bald geschlagen, die Verödung im Gefolge hatten.

Als die Türken Wien belagerten oder als Melac die Pfalz verwüstete . . . glaubt man, daß damals in Wien, in Mannheim Sonette verfertigt oder Epigramme gemacht wurden? Die Musen verlangen ruhige Heimstätten. Weder dem Geist noch den Gaben der Nation ist daher der geringe Fortschritt, den wir gemacht haben, zur Last zu legen. Vielmehr müssen wir die Schuld einer Folge von ungünstigen Umständen, einer Kette von Kriegen beimeessen, die uns zugrunde richteten . . .

Seitdem sich diese vorteilhaften Veränderungen vollzogen haben, sehen wir den Wohlstand allgemeiner werden, der dritte Stand schmachtet nicht mehr in schmachlicher Erniedrigung, die Väter können für die Bildung ihrer Kinder sorgen, ohne sich in Schulden zu stürzen. So sind denn die Anfänge zu dem glücklichen Umschwung, den wir erwarten, vorhanden; schon ist zu bemerken, wie in den Geistern der Same edlen Wettewifers zu keimen beginnt.

Ich habe bereits gesagt, mit der Vervollkommnung der Sprache muß begonnen werden; sie muß gefeilt und gehobelt, muß von geschickten Händen bearbeitet werden. Klarheit ist die erste Regel, welche sich alle, die reden und schreiben, zum Gesetz machen müssen; denn es kommt darauf an, durch Worte seine Gedanken zu malen oder seine Vorstellungen auszudrücken. Was helfen die richtigsten, stärksten, glänzendsten Gedanken, wenn man sie nicht verständlich wiedergibt? Viele von unsren Schriftstellern gefallen sich in einem weitschweifigen Stil; sie häufen Einschaltung auf Einschaltung; und oft findet man erst am Ende einer vollen Seite das Zeitwort, von dem der Sinn des ganzen Satzes abhängt.

Damit unser Stil knapper werde, ist jede unnütze Einschaltung zu beseitigen; zur Erlangung von Energie sind die alten Schriftsteller, die sich kräftiger und anmutiger ausdrückten, zu übersehen.

... Das wären die verschiedenen Hemmnisse, die uns gehindert haben, so rasch wie unsere Nachbarn vorwärts zu kommen. Indes, was zuletzt kommt, übertrifft zuweilen die Vorgänger; das kann bei uns schneller eintreten, als man meint: wenn die Fürsten an der Literatur Geschmack finden, wenn sie diejenigen, die sich mit ihr beschäftigen, fördern, indem sie die besten Leistungen loben und belohnen. Lassen Sie uns Mediceer haben, und wir werden Genies erblühen sehen! Die Auguste werden Virgile erzeugen. Wir werden unsere klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie zu seinem Nutzen lesen wollen; unsre Nachbarn werden Deutsch lernen, die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann geschehen, daß unsere verfeinerte und ausgebildete Sprache, um unsrer guten Schriftsteller willen, von einem Ende Europas bis zum andern dringt. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen. Ich kündige sie Ihnen an, sie sind im Anzuge; ich werde sie nicht schauen, das zu hoffen, verbietet mir mein Alter. Mir geht's wie Moses: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten.“

Der König hat das Land der Poesie nicht betreten. Das Feenland Avalun der Schönheit, der Wunder und Geheimnisse, das Märchenland der Volkspoesie und das Zauberreich der Romantik: dieser Sonntag war seinem strengen Werktag nicht gegönnt.

* * *

Im Konzertsaal von Sanssouci liegt der tote König auf seinem Feldbett; auf dem Kopfe den bekannten kleinen Hut, den schwächtigen Körper eingehüllt in einen blauen Seidenmantel, die Füße bis hoch herauf in den langen Stiefeln. So wie er dort vor seiner Bestattung ausgestellt lag, hatte er oft im Siebenjährigen Kriege mitten unter seinen Offizieren und Soldaten am Wachtfeuer gelegen, gestiefelt und gekleidet, eine hagere, kleine Gestalt mit zwei herben Falten im strengen Gesicht, den Mund gepreßt, die blauen großen Augen, dieses unscheinbaren Körpers starkes Licht, auf wenige Stunden geschlossen.

Ein Kriegsmann! Und sein Dasein ein Feldlager. Der Siebenjährige Krieg steht inmitten dieses Heldenlebens und bedeutet die große Wende von der mittelalterlichen Politik des Hauses Habsburg zum neudeutschen Kaisertum des Hauses Hohenzollern. Damit auch eine

Änderung der Blickrichtung: eine Abwendung von der Südländspolitik und den Römerfahrten der deutschen Kaiser, die so lange vergebens mit der Mittelmeer-Kultur gerungen hatten. Eine Blickwendung also nach Inland und Nordland, ein Fußfassen auf eigenem Grund und Geist, mit Ausblick nach dem Meer.

Dies hat uns besonders der Einsiedler von Sanssouci geschaffen, mit Einsetzung seines ganzen Feldherrn- und Verwaltungs-Genies. Ein Opfer und ein Märtyrertum auch dies: ein Verzichten auf Begehlichkeiten der Welt um einer großen Idee willen.

Und eben dies Tun und diese Kraft nennen wir Idealismus.





Königin Luise

I.

Paris, 1805. Der König und die Königin lustwandeln am Rande eines Ahrenfeldes, unspielt von den Kindern. Sie schmückt sich den Hut mit Kornblumen.

Der König

(gedankenvoll)

Nicht in den Sturm der Minuten hinuntermüssen —
Am Rande stehn — Zuschauer sein dem holden Tanze —
Hold nur dem, der nicht hinunterbraucht . . .

Die Königin

Spricht das ein Hohenzoller?

König

Das spricht am Rande der Welt ein Mensch
Zum besten Kameraden . . . Reigenspiel!

Königin

Schau her, mein Freund: ich schmückte den Sommerhut
Mit blauen Blumen. Die Fülle des Goldes lass' ich

Den hungernden Menschen: nur aus der goldnen Nahrung
Nehm' ich den blauen Zierat. Freut er dich?

König

(Ihr in die Augen schauend)

Ein schönes Blau! Steigt aus dem Herzen meiner Luise auf
Ins schönste Auge! — Kornblumenaug!

Königin

(lächelnd)

Schau etwas höher, mein Gatte: auf den Hut,
Nicht unter den Hut!

König

(in seiner kurzen Weise, scherzend)

Bräutigam nennen, nicht Gatte!

Königin

Wohlan: mein Bräutigam! Jedoch hol' ich den Namen
Aus meinem Vorratschranke, so fallen dabei
Die andren abgelegten Kleider, die Rosenamen,
Gleich mit vom Haken —

König

Abgelegt?

Königin

Nun, fein bewahrt und sehr mit Liebe!
So wie man sein Taufkleid säuberlich aufbewahrt
Fürs eigne Kind — und sogar dem späten Enkel.
Oder ein Puppenkleid — und Jungenskleidchen.
Denn, Lieber, die Kleider der alten Zeit
Waren aus starkem Stoff und hielten dauernd.
Siehst du, so hangen in meinem Schranke
Rosenamen erprobter Art: „mein Liebling“,
„Mein ritterlicher König“ — „mein guter König“!
„Guter“ — dies Wort besonders erschöpft dich ganz!
Von allen Kleidern das beste! Guter du!

(Sie umarmt ihn)



Königin Luise
Nach dem Gemälde von Nic. Lauer

König

Schau dort — unsre Jungens!

Königin

Laufen wie Wachteln die Furchen entlang,
 Wilhelm voran . . . (Träumend) Wir dachten sie . . .
 O Freund, wir beide dachten so schöne Gedanken,
 Die dort in Menschengestalt im Winde laufen!

König

Tücht'ge Gedanken — will's Gott!

Königin

(in Gedanken)

Ein blauer Sommertag — ausgespannt
 Zwischen zwei Nächten, so ist mein Leben.
 Schirme mich Gott und unser Haus und Volk!
 Die Griechen bangten vor zu viel Glück . . .



II.

Stitt, 6. Juli 1807. — Königin Luise, in vornehmster Kleidung, das Diadem im Haar, und Napoleon Bonaparte in der bekannten Uniform.

Napoleon

Das sind freilich raube Zeiten . . . Aber Ew. Majestät mögen es der politischen Konstellation zur Last schieben, wenn ich als Feind im Königreich Preußen stehe.

Königin

(sich zu ruhiger Würde beherrschend)

Unter solchen Verhältnissen Ew. Majestät gegenüberzustehen, ist für mich in der That ungewöhnlich. Allein ich erfülle die Pflichten der Höflichkeit, und es ist Liebe zu meinem Volke, die mich als Frau und Mutter zu dieser Unterredung zwingt.

Napoleon

(eine leichte Befangenheit unter Galanterie verbergend)

Zum wenigsten verschafft mir diese Konstellation das Vergnügen, Ew. Majestät persönlich kennen zu lernen. Man erzählte mir viel von der Anmut und Klugheit der Königin von Preußen. Ew. Majestät Interesse für die Politik habe ich schon früher kennen gelernt. Und was die Anmut betrifft — (mit leichter Verbeugung, Hände auf dem Rücken) nun, ich habe zuverlässige Berichterstatter.

Königin

(ruhig)

Wir befinden uns hier in einem Bürgerhause von Tilsit. Ich schlage Ew. Majestät vor, wir verbannen die Phrasen des Salons aus dieser ernsten Unterhaltung. Ich wiederhole Ihnen: Nicht die preußische Königin, nur eine preußische Frau und Mutter steht vor Ew. Majestät. Ich spreche zu etwas in Ihnen, was mir allein ermöglicht hat, diese Unterredung zu übernehmen: zum Sohn einer tapfren, klugen Mutter, zum Bruder, der für seine Geschwister auch noch vom Thron aus sorgt. Das sind Tugenden, Sire, die einer deutschen Frau das Herz öffnen — auch für Sie, trotz des Unheils, das Sie unfrem Lande zugefügt haben.

Napoleon

(hat die Arme verschränkt, murmelt)

Man hat mich zu diesem Unheil gezwungen.

Königin

Wer hat einen so mächtigen Monarchen gezwungen?

Napoleon

(kurzab)

Ihr Kabinett. Auf die unsichere, schwankende Politik Ihrer Minister war kein Verlaß.

Königin

Wer die Unsicherheit in die europäische Politik gebracht hat, Sire, das zu untersuchen, steht einer Frau nicht an. Mein Gatte,

der König von Preußen, liebte den Frieden und kennt nur eine Pflicht: das Glück seiner Untertanen. Wir betrachten unsere Untertanen als unsere Familie. Und so lebten der König und ich und unsere Kinder innig mit unserem Volke und suchten bis zum äußersten Frieden zu erhalten. Denn (sehr ernst) nach unseren religiösen und sittlichen Anschauungen ist ein gewissenlos heraufbeschworener Krieg ein Frevel, den die Gottheit früher oder später strafen wird.

Napoleon

(mit ironischem Zucken um den Mund, kurz und herb)

Die Gottheit . . . Wer die Revolution sah, denkt darüber anders. Der Krieg ist ein vulkanisches Ereignis. Der Krieg ist ein Befreier von Sentimentalität. Der Krieg rüttelt die Völker wach, gießt Stahl ins Blut. Die Welt ist kein Idyll.

Königin

Sire, sagen Sie das einer Königin von Preußen? Wie wir über den Krieg denken, der sein muß, das hat Friedrich der Große der Welt bewiesen.

Napoleon

(mit höflicher Fronte)

Ich bitte Ew. Majestät sehr um Vergebung: ich habe Gelegenheit gehabt, das Königreich Preußen von West nach Ost kennen zu lernen und hätte mich gefreut, Friedrich des Großen Geist zu begnügen. Indessen . . . (Zuckt die Achseln. Die Königin schweigt mit gepreßten Lippen. Er fährt fort) Nun, ich bitte um Entschuldigung, diese Bemerkung war nicht galant. Aber Ew. Majestät haben mir Erlaubnis erteilt, die Phrasen des Salons draußen zu lassen. Ich entgleiste daher in die Sprache des Soldaten. Und diese Sprache schmeichelt nicht. Auch ich habe vor Jahren „Werther“ gelesen und selber als Jüngling solche Süßlichkeiten zu Papier geworfen. Aber das Leben hat mich eines Besseren belehrt.

Königin

Wenn Sie falschen Gefühlen huldigten, ist das Grund genug, alles Gefühl zu verbannen? Dann hat Ihnen das Leben Irrlehren

erteilt, Sire! Mögen Sie persönlich Ihr Herz aus Ihrer Politik ausschalten: uns Deutschen gelingt das nie und nimmer. Des Herzens erstes Gebot ist Achtung vor den Idealen in jedem Menschen und in jedem Volke. Sie antworten mir vielleicht, es sei eben Ihr Ideal, die Oberfläche Europas nach Ihrer Anschauung umzuändern? Aber ich fürchte, Sire, das wird sich auf die Dauer kein Volk von Ehre gefallen lassen.

Napoleon

(achselzuckend)

Ehre? . . . Sehen Sie den Rheinbund an! Der fügt sich vortrefflich in die neuen Dispositionen. Wer will gegen Natur-Ereignisse aufkommen? Die Revolution ist ein Natur-Ereignis. Und ich bin ihr Sohn.

Königin

Sohn — an diesem Worte finden wir uns wieder zusammen. Was soll aus der Familie werden, ich frage Sie, Sire, wenn man sie nicht schützt vor zerstörenden Einflüssen der Natur? Und ich frage Ev. Majestät: Ist nicht die Menschheit eine große Familie? Ist Vergewaltigung irgendwelcher Art geeignet, diese edlen Beziehungen von Mensch zu Menschen zu fördern? (warm) Sire, lassen Sie einer Frau das schöne Vorrecht, Sie an die gegenteilige Kraft zu erinnern, die nicht zerstört, vielmehr heilt und lindert, die dem Sieger die Herzen der mild behandelten Besiegten gewinnt: die Großmut, Sire, die Liebe! Machen Sie sich den Besiegten zum Freund, denn angesammelter Haß ist kein Segen für Ihre gewiß großzügigen künftigen Pläne. Sie werden es nicht bereuen, daß Ihnen eine Frau diesen Rat gegeben hat, eine Frau, die es tun darf: denn ich trage eine Krone wie Sie. Und ich weiß aus Erfahrung, wie Liebe und Wohlthat Menschen mit ihren Fürsten verbindet. Und darum bitte ich Ev. Majestät: Lassen Sie die alten, treuen Provinzen bei Preußen, nehmen Sie uns nicht Magdeburg! Ich bin Mutter meiner Untertanen — nicht die Königin, nur die Frau und Mutter bittet Sie: lassen Sie hier die Menschlichkeit über die Rücksichten der Politik obliegen!

Napoleon

(schaut düster in die Ferne)

Ja, ja, die deutsche Ideologie . . . Sie wird mir noch das Konzept verderben . . . (katt) Wir werden politisch. Lassen Sie uns schnell das Thema wechseln. Ich kämpfe lieber auf dem Schlachtfeld als mit Ew. Majestät. Liebe — Ehre — schöne Worte, doch taugen sie nicht auf das Schachbrett der Politik.

Königin

(mit Wärme fortfahrend)

Sie haben von der Natur ungewöhnliche Gaben erhalten, Sire, vor allem die Gabe, auf dem Schlachtfeld zu siegen. Sie nützen die Früchte dieser Siege, Sie sehen Souveräne sich zu Füßen. O wie bedaure ich, daß diese ungewohnte Erscheinung Sie von der Menschheit insgesamt verächtlich denken läßt! Aber ziehen Sie einmal den Vorhang von diesen schmeichelnden, verlegenen oder verwirrten Besiegten hinweg — und Sie werden dahinter ein verderblich Feuer bemerken: Haß, beleidigten Stolz, gekränkte Ehre. Geben Sie acht, daß sich das nicht in der Stille stärke! Denken Sie an das Schneegestöber von Eylau! (Napoleon schaut mit verschränkten Armen finster zu Boden.) Darum schaffen Sie sich Freunde, Sire, üben Sie nun Ihre anderen großen Talente, lassen Sie Ihr Herz sprechen, Ihr Sohnesherz, das von Feind und Freund gerühmt wird! Es kann nicht Ihr Ehrgeiz sein, ein Land wie Preußen, das Ihre Pläne weiter nicht stört, vernichten zu wollen —

Napoleon

(rauh einfallend)

Von Vernichtung Preußens ist nicht die Rede. Aber ich brauche Magdeburg. Ich muß meine Grenzen sichern.

Königin

(rasch)

Ihr Riesenreich Frankreich samt den Bundesstaaten sollte das kleine Preußen fürchten?!

Napoleon

(nach kurzer Besinnung)

Es ist das Preußen Friedrichs des Großen.

Königin

(lächelnd)

Ei — von dessen Geist Sie nichts bei uns bemerkt haben?

Napoleon

(verbeugt sich leicht)

Vielleicht doch. (Der König tritt ein.) Die Politik tritt ein, lassen Sie uns abbrechen. (Bricht eine Rose von einem Blumenstock, der auf dem Tische steht.) Gestatten mir Ew. Majestät, meine Hochachtung vor der preußischen Frau und Mutter auszusprechen.

Königin

(die Rose nehmend)

Mit Magdeburg?

Napoleon

(tast)

Das ist Sache des Kriegsrats.



III.

Zwei freiwillige Jäger von 1813 am Abend vor der Schlacht.

Erster Jäger

Ein Buch?

Zweiter Jäger

(schließt das Buch, in dem er gelesen)

Schillers Gedichte. Doch bin ich zu Ende.
 Ich schaue schon lang hinüber ins Abendlicht,
 Aus dem so lässig heute die Sonne sank,
 Als wüßte man nicht dort oben, daß morgen
 Die Schlacht geschlagen wird — die schwere Schlacht.

Erster

Der alte Träumer!

Zweiter

Sei's drum! Doch träumt' ich düstre Dinge,
 Dinge so unbarmherz'ger Art, daß ich verzagte,
 Hätt' ich das Licht dort nicht, das ewige Licht —
 Und im Tornister Schiller.

Erster

Und ich in meinem Medaillon mein Schätzchen!

Zweiter

Und ich im Herzen die schönste Königin!
 Verehrt, wie einst im Heiligtum der Griechen
 Das Götterbild der Hera! Wie auf Wartburg
 Die Ritterfrauen von Walthers jungem Lied!

Erster

Und das macht traurig?

Zweiter

(gedankenvoll)

„Auch das Schöne muß sterben“ . . . Ja, gerade das Schöne!
 So fiel Theodor Körner bei Gadebusch,
 Mein prächtiger Körner! May Piccolomini!
 So schied Königin Luise! Und Einer brach
 Weinend vor ihrem Lager in beide Kniee:
 Der gute König! Doch tausend Arme der Liebe
 Halten nicht fest das schöne Fremde,
 Das hier nur Gast ist . . . Gast! Warum?
 Damit in uns eine Flamme der Sehnsucht werde,
 Entzündet an schöner Gestalt, ein Heimweh nach Hohem,
 Das uns bewahrt vor sattem Behagen! Darum Gast! . . .
 Ein Leuchten ist's nur — ein Lächeln und Locken — fort!
 Da stehn wir dann und trauern ins Abendlicht . . .
 So starb auch Schiller . . .

Erster

Trübe Gedanken! Feg sie hinaus! Morgen ist Schlacht!
 Der Bonapart' „muß runter“, wie Blücher sagt,
 Der unverträumte, wetterleuchtende Blücher!

Zweiter

(auffpringend)

Ja, morgen ist Schlacht! Der Tag von Tilsit geföhnt!
 Schau um dich, Freund: da sprießen der Königin Tränen
 Zu Hunderttausenden aus Leipzigs Feld!
 Körner fiel — und Schiller starb — und die Königin:
 Jedoch die Straße, die sie gezogen, ist schöne Straße!
 Und jeder Krieger, fallend im Freiheitskampf,
 Zieht schönen Pfad! — Auf!



Tagebuch

Rrals Antwort. Die Leser erinnern sich der öffentlichen Frage über „christlichen Idealismus“, die ich im Novemberheft der „Wege nach Weimar“ (S. 92) an Richard von Rralik gerichtet habe. Dieser antwortet nun in der Wiener „Kultur“ (Jan. 1907, S. 117) folgendes:

„Hier meine Antwort: Sie haben recht, daß wir uns in manchem sehr nahe stehen. Aber gerade deshalb werden wir uns vielleicht über die noch schwankenden Einigungspunkte schwerer verständigen. Ihr Idealismus ist Subjektivismus, ist der Standpunkt Kants, wenn er etwa von unbeweisbaren ‚Ideen‘ der Vernunft spricht oder von der ‚Idealität‘, d. i. Subjektivität von Raum und Zeit. Es ist der Idealismus Schillers in den schönen Gedichten ‚Die Ideale‘ und ‚Das Ideal und das Leben‘, wenn dort von zerronnenen Idealen gesungen wird, vom süßen Glauben, der der Wirklichkeit zum Raube werden konnte, von der Flucht aus diesem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich. Hier klappt überall das Ideal und die Wirklichkeit weit auseinander.

Mein Idealismus ist aber stärker, ist objektiver, realer, er ist der Platons, er mußt den Ideen zu, wirklich zu werden, und der Wirklichkeit, ganz an den Ideen teilzunehmen. Auf die Ästhetik angewandt, fordert dieser Idealismus, daß eine klassische Kultur in vollem Sinne, eine Kultur voll idealen Gehalts, zugleich eine höchst reale Form, eine tatsächliche Gestaltung aufweise. Je wahrer, je tiefer, je lebendiger der ideale Gehalt, um so bestimmter, um so konkreter die Form, in der er in die Erscheinung tritt. So wie nun die antike klassische Kultur ohne positive Religion, Priesfertum, Opfer, Wunder nicht möglich war, so ist auch der christliche Idealismus nicht möglich ohne diesen christlichen Realismus, wie er in der positiven, sichtbaren, hierarchisch und autoritativ gegliederten, in Opfern, Festen und Kulte sich betätigenden Kirche durch alle

Menschenalter seit Christus bis heute sich offenbart. Ich gebe zu, daß auch die Protestanten, daß auch Sie, daß vor allem die Weimarer Klassiker an diesem christlichen Idealismus teilnahmen, soweit sie positiv sein wollen. Ich habe das in einer eigenen Schrift ausgeführt (*Die deutschen Klassiker und der Katholizismus*). Ich gebe auch zu, daß von der Reformation an bis zur Romantik die Kultur der katholischen Kirche in Deutschland unter einer schädlichen Verschüchterung zu leiden hatte. Diese auch jetzt noch nachwirkende Verschüchterung zu heben, ist meine Bemühung. Dabei bin ich wohl auch die ‚Wege nach Weimar‘ gegangen, aber auch noch ein wenig weiter, nach Sena, wo die Romantik entstand, wo Novalis und Friedrich Schlegel einen dreihundertjährigen Bann von unserer nationalen Kultur nahmen.

Ich habe mich etwas schärfer ausgedrückt im Unmut, daß auch noch eine Partei unter unseren katholischen Literaten jenen echteren Idealismus verkennt und uns auf Ihren Idealismus verweist, der mir nicht nur vom christlichen, sondern auch schon vom rein philosophischen und ästhetischen Standpunkt aus nicht genügen kann. Weder mir noch der nationalen Kultur. Das Urteil darüber, ob ich im Recht oder Unrecht bin, maße ich mir gewiß nicht an. Aber ich darf wohl mit dem ganzen Einsatz meiner Persönlichkeit heute ebenso in diesen ‚Sängerkrieg‘ eintreten, wie vor genau 700 Jahren zu Wartburg Heinrich von Osterdingen, Wolfram und Walther. Mag ich dabei siegen oder nicht, in jedem Falle wird die Sache der nationalen Kultur gefördert werden, das Idealere, das heißt, das Seiendere, Wahrere, Bessere, Schönere wird sich auch verwirklichen und gestalten und durch die volle wirkliche Gestaltung seine Idealität erweisen. Dies in kurzem mein Standpunkt. Ich würde mich freuen, ihn mit Ihnen noch weiter erörtern zu können.“

Richard von Kralik.

Wer diese Antwort sorgfältig mit meiner Anfrage vergleicht, dem wird nicht entgehen, daß dies ein Umgehen meiner Frage ist. Denn ich hatte deutlich gefragt: „Wie kommen Sie dazu, mir christlichen Idealismus abzuspochen?“ Und hatte noch deutlicher zugespißt: „Halten Sie den Idealismus, der aus den protestantisch-deutschen Formen erwuchs, für nicht christlich?“

Aus Ihrem Schweigen zu dieser letzten Frage schließe ich, daß Sie jene Form Ihres Vorwurfs nicht aufrechterhalten. Ich gehe also auch meinerseits darüber hinweg.

Was nun übrig bleibt, ist eigentlich nur dies: Sie haben mir weder Idealismus noch Christentum abzusprechen, Sie verargen mir aber, daß ich das nicht in den katholischen Formen betätige. Nicht „christlichen Idealismus“ also vermissen Sie, sondern katholischen Idealismus; ja, auch nicht den Idealismus sprechen Sie mir ab, da Sie ja Kant und Schiller als in dieser Linie nennen: sondern eben nur — um es ganz scharf zu formulieren — die katholische Form des christlichen Idealismus. Da es nun aber, wie Sie gegen Ende Ihrer Ausführung bedauern, sogar im katholischen Lager selber eine „Partei“ gibt, die auf meinen Idealismus verweise, so wird der Kreis noch enger: es ist also das Katholische Ihrer persönlichen Richtung, das Ihnen erlaubt hat, mir „christlichen Idealismus“ abzusprechen.

Jetzt sehen wir klarer. Und nun fangen Sie die nähere Darlegung Ihrer persönlichen Widerspiegelung katholischer Kulturideale gleich mit einer — verzeihen Sie — etwas betonten Überlegenheit an: Sie behaupten einfach, Ihr Idealismus sei „stärker, objektiver, realer“. Lieber Herr von Kralik, darüber entscheidet keine Theorie. Darüber entscheidet nur die Bewährung in Leben und Sterben. Hoffen wir, daß wir beide bestehen.

Und hier ist nun der Punkt, wo ich einsetze. Ich ging in meiner Anfrage, an einfachsten Legenden-Beispielen veranschaulichend, vom Lebenswerte aus und lasse es jedem anheimgestellt, wie er diese Lebenskräfte höherer Art in sich finden, stärken und an andere weitergeben will, ob erzogen von Franz von Assisi oder von Friedrich Schiller. Als Urbild aller Licht- und Wärmebringer steht auch mir im Hintergrund der für das europäisch-religiöse Ideal typisch gewordene Christus. (Wozu man das Tagebuchblatt „Jesus“, Bd. II, S. 286, vergleichen möge.) Wer aber dem genialen Plato oder den Anregern der Romantik das Entbrennen des inneren Menschen verdankt, der mag seinen Meistern dankbar sein, wie wir den unsren: wenn er nur im Bewußtsein behält, daß die Hauptsache das Feuer ist, nicht die Formen des Feuerbringers. Ich meinerseits wählte den sinnbildlichen Namen „Weimar“, der aber, wie ich oft ausführte, aus einem Analogie-Schluß verstanden sein will: wie nämlich damals Schiller, Chr. Gottfr. Körner, Humboldt, Goethe eine Wendung über die landläufigen Literaturformen hinaus in die strengeren und reineren Linien des Humanitäts-Ideals unternahmen und harmonische Persönlichkeiten wurden: — so gilt es heute, den zerreibenden

Literaturbetrieb zu überwinden und das höhere Menschentum zu finden, um dann aus dem Gefundenen neubeseelte Formen zu schaffen.

Dies praktische Werk der Selbstbesinnung begann ich mit mir selber. Ich sagte mir: Treibst du weiter mit und wirfst Programme zu Programmen, so vermehrst du nur die Verstimmung, bist einer unter vielen, ein Literat wie alle. Trachte also, in ein „drittes Reich“ emporzubringen und von diesen Reizungen des Für und Wider frei zu werden. Verkörpere in dir selber Unbefangenheit und ruhige Festigkeit! Gelingt dir diese Sammlung und Befreiung, so ist wenigstens an einem Pünktchen Wirklichkeit geworden, was die lauten Programme verlangen.

Diesen realen Versuch nennen Sie „Subjektivismus“. Ich freue mich, daß ich diesen Subjektivismus gefunden habe. Dies „pratique“ (mit Friedrich dem Großen zu reden) hat [mir bessere Dienste geleistet als das „métaphysique“. Wer diesen Weg einschlägt, der hat weder Lust noch Zeit, über „zerronnene Ideale“ zu klagen. Er flüchtet nicht in des Ideales Reich und sehnt keine vergangenen Zustände zurück, sondern wird seinem Volke — ich denke gerade an Schiller — ein Vorbild und Erzieher sehr wirklicher Art.

So betrachte ich Männer wie die oben genannten Weimarer und auch Fichte, Herder, Jean Paul, Emerson usw. als einen neuen und besonderen Zweig des einen Idealismus. Wollen Sie den deutschen Katholiken die Freude an diesen Formen verargen?

Der heilige Gral ist in uns; er wird entzündet durch Schicksale und große Beispiele: dies ist der Sinn meiner Wartburgtrilogie. Gibt nun Ihnen die Kirche solche großen Beispiele — heil Ihnen! Aber lassen Sie uns auch unsere Wege! Denn das Glühen des Grals ist die Hauptsache, nicht der Weg dazu.

* * *

Literaturangaben. Das bedeutendste neuere Werk über Friedrich den Großen ist die zweibändige Geschichte dieses Königs, die Reinhold Koser (Stuttgart 1900, Cotta) zugleich wissenschaftlich und lebensvoll dargestellt hat. — Dr. Herman von Petersdorff wendet sich in einem starken Bande großen Formats an die „breite Masse der Gebildeten“; das Buch, mit reichem Bilderschmuck versehen (meist Stichen und Bildnissen aus jener Zeit), erschien 1902: Berlin, A. Hoffmann & Ko. — In Velhagen & Klafings „Monographien zur Weltgeschichte“ (heraus-

gegeben von Ed. Seyck) befindet sich ein Lebensbild Friedrichs von Prof. Dr. Wilhelm Weigand, das dem Laien einen vorzüglichen Überblick gibt (4 Mk.). — Von Thomas Carlyles packender, eigenartiger Schilderung des königlichen Genies gibt es eine gekürzte Ausgabe (Linnebach) in einem Bande: Verlag von B. Behr, Berlin (geh. 8 Mk., geb. 10 Mk.). — Ebendort erscheint eine Sammlung „Erzieher des preussischen Heeres“ (herausgegeben von Generalleutnant z. D. v. Pelet-Narbonne), worin als 3. Bändchen das Feldherrntum des großen Königs knapp und sachlich geschildert ist (von Oberstleutnant W. v. Bremen). — Nach dieser Seite hin bilden natürlich eine unentbehrliche Grundlage die Veröffentlichungen des Großen Generalstabs (Berlin, Mittler & Sohn). — Ein neuestes Werk von Archivrat Winter, in der Sammlung „Geisteshelden“ (Berlin, Hofmann) ist mir unbekannt. — Auf die wichtigen Denkwürdigkeiten von de Catt und Thiebault wurde schon hingewiesen. — Das Bändchen über Friedrich den Großen (Uhde), das sich in die Sammlung „Die Kultur“ (Berlin, Bard, Marquardt & Ko.) eingeschlichen hat, ist leider ein Zerrbild. — Im Verein der Bücherfreunde (Berlin, A. Schall) hat Karl Bleibtreu unter dem Titel „Vivat Fredericus“ Schlachtschilderungen veröffentlicht. Auch sonst liegen mir natürlich eine Menge alter und neuer Einzelbeiträge vor, die zu nennen hier zwecklos wäre.

Die beste Quelle sind die Werke selber, besonders die Briefe. Da kann jedem die schönsten Dienste leisten das fleißige Werk des verstorbenen Historikers Prof. Dr. Eysenhardt: „Friedrich der Große, Denkwürdigkeiten seines Lebens nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen“ (zwei hübsche Bände, Leipzig, Grunow, gebunden 7,50 Mk.). — Ebenso die „Ausgewählten Schriften“, die von E. Schröder übersetzt und herausgegeben wurden (3 Teile in einem Band, Dresden, Hönsch & Tiesler), freilich im Stil der Übersetzung nicht immer einwandfrei, zumal nicht in den Versen, aber interessant durch die Auswahl. — Die deutsche Ausgabe von Mertens, Würzburg 1876 (3 Bde.), bringt besonders die ungekürzten historischen Hauptwerke und die Briefe an Voltaire. Eine wirklich befriedigende neuere Ausgabe (deutsch und in guter Auswahl) ist mir nicht bekannt. — Bei Reclam findet man eine sehr lesenswerte Auswahl der Briefe und einiges andere; bei Bendel den Briefwechsel des Kronprinzen mit Voltaire; endlich erschienen kürzlich „Aussprüche Friedrichs des Großen“ (Dresden, G. Rühlmann), ausgewählt von Rudolf Eckart, leider ohne Angaben der Quellen.

Unsere Buchschmuck in diesem Bande entnahmen wir, durch freundliches Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung Hermann Mendelssohn, Leipzig, dem volkstümlichsten aller Werke über Friedrich II.: „Geschichte Friedrichs des Großen“, geschrieben von Franz Kugler, mit 400 Illustrationen von Adolf Menzel. Dies Buch (Volksausgabe geb. 6,00 Mk.) gehört schon um seiner Zeichnungen willen in jede deutsche Bücherei. Meister Menzel hat mit seinem scharf und trefflicher charakterisierenden Stift den großen König und seinen Bezirk ein für allemal unsrer Anschauung eingepägt.

Über Voltaire erschienen kürzlich — zu den älteren Werken von Strauß und Mahrenholz — zwei Werke, die unser Urteil nicht umändern. Sachlich, in gedrängter Fülle, schreibt Robert Saittschick über „Voltaire, Mérimée, Renan“ seelische Studien (Berlin, E. Hofmann & Komp.); sehr streitfroh und unglaublich übers Ziel hinaus Joseph Popper-Lynkeus (Dresden, Karl Reifner), ein belehener Voltaire-Enthusiast.

Über Kant ist die Literatur unabsehbar. Außer den philosophischen Lehrbüchern (z. B. Windelband) nenne ich nur wieder Chamberlains „Kant“ (München, Bruckmann); Kronenbergs „Kant“, Leben und Lehre (München, Beck, geb. 4,80 Mk.), ebendort desselben Verfassers Aufsätze „Ethische Präludien“; Simmels „Sechzehn Vorlesungen über Kant“ (Leipzig, Duncker & Humblot). Besonders aber noch, gerade für uns wichtig: „Kant, Schiller, Goethe“, gesammelte Aufsätze von Karl Vorländer (Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, geb. 5 Mk.): vortrefflich, klar, sachlich. Sodann „Schiller als Philosoph und seine Beziehungen zu Kant“ (mit Beiträgen von Eucken, Windelband, Baehinger usw.), zur Schillerfeier erschienen bei Reuther & Reichard, Berlin (3 Mk.). Ein Werkchen Simmels „Kant und Goethe“ (in der geschmackvollen Sammlung „Die Kultur“) hat Anregungswert. Im übrigen sind die Hauptwerke in guten und billigen Ausgaben (Rehrbach) bei Reclam zu haben, auch bei Hendel oder Dürr. In den „Büchern der Weisheit und Schönheit“ findet man in klarem Druck und vornehmer Gewandung zwei schöne Auswahlbände.

Zum Schluß noch dies: Philosophie ist Geistesübung; bei diesen wertvollen Übungen ist es aber gar keine Seltenheit, daß Professor Hinz dem Professor Kunz zwingend beweist, er habe in entscheidenden Punkten Kant einfach nicht verstanden. Auch von Schopenhauer z. B. betont die neuere Philosophie immer mehr, daß er in wesentlichen Dingen Kant

mißdeutet habe; andere wieder halten die Zusammenstellung Plato-Kant für ein Unglück usw. Ich selber betrachte mich nicht einmal als „Dilettanten“, wie Chamberlain, sondern nur als gebildeten Laien, der in diesen Dingen Zuschauer ist und bleiben will, weil ihm die Fühlung mit der Natur, der Poesie und den Seelen der Menschen wichtiger und lieber ist als die Verbindung mit akademischer Methode. Liest man nun obige Streitfälle in unsren philosophischen Zeitschriften, so rieselt es uns Laien wie ein Lächeln über die Züge und wie ein Trost durchs Gebein. Wir schätzen zwar edle Geisteszucht, lesen auch einmal eine Sache zwei- und dreimal, bis wir sie verstehen — machen uns aber doch zu guter Letzt keinen Kummer daraus, wenn wir vor Hegelschem Denken ein instinktives Grauen empfinden. Heil uns, daß wir frei sind, Wissenschaft zwar zu achten, im übrigen aber unsystematisch zu leben und zu lieben!

* * *

Ein Brief der Königin Luise. Friedrich der Große und Königin Luise — männliches Genie und Genialität des weiblichen Herzens. Die Verbindungslinie zwischen diesen beiden Hohenzollern ist nicht schwer zu ziehen. Es ist, als hätte Königin Luise nachträglich in der Weltgeschichte jene Lücke ausgefüllt, die in Friedrichs Leben auffällt: das weibliche Herzensgenie verdichtet sich hier zu einer Edelgestalt.

Königin Luise ist unsre Juno Ludovisi. Plastisch tritt ihr Seelenbild vor unser inneres Auge als ein Ideal harmonisch entfalteter Gemütskräfte. Nach dem Tode verklären sich solche Gestalten von den Schlacken des Vergänglichem und werden gleichsam Genien und Heilige der Nation.

Wir warfen kürzlich, bei Besprechung von Chamberlains „Kant“, die Frage hin: „Ist Kants Systematik wirklich nicht zu trennen von den aus ihm ausstrahlenden Kräften? Dann wehe den Armen, die sich durch eins der schwersten Werke der Weltliteratur, durch Kants „Kritik der reinen Vernunft“, hindurcharbeiten sollen, um in höhere Gemeinschaft zu gelangen! Aber ich meine, es gibt viele Tore, durch die man in die eine Stadt Gottes eintreten kann.“ Zu diesen Worten bildet der folgende Brief der Königin Luise [entnommen Alwin Lonkes schönem Lebensbild, Leipzig, E. A. Seemann] eine nähere Ausführung. Die Königin schreibt (Winter 1797/98) an ihren Bruder Georg, den Erbprinzen von Mecklenburg, folgendes:

„Noch ein Wort über die Wahrheit, daß ein reines Herz keiner Philosophie bedürfe. Du wolltest nämlich gern wissen, wie ich auf den

Gedanken oder zu dieser Überzeugung gekommen wäre. Ich kann Dir versichern, daß ich sie allein aus meinem eigenen Herzen habe . . . Nun hörte ich öfters Menschen über Pflichten, Rechte, philosophische Prinzipien reden und disputieren und wunderte mich des Todes, daß man erst darüber reden mußte, um überzeugt zu werden, daß man so und nicht anders handeln mußte, wenn man gut und rechtschaffen sein wollte. Über Pflichten gegen Gott, gegen die Menschen und sich selbst, über Pflichten als Gattin und Mutter, über häusliche und öffentliche Angelegenheit, darüber zu debattieren, war mir unglaublich, denn, sagte ich mir, es ist nur ein Weg, glücklich zu werden, nämlich der, der Stimme seines Gefühls, seines Herzens zu folgen . . . Dabei, mein Gott, dachte ich, zu was denn all das Studieren, wenn es einem nicht einmal Kraft gibt, seinen Geschmack, Lieblingsideen und Gewohnheiten aufzuopfern, um einen andren glücklich zu machen? Diese und tausend ähnliche Fälle geben mir Anlaß, mich zu überzeugen, daß man nicht grübeln mußte, um gut zu werden, sondern daß Gott die schönen Lignamente tief in unsre Seele und Herz eingegraben hätte, und daß man nur diesen folgen mußte, um auf dem rechten Wege zu bleiben.“

So schreibt eine edle Frau. Und sie hat in ihrer Art recht. Und indem sie so schreibt, weiß sie gar nicht und braucht es auch nicht zu wissen, daß sie, geübt durch eine religiöse und doch frisch-natürliche Erziehung, Kant und ihren Lieblingsdichter Schiller praktisch erfüllt.

*

*

*

Richard-Wagner-Jahrbuch. (Herausgegeben von Ludwig Frankenstein; Leipzig, Deutsche Verlagsaktiengesellschaft.) Keine Besprechung soll das Folgende sein; nur einige Punkte seien herausgeholt. Mitten in einem anziehenden Vergleich zwischen des Romantikers Novalis „Hymnen an die Nacht“ und Tristan-Isoldes Nachtgesang („D sink' hernieder, Nacht der Liebe“) finden wir plötzlich wieder jenen Irrtum, den wir schon früher in diesen Blättern bedauern mußten. Es ist das wie eine Gedankenlähmung, eine Hypnose: „Abgesehen von Novalis' Mangel an eigentlicher Gestaltungskraft, den er mit so manchem anderen Romantiker teilt, fehlte ihm noch das dieser verwandteste, wahrhaftigste Ausdrucksmittel der romantischen Poesie: die Musik.“ Also wieder einmal Musik gegen Poesie ausgespielt! Professor Prüfer, der Verfasser dieses Aufsatzes, hebt hervor, wie „unvergleichlich mächtiger“

Erstarrten-Isoldens Zwiegesang wirke, „als die noch so herrlich und tief empfundenen, aber rein literarischen Poesien der romantischen Schule“ (denen leider die Musik fehlt). „Das lebendige, tönende Kunstwerk hat auch über sie den Sieg davongetragen“ . . . Auch über sie! Denn es liegen noch mehr Überwundene am Wegrand. Und zum Schluß, mild herablassend: „Aber wir gedenken mit dankbarer Wehmut des herrlichen Jünglings Novalis, der die künstlerische Stimmung dafür erweckt und Richard Wagner die Bahn bereitet hat.“ Damit ist also auch Novalis zu einem Bahnbereiter für den Einen Meister herabgedrückt. O ihr Lebenstöter! Statt zu sagen: „Nachdem schon der junge Novalis, dessen Leben und Schaffen freilich Bruchstück geblieben, in den Formen der Poesie einen tiefgründigen Gesang an die Nacht gedichtet, hat auch Richard Wagner, in den Formen der Musik und eingegliedert in ein reifes Kunstwerk, einen herrlichen Zwiegesang ähnlichen Inhaltes geformt — wie reich ist deutsche Seele!“ — — statt etwa so zu sagen, müssen alle möglichen eigenwüchsigen Talente zu „Vorläufern“ erniedrigt werden! Wenn wir doch einmal von diesem unseligen Schematismus erlöst wären!

Bemerkenswert ist Friedrich Fischbachs Untersuchung, ob nicht der Nieder-Rhein Ursitz altgermanischer Sage und Mythologie sei. Schon Simrock hat darauf hingewiesen, „Siegfried“ müsse mit dem Flusse „Sieg“ in Verbindung zu setzen sein. Fischbach, der dort zu Hause ist, holt nun eine Anzahl Dorf- und Flurnamen aus dem Bergerland zum Beweise heran. Siegfried „ist ein Wölsung: gleich hinter Siegburg liegen an der Sieg die Wolfsberge. Er zieht durch die heiligen Lande (durch den Königs- und Frankensforst) zur Stätte, wo Fassnir auf dem Hort liegt. Paffrath hat den Namen vom fauchenden (passenden) Drachen. Nahe bei Paffrath liegen Erberich (Alberich) und Rittum (Reidheim). Schaut man von Rittum nordwärts, so liegt eine Stunde weit der Wibbershof am Hirzberg. An anderer Stelle der Edda wird auch der Heidberg genannt. Daß Hindaberg gleich Hirzberg, ist klar. Finden wir also in der Nähe von Burscheid und Opladen den Wibbershof und den Hirz- und Heidberg dicht gruppiert, so dürfen wir behaupten, daß die Mythe dorthin die Schlummerstätte Brunhilds verlegte. In nicht weiter Entfernung liegen bei Altenberg die Grimmberge, und finden wir bei Odenthal den Spejard-Wald, der später zum Speffart umgedichtet wurde“ . . .

Fischbach hat diese beachtenswerten Spuren genauer verfolgt in seinen Schriften „Asgard und Mittgard“ usw. (erschieden unter dem Gesamttitel „Teutonia“ im Verlage U. Bass & Komp., Leipzig). Wir wollen freilich nicht vergessen: Der Kern des Mythos geht in solche seelische Tiefen hinab, daß er schwerlich irgendwo rund und klar lokalisiert werden kann.

Rurt Mey ist eine Natur, die zu philosophisch-weitschweifigen Spekulationen neigt. Er spricht über „Wagner als Ästhetiker“. „Selten hat das abstrakte und schematisierende Philosophieren auf solche Abwege geführt wie in der Ästhetik; und wohl nichts läßt sich so leicht wie der Weg, den die ästhetische Erkenntnis genommen hat, erkennen und durch einige wenige Merkmale, sagen wir ‚geistige Meilensteine‘ bezeichnen und ausmessen“ . . . Leicht? Nämlich: „Über Plato, den alexandrinischen Philosophen Plotin, Kant und Schopenhauer führt der echte Weg; über Aristoteles und alle auf ihm weiterbauenden alten, mittelalterlichen und neueren Philosophen führt der Irrweg.“ Nun, recht weite Wege. Auch Mey spricht von der „tönenden Metaphysik“, von der „tönenden Weltidee“, als dem „innersten Wesen der Welt“: „Richard Wagner hatte unabhängig von Schopenhauer die Musik, das Orchester, als die Sprache des Unausprechlichen erkannt und damit dasselbe gesagt“ . . . Diese Ästhetik erregt mir ernste Bedenken. Sie schwebt und schweift; sie konzentriert sich nicht um ein besonnen, warm und nah erfaßtes Menschentum.

Wiederum klingt in Hermann Specks Betrachtung „Wagners Verhältnis zu Shakespeare“ die alte Weise auf: „Kein einziger unserer dramatischen Dichter hat eine derartig tiefe Einsicht in die Möglichkeiten der Bühne, die Ansprüche und Leistungsfähigkeit des Theaters und in das Wesen der Schauspielkunst besessen und bewiesen wie Richard Wagner“ . . . Immer dies Ausspielen!

Aber ich will nicht als Beckmesser durch die stattlichen Stoffmassen dieses wirklich reichhaltigen Buches gehen (552 Seiten). Der Leser fühlt, daß ich nicht warm geworden bin. Warum? Vielleicht zu viel Ballast, zu wenig Rhythmus? Nicht Ballast sammeln ist aber die Absicht unserer Blätter, sondern umgekehrt: Vereinfachung. Nämlich, mit Hilfe großer Beispiele, gedrängtes Herausstellen des „Einen, was not tut“: des Genialen in uns allen.

*

*

*

Friedrich's Ende. „Dienstag den 15. August 1786 erwachte der König gegen alle Gewohnheit erst um 11 Uhr. Zuerst, als er aufblickte, schien er verwirrt, besann sich aber bald, rief seine Generale und Sekretäre, die so lange gewartet hatten, herein und gab mit der alten Genauigkeit die erforderlichen Befehle — einen an Rohdich, den Kommandanten von Potsdam, über eine Revue der dortigen Truppen, die am folgenden Tag stattfinden sollte, ein Befehl, der bis ins kleinste an Kennntnis des Geländes, an Vorausberechnung der Bewegungen vollkommen war und demgemäß am folgenden Tage ausgeführt wurde. Mit der gleichen Selbstbeherrschung erledigte er seine Kabinettsgeschäfte, indem er seinen drei Sekretären, zwar mit schwacher Stimme, aber mit der alten Kraft des Geistes, auf jedem Punkt ihre Anweisungen erteilte; einem von ihnen diktierte er unter anderem eine Instruktion für einen eben abgehenden Gesandten, ‚vier Quartseiten‘, die, sagt Herzberg, ‚dem erfahrensten Minister Ehre gemacht hätten‘; und am Abend unterzeichnete er seine Befehle wie gewöhnlich.

Am Mittwoch morgen waren die Generaladjutanten, die Sekretäre, der Kommandant zur gewohnten Stunde da; aber die Botschaft kam: ‚die Sekretäre sollen warten‘. Der König befindet sich in einem röchelnden, nichts Gutes weisenden Schlafzustand, ähnlich dem Todeschlaf; wenn er in Zwischenräumen die Augen öffnet, scheint er nicht bei Bewußtsein zu sein. Nachdem dies stundenlang gedauert hatte, besann sich der König in einem klaren Augenblick auf Rohdich, den Kommandanten, versuchte Rohdich wie sonst die Parole zu geben, versuchte es zwei-, vielleicht dreimal, merkte aber, daß er nicht sprechen konnte, wandte mit einem schmerzlichen Blick, der zu sagen schien: ‚Es ist unmöglich‘, sein Haupt und sank in die Ecke seines Stuhles zurück. Rohdich brach in Tränen aus. Der König lag wieder schlummernd da, und bald danach fing das Todesröcheln an, das in Zwischenräumen den ganzen Tag fortbauerte. Selle (der Arzt) wurde durch einen Eilboten aus Berlin gerufen und kam gegen drei Uhr nachmittags. Der König schien etwas mehr bei Bewußtsein, erkannte die Umstehenden; sein Gesicht war eher rot als blaß, und die Augen hatten noch immer etwas von ihrem alten Feuer . . .

Warum weiter erzählen? Friedrich scheidet unter den üblichen Umständen; ihr könnt hören, wie der Vorhang niederrauscht. Als die Wanduhr über seinem Haupte elf schlug, fragte er: ‚Wieviel Uhr?‘

— ‚Elf, war die Antwort. — ‚Am vier Uhr‘ murmelte er, ‚will ich aufstehen‘. Einer seiner Hunde saß auf einem Schemel neben ihm; gegen Mitternacht bemerkte er, daß das Tier vor Kälte zitterte. ‚Deckt ihn mit einem Kissen zu!‘ sagte oder winkte er; das waren, glaube ich, seine letzten völlig bewußten Worte. Später, als nach einem heftigen Erstickungsanfall der Schleim sich endlich löste, sagte er: ‚La montagne est passée, nous irons mieux‘ — wir sind über den Berg, jetzt wird es besser gehen.

Sein Gefolge, Herzberg, Selle und einer oder zwei andere, waren im äußeren Zimmer, in Friedrichs Zimmer niemand als Struzki, sein Kammerhufar, einer von den dreien, die seine einzigen Diener und Wärter sind, ein treuer, kluger Mensch, wie sie alle zu sein scheinen, und trefflich für seine Aufgabe ausgewählt. Um zu verhüten, daß der König, wie er immer tat, in die Ecke seines Stuhles zurückfiel, wo er, Hals und Brust vorgebeugt, unmöglich atmen konnte, nahm Struzki endlich den König auf sein eines Knie, mit dem andren auf dem Fußboden kniend; des Königs rechter Arm lag um Struzkis Hals, Struzkis linker Arm um des Königs Rücken, seine andre Schulter stützend; und so saß die treue Seele mehr als zwei Stunden, regungslos, bis das Ende kam. Drinnen ist alles Schweigen, man hört nichts als dies Atmen; ringsum die dunkle, schweigende Erde und oben die schweigenden Sterne. Zwanzig Minuten nach zwei Uhr stockte der Atem — schwankte — hörte auf. Friedrichs Lebenskampf ist ausgelämpft; statt Leiden und schwerer Arbeit endlich Ruhe!

Sein Tod scheint sehr hart und einsam, zumal für einen Mann von so warmem Gefühl, einem Mann von tieferer Empfindung als andere Menschen. Aber so war sein ganzes Leben gewesen, hart und einsam; das war das Gesetz, das über ihn verhängt war.“

Thomas Carlyle

(Aus „Friedrich der Große“; Berlin, Behrs Verlag)



Keiner verzage!

Keiner verzage!
 Jegliche Guttat,
 Die du gegeben —
 Sei es ein Wort nur,
 Winzig zu achten —
 Wandelt sich wirkend
 In Geistchen von Licht.
 Und die erschaffnen
 Scharen der Schönheit
 Nehren zu dir heim,
 Der sie gedacht hat!
 Kommen und dienen
 Und danken dem Meister,

Der sie gerufen
 Ins rosige Licht.

Also erzeugt sich
 Jeder hienieden
 Selbst sein Gefolge.
 Keiner verzage!
 Ihm ist gegeben
 Fülle der Gnade:
 Wikingermächtig
 Kann er erzwingen
 Königsgefolge —
 Oder Bezücht.

Du — sei ein König!



An die Leser



uch den dritten Band unserer „Wege nach Weimar“ wollen wir nicht beschließen, ohne einen Dank an die Mitwandrer, deren vielfache verständnisfeine Teilnahme dem Herausgeber eine Art Mitarbeiterschaft bedeutet. Es braucht wohl kaum wiederholt zu werden, daß hier niemand gegängelt werden soll. Jeder von uns muß selber gehen, und nur eine Ermunterung dazu wollen diese Unterhaltungen sein, weiter nichts.

Von verschiedenen Seiten, auch von Hochgebildeten, ist mir zu meiner Freude mitgeteilt worden, daß ihnen jetzt erst des Königs inneres Bild wahrhaft lebt. Wir haben uns hier tatsächlich auf Neuland bewegt, da wenigstens von solchen Gesichtspunkten aus Friedrich der Große innerhalb der Literatur noch nicht betrachtet worden. Grade dies Heldenbeispiel zeigt, was in einer Hauptsache unsre Hefte wollen. Wir möchten über den üblichen Formalismus hinüberdringen in den Jagdgrund, der dahinterliegt: wir möchten die Witterung für das seelisch Bedeutende ausbilden helfen.

In das gegenwärtige Jahrzehnt fallen die hundertjährigen Todestage einer erlesenen Geisterschaft: Klopstock, Herder, Kant, Schiller und Königin Luise. Man möchte wünschen, daß es auch im Geistesleben Schwingungs- und Zahlengesetze geben möchte, so daß nun in rhythmischer Wiederkehr der Geist jener bedeutenden Menschen wieder zur Wirkung gelangte.

Drei Bände unsrer „Wege nach Weimar“ — und damit also die Hälfte unsres geplanten Unternehmens — liegen nun fertig vor. Herausgeber und Verlag arbeiten gleichmäßig weiter.

Wir kommen nun zu Herder und Jean Paul.







